This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495351 8

Zu meiner Zeit

von

Adolf Pichler

17 vols.
#15.—

1. German literature – Collected works

Adolf Pichler

Zu meiner Zeit

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
570493 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

NFG
(Pichler)

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band I

Zu meiner Zeit

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

N. 1.. P.D
12/11/3:
W.W

Adolf Pichler

Zu meiner Zeit

Schattenbilder aus der Vergangenheit

Zweite ergänzte und berichtigte Auflage

Mit einer biographischen Einleitung

von S. M. Prem

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

EMB
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

THE N W Y K
PUBLIC LIBRARY
570493 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Adolf Pichlers Leben und Schaffen.

Von Prof. Dr. S. M. Prem.

Auf der schmalen Landzunge Nordtirols, die sich von Kufstein aus am rechten Innufer noch weit ins Bayerische vorschiebt, liegt bei dem Dorfe Erl ein kleines Zollhaus hart an der Straße. Über den Fluß leitete früher eine einfache Seilfähre, seit einigen Jahren aber verbindet eine stattliche Brücke das österreichische Ufer mit dem bayerischen. Die Lage des Ortes darf man malerisch nennen. Während diesseits des Inns die Berge fast unmittelbar von der Straße ansteigen und im Grenzhorn gipfeln, treten sie jenseits ziemlich weit zurück, vom Pentling und vom Brünstein überragt. Nach Süden schließt das prächtige Kaisergebirge den Blick, der nordwärts noch die bayerische Hochebene erschaut. Dieser Talabschnitt zeigt reichen Baumwuchs und fruchtbare Felder, die vom mächtig einherrauschenden Inn durchschnitten sind. Am Zollhause kündet eine bescheidene Marmortafel, daß hier am 4. Sept. 1819 der Dichter und Naturforscher Adolf Pichler geboren wurde.

Seine Eltern waren nicht mit Glücksgütern gesegnet. Der Vater Josef Anton entstammte zwar einer ursprünglich wohlhabenden Bauernfamilie Südtirols, aber ein jüngerer Sproß derselben hatte anfangs des

31 X 62 3

18. Jahrhunderts „den bedenklichen Sprung“ in eine Kanzlei gemacht und bereitete damit auch seinen Nachkommen das keineswegs beneidenswerte Los der Beamten, im Dienste des Staates heimatlos herumgeschoben zu werden. Der obgenannte Zollamtsschreiber Josef Anton Pichler war ein stiller, verschlossener Mann, treu und unbestechlich im Dienste, nicht ohne Sinn für Natur und Kunst, aber zu arm, um sich das Leben angenehm zu machen. Da auch seine Frau, das Bauernmädchen Josefa Seebacher aus Kundl, kein Vermögen besaß und das Gehalt klein war, so hieß es schmal abbeißen. Dafür gab die Natur dem jungen Pichler, dem später noch eine Schwester und ein Bruder folgten, einen gesunden, kräftigen Körper mit echtem Bauernmark und aufgeschlossenen Sinnen. Landaufenthalt und Bewegung im Freien, einfache Kost und Mäßigkeit in allem stählten seinen Leib und machten ihn widerstandsfähig gegen Entbehrungen und Anstrengungen. Früh ging dem Knaben der Sinn für die Natur auf, die ihn gerade während der ersten Jugendjahre im heitern Unterlande so freundlich lockend umgab. Kaum flügge geworden, durchstreifte er mit seinem Spielgefährten Siegmund Schlumpf die Gegend, ein großer Brand in Oberaudorf am 15. Sept. 1823 machte auf ihn den ersten bleibenden Eindruck und allerlei Geschichten und Sagen des Landvolkes erfüllten schon da seine jugendliche Phantasie. Dann begann eine viel bewegte Wanderzeit, da sein Vater als Zollbeamter von einem Orte zum andern geschickt wurde, nach Leutasch (1824), Scharnitz, Hohenweiler am Bodensee, Weißenhaus bei Füßen und nach Reutte, wo

der Knabe endlich einen geordneten Schulunterricht genoß. Es waren also zumeist einsame Grenzorte in einer großartigen Natur, in denen er aufwuchs. Die erhabene Gebirgswelt erfüllt jedoch das Menschenherz nicht immer mit Staunen und Bewunderung, sondern oft auch in ihrer Empörung mit Furcht und Schrecken. Der junge Pichler spürte diese Wirkung stark genug und verfiel in eine Art religiöser Schwärmerei. In solchen Gegenden gibt es hartknochige Bauern, Hirten, Jäger und Holzknechte, Kohlenbrenner und Wurzelgräber, auch geriebene Schwärzer und verwegene Wilderer, nicht selten raufluſtig und fast immer Feinde der „Finanzer" und Förster, oft roher Sinnesart und abergläubisch. Das war Pichlers Umwelt und es ist kein Zufall, daß er sich namentlich in seinen Erzählungen häufig mit solchen Gestalten beschäftigt. Dazu gehören noch die Einsiedler, deren es damals viele gab und die ihm später auf seinen Bergfahrten begegneten. Pichlers Vater bekam jedoch das fortwährende Wandern endlich satt, ließ sich pensionieren und zog 1832 nach Innsbruck, wo der Sohn das Gymnasium besuchte und bald tüchtige Fortschritte machte. Nach Beendigung der beiden philosophischen Kurse wandte er sich dem Brotstudium des Jus zu, ohne dabei Befriedigung zu finden. Denn die Unterrichtsverhältnisse lagen im vormärzlichen Österreich noch sehr im argen. Es herrschte überall die öde Scholastik und die Professoren waren meist veraltete Zöpfe, die nach behördlich genehmigten Heften und Büchern vortrugen und — mit Ausnahme Flirs — des eigenen Geistes entbehrten, von der Polizei beobachtet und in ihren wissenschaftlichen Arbeiten

von einer bornierten Zensur gehemmt wurden. Wer also etwas Tüchtiges werden wollte, mußte sich selbst umsehen. Das damalige Innsbruck bot jedoch nicht allzuviel geistige Nahrung und Anregung. Seit kurzem bestand daselbst das Museum Ferdinandeum, welches die Altertümer des Landes, Bücher und Bilder sammelte und sie der Öffentlichkeit erschloß. Hier verkroch sich der wißbegierige Pichler manchen Tag, um zu schauen und zu lernen. Um sein Auge für bildende Kunst zu schärfen, begann er nach alten Stichen zu zeichnen. Weitere Nahrung sog er aus der Literatur. Was davon in Tirol zu jener Zeit eigenes bestand, war kaum nennenswert. Seit der Gegenreformation lag auch hier das geistige Leben darnieder, das „Landl" war gegen Deutschland abgeschlossen und politisch bevormundet, die heimischen Poeten gefielen sich in harmlosen Nachahmereien. Ein Jahrbuch „Die Alpenblumen" existierte nur kurze Zeit und ragte nicht gerade durch besondere Reichhaltigkeit hervor, obwohl die Hauptbeiträger Johannes Schuler, Beda Weber und Dr. Streiter ganz tüchtige Köpfe waren. Die Verhältnisse der Reaktionszeit drückten zu schwer auf die Gebildeten und das Volk schlief nach den blutigen Freiheitskämpfen den Schlaf des Ermüdeten. Nach dem Ausdrucke Gilms war es in Tirol wieder „stille wie im Grabe". Schuler, der in Innsbruck den amtlichen „Tirolerboten" leitete, bildete gewissermaßen den Mittelpunkt literarischen Lebens in der Landeshauptstadt und besaß eine große Bibliothek, in der neben der altklassischen auch die neuere deutsche Literatur und die Philosophie vertreten war. Anderes wurde eingeschmug-

gelt und im geheimen verbreitet. Trotz allen Aufpassens drangen so die Werke des jungen Deutschland und der Revolutionsdichter ziemlich früh in Tirol ein und Heine, Freiligrath, Herwegh und Anastasius Grün erweckten starken Widerhall, wie uns Senn, Gilm und später auch Pichler deutlich beweisen. Dieser fiel mit wahrer Gier über die Bücher her und suchte sich ihren Inhalt um so gründlicher anzueignen, als sie nicht sein Eigentum und für seine Kasse unerschwinglich waren. Mußte er sich doch den Lebensunterhalt durch Stundengeben selbst verschaffen! Jetzt vermochte er erst die Schönheiten der alten Klassiker und ihren Bildungswert zu würdigen, denen er die Form abguckte und die befruchtenden Ideen entnahm. Die Alten lieferten ihm den richtigen Maßstab zur Schätzung der deutschen Schriftwerke. Schiller und Goethe, später auch Platen, der auf Pichler bedeutenden Einfluß inbezug auf die Form gewann, wurden eifrig gelesen, dann ging es — zunächst gemeinsam mit dem gleichstrebenden J. v. Schnell — ans Nibelungenlied, das den Jünglingen wie eine verdeutschte Ilias vorkam; von hier aus wurden Ausflüge in das Gebiet der deutschen Heldensage unternommen, während die jüngere Romantik die Beachtung der Sagen und des Volkstümlichen überhaupt lehrte. Aber auch andere moderne Literaturen, voran die italienische und französische, sowie Shakespeare, blieben ihm nicht fremd. Pichler hat durch sein ganzes Leben die alten Klassiker, Dante und die französischen Schriftsteller im Auge behalten. Sie befruchteten fortwährend sein dichterisches Schaffen, das dadurch eine beständige Auffrischung ge-

wann, und sein Denken, was uns seine Tagebücher bezeugen. Mit der Literatur zog ihn auch die Kunst an und schon 1838 wagte er sich mit hart ersparten Gulden nach München. Sehr bedeutend war ferner der Einfluß der Philosophie Fichtes und namentlich Hegels, auf die ihn der arme, verkannte Senn hinwies, der in Innsbruck als Winkelschreiber in großer Dürftigkeit lebte, aber auf die jungen, strebsamen Leute einzuwirken verstand. Die „Phänomenologie des Geistes" bildete die Hauptnahrung seines keineswegs verkümmerten Geistes und bei Hegel suchte er selbst Trost in den Wirrsalen seines verfehlten Lebens. Senn war ein Opfer des Metternichschen Systems und hat auf die politische Dichtung Gilms und Pichlers mächtig eingewirkt. An Stoff dafür fehlte es nicht. Die Austreibung der protestantischen Zillertaler (1837) und die Einführung der verhaßten Jesuiten drückte den freidenkenden Tirolern den Streitkolben gegen den brutalen Ultramontanismus in die Faust. Nach und nach vollzog sich eine reinliche Scheidung der Geister in Liberale und Ultramontane, die alten Freunde Beda Weber und Josef Streiter zerkriegten sich gründlich*) und aus den Ruinen des Alten erhob sich dann frisch und kühn das poetische „Jungtirol".

Bei Pichler schlug Hegels Lehre am tiefsten Wurzel, mit dem Begriffe Freiheit verband er jenen vom freien Vaterlande. In Innsbruck, wo ihm die stolze Geschichte Tirols sozusagen auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein

*) Prem, Ein Kampf der Geister in Tirol (Mit Briefen von Schmeller, B. Auerbach, Th. Mommsen und D. Fr. Strauß an Dr. Streiter). Sonderdruck der „Deutschen Rundschau" 1904, Linz.

kam, wo ihn der Iſelberg als Zeuge großer Taten anſtarrte und vom Grabe Andreas Hofers her der Geiſt von 1809 anhauchte, wurde er national im beſten Sinne des Wortes und er blieb ſeinem Volke treu bis zum letzten Atemzuge, weil er der Überzeugung lebte, daß in der Freiheit desſelben auch ſeine geiſtige Größe ruhe. So ſagt er noch im „Fra Serafico“:

Sind Wiſſenſchaft und Kunſt des Himmels Töchter,
So brauchen ſie ein Vaterland auf Erden
Und das gewährt ein freies Volk allein! —

Die Erinnerungen an das Jahr 1809 finden wir darum oft in ſeinen Schriften angezogen und ſeine Selbſtbiographie „Zu meiner Zeit“ hebt damit an. Das Heimatliche bildete den Grund ſeines Weſens. Ein hervorragender Literarhiſtoriker*) behauptet: „Wer Pichler als Dichter ganz verſtehen und würdigen will, der muß ihn als Tiroler Kind, von der Geſchichte und Umgebung ſeiner Alpenheimat aus betrachten. Sein menſchlicher und dichteriſcher Charakter konnte ſich in ſeiner beſonderen Art nur in einem Lande entwickeln, wo ſeine Kraftnatur ſich tagtäglich gegen Hemmungen und feindliche Strömungen zu bewähren hatte. Nur aus den Verhältniſſen heraus, in die er durch ſeine Geburt geſtellt wurde, verſtehen wir dieſe eigenartige Miſchung von Gegenſätzen: urwüchſige, naive Natur und höchſte Bildung, trotzig-ſtolzes Kraftbewußtſein und demütig-milde Frömmigkeit, ſchlichtes Empfinden und kühnes Denken, herbe Satire und verſöhnenden Humor, derbes Erfaſſen des Lebens und beſchauliches

*) Karl Berger in der Berliner Wochenſchrift „Deutſche Welt“ 1899, Nr. 53.

Sich-Verſenken in ſeine Rätſel." In Pichler verkörpert ſich in der Tat die ganze geiſtige Entwicklung Tirols im 19. Jahrhundert, als deren Abglanz man ſeine Werke bezeichnen könnte, doch haftete er nie einſeitig am heimatlichen Boden, ſondern ließ ſo ziemlich alles auf ſich einwirken, was „draußen" ſproßte und gedieh. Seine kräftige Natur drückte jedoch allem den Stempel eigenen Geiſtes auf und darum iſt er ein origineller und bedeutender Dichter geweſen. Noch auf dem Gymnaſium machte er ſeine erſten poetiſchen Verſuche, die zahmen Charakters waren und nicht lange am Leben blieben. Bald aber ergriff ihn der „Sturm und Drang", für den noch zwei dramatiſche Fragmente zeugen, zunächſt der hegelianiſch philoſophierende „Student" (1838). Ein freies Wort im Garten des Löwenhauſes zwingt ihn, vor den Häſchern zu den Polen zu entfliehen, mit denen er gegen die Ruſſen kämpft. Wie mancher andere hat auch der junge Pichler, vermutlich durch Lenaus und Platens Polenlieder angeregt, die Schwärmerei für die Helden von Oſtrolenka mitgemacht. Anders geartet iſt „Hutten" (1839), in derben Knittelverſen und gegenkirchlich gehalten, national und freiheitlich, ein „echtes Sturmlied Jungtirols" in den Friedenszeiten des Metternichſchen Öſterreich. Träger dieſer neuen Bewegung waren vorzugsweiſe die Studenten. Unter ihnen ſtiftete Pichler 1841 den Bund der „Nibelungen" zur Pflege deutſchen Schrifttums und der eigenen Poeſie. Sehr deutlich iſt da ſchon die Richtung auf das Nationale ausgeprägt, Pichler wird der Führer der aufſtrebenden Jugend Tirols. Im Jus fühlte er ſich allerdings nicht befriedigt und ſo war er froh, um-

ſatteln zu können und die Mittel zur Überſiedlung nach Wien zu erlangen, um ſich dort dem Studium der Heilkunde zu ergeben, da Innsbruck einer mediziniſchen Fakultät entbehrte. Nachdem er in Kufſtein, wohin ſeine Eltern der billigeren Lebensverhältniſſe wegen überſiedelt waren, ſchöne Ferien verbracht und einen anregenden Briefwechſel mit der edlen, hochgebildeten Kornelie Schuler begonnen hatte, fuhr er am 20. Sept. 1842 mit ſeinem gleichalterigen Freunde Adolf Purtſcher auf einem Frachtſchiff von Hall ab, an der herrlichen Gegend am Inn und an der Donau ſich erfreuend und mit Begeiſterung die Odyſſee leſend. Es war eine echte Geniereiſe! Abwechſelnd traten die Jünger des Äskulap auch an die Ruder, während die Schiffsknechte, in denen ihnen die Geſtalten aus dem homeriſchen Epos lebendig wurden, für ſie kochten. Nach zehn Tagen langten ſie ohne Unfall im „Capua der Geiſter" an. Damit begann für Pichler eine neue Periode der Entwicklung, in der ſich ſeine Anſchauungen erweiterten und ſein Weſen vertiefte. Großes geſchah jedoch hier nicht. Die alte Kaiſerſtadt an der blauen Donau bot damals das Bild heiteren Lebensgenuſſes und gemütlicher Zufriedenheit. Die große Maſſe der Bewohner ging der Zerſtreuung und dem Vergnügen nach, die Gebildeten waren dem Theater und der Muſik zugetan. Die Literatur, obwohl vielfach ganz lokal gefärbt, ſtand in Blüte. Grillparzer hatte zwar den Gipfel ſeines Ruhmes bereits überſchritten und war auf der Bühne durch Bauernfeld und den ſeichten Halm verdrängt worden, Lenau zog unſtet zwiſchen Wien und Stuttgart hin und her und Fr. Hebbel kam erſt 1845 nach Wien, aber es

gab eine ansehnliche Zahl kleinerer Geister, die anzuregen vermochten, so vor allen J. G. Seidl, L. A. Frankl, Adalbert Stifter, Mosenthal, Otto Prechtler u. a. In Seidls „Aurora" und in Witthauers Wochenschrift erschienen in der Folge mehrere Aufsätze und Erzählungen Pichlers. Sein Landsmann Hochegger machte ihn mit Grillparzer bekannt, der ihn jedoch keineswegs zu poetischem Schaffen ermunterte.*) Mächtig zog ihn das Burgtheater an, das technisch auf der Höhe stand und strebsame Dichter anregte, durch manche Darbietung aber auch den Widerspruch derselben herausforderte. So erkannte der klassisch gebildete Pichler an dem „Sohn der Wildnis" sofort das falsche Hellenentum Halms. „Der ungeheure Beifall, den dieses Stück hier fand, hat mich zum Teil über das hiesige Publikum aufgeklärt. Aber gemacht ist es sehr gut, da könnte man lernen!" schrieb er darüber am 20. Oktober 1842 an Kornelie. Er wandte sich nun selbst dem Drama höheren Stils zu und wagte sich an einen „Nero", überlegte einen „Moimir" und entwarf 1843 das Drama „Die Habsburger", welches die Ermordung Albrechts I. zum Vorwurfe hatte und ungefähr denselben Plan verfolgte wie der seither bekannt gewordene Entwurf Grillparzers.**) Auch die Anfänge des „Römerkönigs" (Die Tarquinier) und des „Rodrigo" reichen in die Wiener Zeit zurück. Allein der mehr betrachtenden Natur Pichlers fehlte trotz aller Wucht der Ideen doch der dramatische Nerv. Von den

*) Prem, Ad. Pichler, Kufstein 1889, S. 10, und „Adolf Pichler, der Dichter und Mensch", Innsbruck 1901, S. 14.

**) Werke. Vierte Ausgabe (1887) 11, 42.

genannten Dramen ſind auch nur die beiden letzten ausgeführt worden und die konnten ſich die Bühne nicht erobern.

Im Sommer 1843 trieb ihn das Heimweh auf Ferien nach Tirol. Nachdem er einige Zeit bei Freunden in Innsbruck geweilt hatte, zog er über den Brenner in das „Gebiet der Porphyre", beſuchte auf der Troſtburg Beda Weber, in Bozen Dr. Joſef Streiter, der bald hernach durch ſeinen Bericht über „Poetiſche Regungen in Tirol" den bekannten „Tiroler Sängerkrieg" heraufbeſchwor, und ſtreifte dann, voll Bewunderung über die ſüdlichen Landſchaften, bis Verona, um zuletzt durch Puſtertal und Taufers ins Zillertal hinüberzuſteigen und den Reſt der Ferien in Kufſtein zu verbringen. Im Herbſte war er wieder in Wien, wo er anfangs keine Lektionen bekam und daher darbte. Bald gelang es ihm jedoch, „Stunden" zu erhalten. Er unterrichtete u. a. im Hauſe der Baronin Buol, die ſich mit der Abſicht trug, ihn auch als Lehrer zu Alma v. Goethe zu bringen. Da Pichler von Jugend auf an ſpartaniſche Lebensweiſe gewohnt war, brachte er ſich ehrlich durch und erübrigte obendrein jedes Jahr einiges Geld, um den Sommer in der teuern Heimat zubringen zu können. Mit Tirol verbanden ihn noch immer ſtarke Fäden. Er faßte jetzt den Plan, eine jungtiroliſche Anthologie herauszugeben und kam auch 1844 auf Ferien nach Tirol, um Beiträge zu ſammeln, beſuchte Gilm in Bruneck und eine literariſche „Konferenz" in Brixen.*) Infolge großer Zenſurſchwierigkeiten er-

*) Brief Pichlers an Streiter, 9. Oktober 1844. Vgl. Augsburger Poſtzeitung 1844, Nr. 257.

schienen die „Frühlieder aus Tirol" erst nach einem Jahre ohne Einleitung in Wien bei A. Pichlers sel. Witwe (1846). Gilms Beiträge, darunter die prächtige „Georgine", waren die besten, Pichler steuerte bloß unter seinem beliebten Decknamen Anton *r drei Epigramme (auf A. v. Lindenburg, Beda Weber und Pius Zingerle) bei, damit man nicht sagen könne, er wolle sich ein „Postament" errichten.*) Die kleine lyrische Sammlung in ihrem höchst unscheinbaren Gewande erweckte ein uns heute kaum mehr begreifliches Interesse und hatte zur Folge, daß man nun auf die jungen Leute aufmerksam wurde. Das erklärt sich nur aus der damals herrschenden geistigen Stille im Lande. So war also „Jungtirol" in den Sattel gesetzt, es begann wieder ein frischerer Odem zu wehen, der eine nationale Richtung verriet. Und dies fürchtete man eben im Staate Metternichs. Darum können die Frühlieder aus Tirol auch als Vorboten des kommenden Sturmes bezeichnet werden. Pichler als „Bannerträger Jungtirols" gelangte zu bedeutendem Ansehen. Er war im Herbste 1844 wieder nach Wien zurückgekehrt und mußte sich durch „Journalisieren" — wie es in dem angezogenen Briefe an Streiter heißt — und mit Stundengeben fortbringen. Einige größere lyrische Gedichte entstanden, vor allem das „Schwanenlied der Sibylle", daneben trieb er Kunststudien und Philosophie, dann folgten Prüfungen und Spitalpraxis. Gleichzeitig mit Adalbert Stifter unterrichtete er in einer wohlhabenden Bürgersfamilie, die im Win-

*) Das vierte Stück „Der Historiker" (A. Jäger) gehört J. v. Schnell an.

ter in der Stadt, im Sommer in Hütteldorf wohnte. Hier gewann Pichler die Liebe Emmas, der Tochter des Hauses, die ihn stärker ergriff, als er meinte. In Pyrawart schlossen die beiden im Sommer 1846 den heimlichen Seelenbund, worauf Pichler den Ort verließ, um „nicht Verdacht zu erregen", und nach Tirol wanderte. Das Verhältnis fand jedoch nicht die Billigung der Eltern Emmas, die für sie schon einen reichen Landwirt in Mähren ausersehen hatten und nun das arme Mädchen nach Ungarn zu Verwandten schickten. Im Sommer 1847 spürte sie Pichler auf, doch wurde er verraten und zur Umkehr gezwungen. Durch Mangel an Vorsicht und Schmiegsamkeit hatte er sich selbst das Spiel verdorben. Diese unglückliche Liebe übte auf ihn sicher einen bedeutenden Einfluß, sie vertiefte einerseits seine Empfindungen und ließ anderseits einen Stachel zurück, der ihn lange schmerzte und gegen die Menschen mit „ihrem feigen Hasse" erbitterte. Als Schlacken „von einem heißen Leben" blieben die 15 Lieder des „Emma-Zyklus" übrig, die später ausgefeilt und mehrmals gedruckt wurden. Es sind schier die einzigen Liebesgedichte, die Pichler geschrieben, aber wohlausgereifte Gaben mit vorwiegender Reflexion. Emma, die sich bald darauf verheiratete, ist früh gestorben. Wien wurde jetzt für Pichler zum Überdrusse; schon wollte er nach Erlangung des Doktorats der Medizin (1848) als Arzt nach Tirol gehen, da brach die Revolution aus und warf das Alte und Veraltete über den Haufen. Ein unbeschreiblicher Freiheitstaumel ergriff die Stadt der Phäaken und gestaltete sie im Nu zu einem lärmigen Kriegslager. Bürger und Studenten

bewaffneten sich zur Verteidigung der Freiheit. In der Nacht zum 13. März 1848 ließ sich auch Pichler in die Studentenlegion einschreiben, steckte die Kokarde auf und ergriff die Muskete. „Jene Nacht ist geweiht durch die ganze Weltgeschichte und wenn ich auf etwas, so bin ich darauf stolz, daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen dieser Jünglinge stellte," bekennt er in seiner markigen Schrift „Aus den März- und Oktobertagen zu Wien" (Innsbruck 1850). Er fühlte sich zu hartem Kampfe durch die Liebe „geweiht", die schmerzlich noch sein Herz durchzuckte, und glaubte für die unveräußerlichen Menschenrechte einstehen zu müssen und für die Sache seines Volkes. Was hinter ihm lag, sollte begraben sein: „Für mich begann eine neue Zeit; fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu," heißt es am Ende seiner Autobiographie „Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit" (Leipzig 1892).

Während in Wien die Dinge immer höher gingen und das „Unglaubliche zur Wahrheit machten", eine Konstitution gegeben und deutschnationale Politik getrieben wurde, drang aus Tirol der Ruf herüber, daß das Land von den Welschen bedroht sei. Nun faßte Pichler den Entschluß, zum Schutze des Vaterlandes auszuziehen und seine Landsleute in Wien aufzurufen. Am 4. April 1848 versammelten sich die Tiroler bei der „Sonne" auf der Wieden und unterschrieben einen Bogen, voran der 72jährige Kapuziner Joachim Haspinger, Hofers Kampfgefährte von 1809. Nicht eine Handbreit sollte von Tirol und vom alten deutschen Reichsboden den Feinden gelassen werden! Es

wurde eine Schützenkompagnie aufgestellt und bewaffnet, Pichler zum Hauptmann gewählt und schon am 15. April rückten „Deutschlands Grenzsoldaten" mit der schwarz-rot-goldenen Fahne aus, Haspinger zog als Feldpater mit. Die Fahrt ging über den Semmering nach Graz und Marburg, von dort auf Leiterwagen nach Klagenfurt, wo der Empfang ein besonders herzlicher war.*) Eine Komtesse Cristallnig schmückte die Fahne der Studenten mit Blumen. Da es hieß, daß die Welschen Pontafel bedrohten, wurden schnell Kugeln gegossen und die Legionäre mit Wagen nach Villach gebracht, allein es zeigte sich kein Feind und so kam die Kompagnie ungefährdet nach Tirol. Am 27. April rückte sie in Bozen ein, wo sie Erzherzog Johann musterte. Dann ging es — 131 Mann stark — nach dem Süden auf den Kriegsschauplatz. In dem Kampfe bei Ponte tedesco (12. Mai 1848) tat sich Pichlers Truppe rühmlich hervor, ein Teil davon auch am 21. und 22. Mai bei Caffaro; sie wurde daher von den Militärbehörden öffentlicht belobt und Pichler erhielt nachträglich den Orden der Eisernen Krone, auf Grund dessen er 1877 mit dem Beiwort „Ritter von Rautenkar" geadelt ward. Die Kompagnie löste sich Mitte Juni 1848 nach 62tägiger Dienstzeit in Bozen auf, die Fahne wurde auf Schloß Tirol hinterlegt und dann zogen die meisten Studenten in ihre Heimat, wo sie von den politischen Behörden sofort unter geheime Polizeiaufsicht gestellt wurden. Pichler begab sich zunächst nach Absam, wo seine Base und Freundin Wal-

*) Carinthia 1848 Nr. 17—18.

burga Schindl lebte, und anfangs Oktober wieder nach Wien. Die zuletzt gemachten Erfahrungen verleideten ihm das Kriegshandwerk und weil er auch in Tirol kein passendes Plätzchen wußte, dachte er daran, sich in Wien als Augenarzt niederzulassen. Hier überraschten ihn jedoch die blutigen Oktoberereignisse, an denen er keinen Anteil nahm, als er sah, daß Bürger gegen Bürger kämpften und eine unwürdige Tagespresse „unter dem Mantel der Freiheit schändliche Unzucht mit dem Volksgeiste trieb". Er wollte auch mit dem entmenschten Pöbel, der nach Blut schrie, nichts gemein haben und beobachtete mit Entsetzen, wie Zuchtlosigkeit, Feigheit und zuletzt „niederträchtige Denunziation" überall hervortraten. In seiner Schilderung der Wiener Oktobertage spricht er sich hierüber kräftig und deutlich genug aus. Auch einen Antrag, als Major in die magyarische Revolutionsarmee einzutreten, lehnte er ab, denn er wollte seinen Schild rein halten. Hatte er in Tirol die Integrität des Reiches verteidigt, so konnte er sie jetzt in Ungarn nicht bekämpfen. Da hätte er dem deutschen Interesse nicht gedient, das für ihn maßgebend war. In Wien verkehrte er damals viel mit Fr. Hebbel, aber die dort herrschenden Zustände verlockten ihn nicht dazu, sich dauernd niederzulassen. Nachdem er seine Schrift „*Aus dem welschtirolischen Kriege*" (Wien 1849) zum Drucke bereitet hatte, kehrte er wieder nach Tirol zurück, um in Innsbruck eine Lehrstelle am Gymnasium zu übernehmen und an der Universität Naturgeschichte zu lehren. Dieser Schritt war ein Glück für Pichler, denn in der Heimat fand er nicht blos ein geeignetes wissenschaftliches

Arbeitsfeld, sondern trotz allem die Bedingungen für eine gedeihliche Entfaltung seiner poetischen Kraft. Der Aufenthalt in der Fremde aber hatte seinen Gesichtskreis erweitert. Behaglich und glücklich fühlte er sich allerdings auch in Tirol bei seiner friedlichen Wirksamkeit nicht. Die Tagebücher belehren uns, welch schweren Stand er in Innsbruck hatte, weil die maßgebenden Kreise in ihm stets nur den liberalen Deutschtümler und Barrikadenmann erblickten. Noch einmal winkte ihm indes ein schönes Ziel nationaler Tätigkeit. Die Unterdrückung des kleinen deutschen Bruderstammes in Schleswig-Holstein durch die Dänen rief in ganz Deutschland Erbitterung hervor und erregte auch in Tirol die national fühlenden Gemüter. Pichler erließ am 1. August 1850 in der „Innsbrucker Zeitung" einen Aufruf, der von Erfolg begleitet war, und reiste zur Kenntnisnahme der Sachlage selbst nach Hamburg und nach Rendsburg, wo er dem General v. Willisen vorgestellt wurde und erfuhr, daß man zwar keine Freiwilligen mehr annehme, aber Offiziere und gute Schützen brauchen könnte, da man selbst nach dem Kampfe von Idstedt noch weiteren kriegerischen Ereignissen entgegensah. Pichler eilte nach Innsbruck, um Schützen zu holen, allein der Statthalter Graf Bissingen beschied ihn zu sich und verbot ihm weitere Schritte in dieser Sache. Als sich Pichler die Frage erlaubte, ob die deutschen Nordalbingier einfach geopfert werden sollen, machte der Vertreter des Kaisers eine stolz abwehrende Handbewegung und verwies ihn auf die internationalen Verpflichtungen und nicht undeutlich auch auf die Beschränkungen, denen ein „Staatsdiener" in

politischen Dingen unterworfen sei. Pichler fühlte sich „für immer kaltgestellt" und um seine politischen Ideale betrogen. Das Gedicht „Der Riese" (1851) deutet seine Lage symbolisch an. Langsam zog nun die Reaktion ein „wie ein stinkender Nebel", Absolutismus und Konkordat wurden aufgerichtet und bald war es fast wieder so wie im Vormärz. Pichler zog jetzt in das stille Reich der Poesie zurück und wandte sich der Literaturgeschichte zu. Noch im Jahre 1850 erschien eine größere Abhandlung über „Das Drama des Mittelalters in Tirol", welche die von Albert Jäger aufgefundenen Sterzinger-Spiele zur Grundlage einer für die damalige Zeit bedeutsamen wissenschaftlichen Untersuchung machte. In den nächsten Jahren veröffentlichte er an den verschiedensten Stellen Aufsätze über ältere und neuere Literatur, durch die er sich einen Anspruch auf die Lehrkanzel der Germanistik zu erwerben hoffte. Allein hier wurde ihm schließlich Ignaz Zingerle vorgezogen, der auch die Leitung der neugegründeten literarischen Zeitschrift „Phönix" übernahm. Pichler arbeitete seinen „Letzten Römerkönig" aus (1851) und ließ die beiden ersten Akte in dieser Zeitschrift drucken, für die er auch einen Beitrag Grillparzers erwarb. Außerdem veröffentlichte er bei Wagner in Innsbruck „Legenden" (1852) und 1853 „Gedichte", die im allgemeinen günstig beurteilt wurden. Alexander Kaufmann, den Pichler 1853 oder 1854 in Wertheim am Rhein besucht hatte, sandte sie an Alexander v. Humboldt, der darauf antwortete: „Das Kräftige tritt in Pichlers Gedichten umsomehr hervor als die Zeiten matt, nebelgrau und frostig sind."

Die urwüchsige Kraft und Eigenart Pichlers enthüllt sich in diesen epischen und lyrischen Gedichten besonders in seiner großartigen Naturanschauung. Dazu die „lärchene Sprache"! Allerdings treffen wir hier auch einzelne schwächere Gedichte aus seiner Frühzeit und vernehmen wir die „romantische" Versicherung, daß dem Dichter das Leben nur in der Poesie wahr werde. Volkstümliche Elemente finden sich nirgends, Pichler ist als Lyriker durchaus „Kunstpoet". Seine Verse bilden daher keine Kost für das lesende Durchschnittspublikum. Dies bewährt sich namentlich in den „Hymnen", die 1855 in Innsbruck und 1858 in Nürnberg (in zweiter vermehrter Auflage) erschienen; der dritten Auflage (Leipzig 1897) fügte er zwei weitere Stücke hinzu, so daß nun dreißig Gedichte vereinigt sind. Die Hymnen, in der Form an die Alten und an Platen, durch die Tiefe der Empfindung oft an Hölderlin anklingend, sind Pichlers bedeutendste Leistung auf lyrischem Gebiete und dem Besten an die Seite zu stellen, was die gesamte deutsche Literatur davon besitzt. Sie offenbaren sein wahres Verhältnis zur Natur, die er trotz allem Wechsel der Formen als einzige große Erscheinung auffaßt, die durch innere Harmonie regiert wird. Ein ewig waltender Geist, der aus allem spricht, zieht durch die Natur und er selbst fühlt sich in pantheistischem Sinne als ein Teil derselben. Auch hier wieder stolze Kraft, die sich den Dingen nicht unterwirft, sondern Herr über sie sein will, kein weinerliches Geleier und kein weichliches Hinschmelzen der Gefühle!

Zu dulden hab' ich gelernt und zu ſchweigen,
Wenn äußerſte Qual die Seele bedrängt,
Und gefällt es dem Schickſal, ſo kann ich ſterben
Wie jener Fechter, der in ſich gefaßt und ſtumm
Hinſank auf den blutigen Schild.

Pichler iſt eine männliche, aktive Natur, oft unerbittlich und herb, obwohl ihm die Milde nicht fehlt, wie z. B. die Emmalieder und „Das letzte Lied der Lerche" (1881) beweiſen. In allem Leid und Elend des Erdendaſeins findet er Troſt in ſeinem Innern und an den „Bildern ewiger Schönheit", die dort einen Tempel haben. Wie ſehr der Dichter davon erfüllt iſt, zeigt hier die völlige Einheit von Gedanke und Form. Pichler hat unabläſſig an ſich gebildet, ſtofflich und ſprachlich, und erreichte eine ſeltene Formvollendung und eine erſtaunliche Vielſeitigkeit der Kenntniſſe und des Wiſſens. Wenn wir in den „Hymnen" eine durchaus vertieftere Naturanſchauung finden als in den „Gedichten", ſo liegt der Grund dieſer Erſcheinung in dem Umſtande, daß der Dichter inzwiſchen von Naturbetrachtung zur Erforſchung der Natur übergegangen war. Er wollte den Dingen, die er in ſeiner Jugend unbefangen und mit heiliger Scheu betrachtet hatte, ſelbſt an den Leib gehen, um „alle Wirkenskraft und Samen" zu ſchauen. Dies und ſein ſcharfer Verſtand, der ihm ſtets die Grenzen menſchlichen Wollens zeigte, bewahrte ihn davor, daß er an dem Widerſpruche zwiſchen Traum und Wirklichkeit ſcheiterte, wie Hölderlin mit ſeinem griechiſchen Ideal. Daß dieſes auch in Pichler lebendig war, beweiſt die Hymne „Auf dem Solſtein" (1854). Durch ſeine Fachſtudien

ſchon vorbereitet, betrieb er nun mit ſyſtematiſchem Ernſt Botanik, Mineralogie, Geologie und Geognoſie, wofür er auch das nötige ſcharfe Auge beſaß. Am 7. Mai 1854 begann er auf dem Rumerboden ſeine geologiſchen Unterſuchungen, die in der Folge tüchtige Ergebniſſe zutage förderten. Unermüdlich kletterte er nun, ein Stück Brot und etwas Speck in der Taſche, mit dem Hammer und der „Kräuterbüchſe“ in den Bergen herum und ſammelte Pflanzen und ſeltene Verſteinerungen, unterſuchte die Geſteinsarten und entdeckte manches Neue. Als Alpengeognoſt wird Pichler immer mit Ehren genannt werden. In den Programmen des Innsbrucker Gymnaſiums und in fachwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften legte er die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen nieder. Das hatte endlich doch zur Folge, daß er 1867 Profeſſor der Mineralogie und Geologie an der Univerſität wurde, nachdem man ihn lange zwiſchen Mittelſchule und Hochſchule hin und hergeſchoben hatte. Auf ſeinen einſamen Gängen fiel auch einiges für die Poeſie ab, beſonders für die Hymnen. Im Verkehr mit dem Landvolke, mit Holzknechten und Sennern, hörte er manche Geſchichte und das verlockte dazu, dieſelben aufzuſchreiben und zur Erzählung auszugeſtalten, wofür er ſich gewöhnlich die handelnden Perſonen und die Örtlichkeiten ſelbſt erdachte. Es ſind nicht Dorfgeſchichten im gangbaren Sinne des Wortes, ſondern Geſchichten aus dem Volke in getreuer Auffaſſung und nach dieſer Richtung alſo „hiſtoriſch“. Aus derſelben Schicht ſtammen zumeiſt auch ſeine epiſchen Dichtungen in Verſen, während ſeine landſchaftlichen Schilderungen die Natur in ihrer Wirklichkeit darſtellen. So hatte

Pichler in seiner Heimat gründlich Wurzeln gefaßt. Allein er blieb durchaus nicht einseitig; da er über dieselbe hinaussah und hinausging, legte er an das heimische stets den richtigen, vergleichenden Maßstab. Wenn von einem, so darf man von Pichler behaupten, er habe sich seine meisten und besten Kenntnisse „erwandert". Große Reisen machte er nicht. Ein paarmal zog es ihn nach Deutschland, nach München, wo er Bodenstedt, Paul Heyse und H. Lingg kennen lernte und noch 1893 die Kunstausstellung besuchte, nach Stuttgart, an den Rhein und nach Berlin; hier traf er 1856 mit A. von Humboldt zusammen. Am öftesten weilte er in Italien, 1852 in Venedig, von 1869 ab machte er fast jedes Jahr einen Ausflug dahin, um Kunststudien zu machen und seine Seele mit neuen Bildern zu erfüllen. Der Ausblick vom Campanile in Venedig und die Kunstschätze von Florenz boten ihm den höchsten Genuß. Im andern Falle begnügte er sich mit dem Gardasee. Gewöhnlich brach er zu Ostern nach dem Süden auf, denn als großer Freund der schönen, lebenden Natur wollte er dem ersehnten Frühling ein Stück entgegengehen, wenn es in Nordtirol etwa noch wetterte und schneite. Auf diesen Fahrten, von denen er 1887 eine in dem reizenden Aufsatze „Allerlei aus Italien" schilderte, trat er gelegentlich mit bedeutenden Männern in Verkehr, wie mit Carducci und Angelo de Gubernatis. Dies gab ihm weiter Veranlassung, sich mit italienischer Literatur zu befassen und in zahlreichen Aufsätzen seinen deutschen Landsleuten das beste daraus zu vermitteln. Pichler kannte übrigens auch die ältere italienische Literatur und war mit Dante so vertraut,

daß er ihn im Originale las. Ähnlich verhielt er ſich zum franzöſiſchen Schrifttum und ſpäter zum engliſchen. So ging er nach allen Seiten zugleich in die Breite und in die Tiefe. Pichlers Leben, ſeit 1850 äußerlich wenig bewegt, iſt durch die vielen Beziehungen intereſſant, die er nach den verſchiedenſten Richtungen anknüpfte. So ſchuf er ſich neben der Natur eine neue geiſtige Welt, in der er ſich glücklich fühlte. Er gewöhnte ſich daran, abſeits von der breiten Lebensſtraße ſeine eignen Wege zu gehen und ſich ſelbſt genug zu ſein, ohne indes menſchenſcheu zu werden. Seine näheren Freunde waren daher überraſcht, als er ſich 1857 mit Joſefine Groß, einem ſehr jungen, lebensfreudigen Mädchen, vermählte, die ſich an ſeinen Gedichten begeiſtert hatte. Dem Ehebunde entſprangen drei Kinder. Pichler fühlte nun, daß das Leben doppelten Wert für ihn habe, und lieh dieſer Empfindung energiſch Ausdruck in dem ſchwungvollen Gedichte „Jahr und Tag“ (1858). Aber er meinte auch, ſeine Kräfte doppelt anſpannen zu müſſen. Mit großem Eifer betrieb er wieder die Geognoſie, ohne dabei die Poeſie zu vernachläſſigen. Im Gegenteil entſtanden in den Jahren 1858—59 zahlreiche Epigramme und Elegien und 1860 wurde im Album des literariſchen Vereins zu Nürnberg ſein Römerdrama „Die Tarquinier“ gedruckt, wovon Abzüge in den Buchhandel kamen. Es beleuchtet den Gegenſatz zwiſchen Recht und Willkür und ſpielt in der Zeit des Unterganges des römiſchen Königtums. Schon 1852 hatte ihm Fr. Hebbel eine Zukunft verheißen, allein der Erfolg blieb aus. Im weſentlichen epiſch und als Drama mit ſchweren

Konzeptionsfehlern behaftet, wird es wohl immer Buchstück bleiben. Pichler arbeitete und änderte auch später noch beständig daran (namentlich 1887) und ließ es nochmals drucken (Leipzig 1898), nachdem vorher schon Roseggers „Heimgarten" Teile davon gebracht hatte. Dagegen kam das spanische Drama „Rodrigo" 1862 in Innsbruck mit Beifall zur Aufführung und wurde auch gedruckt. Es hat mit dem Römerstücke dieselbe prächtige Sprache und einzelne hübsche Szenen gemein, teilt aber mit demselben die Fehler der Anlage. Zur Totenfeier Pichlers wurde es in Innsbruck und in Bozen mit geringem Erfolge gegeben. Auf diesem Felde blühten also seinem wesentlich epischen Talente keine Lorbeeren. Das entmutigte ihn jedoch nicht, sondern er entfaltete gerade von 1860—74 eine sehr rege poetische und schriftstellerische Tätigkeit. So treffen wir ihn bereits 1861 auf einem neuen Felde, als er in München sein erstes Wanderbuch „Aus den Tiroler Bergen" herausgab. Es sollte in Tagen, da man das Land wieder nach außen abzuschließen hoffte, auf die Schönheiten desselben aufmerksam gemacht und der Fremdenzug nach Tirol geleitet werden. Diese Schilderungen Pichlers fassen die Natur vom Standpunkte des Naturforschers auf, sie geleiten und belehren den Wanderer auf Schritt und Tritt und sind ihm besonders in wenig begangenen Gegenden ein verläßlicher Führer. Der Naturforscher tritt uns hier als Naturschilderer entgegen. Sage, Geschichte und Kunst erfahren gebührende Berücksichtigung und so sind die einzelnen Aufsätze mit „Kulturgehalt" gesättigt. Der Charakter der Leute wird durchaus wahr dargestellt

und nichts kritiklos beschönigt. Das bildet das Bleibende an Pichlers landschaftlichen Schilderungen. Die Sprache ist wahrhaft klassisch, die ganze Darstellung, obwohl die sogenannten Witze fehlen, durchtränkt von echtem Humor. Da er sich manchmal aber in herbem Tadel über öffentliche Verhältnisse erging, brachte es ihm nicht selten Verdruß, so der Aufsatz „Ein Ausflug ins Oberinntal", der 1866 im „Ausland" erschien. Nur dadurch, daß er überall auch bereitwillig das Gute anerkannte, schützte er sich vor Verfolgung. Im Verlaufe der Jahre brachte Pichler noch eine stattliche Anzahl von landschaftlichen Schilderungen zusammen, die in den verschiedensten Blättern erschienen. Eine zweite Sammlung kam in Leipzig 1896 unter dem Titel „Kreuz und quer" heraus. Ähnlich ging es mit seinen Erzählungen. Die berühmten „Allerlei Geschichten aus Tirol" erschienen 1867 bei Frommann in Jena und trugen Pichlers Namen in die weitesten Kreise. Schlicht und einfach, aber wahr und scharf treten da die handelnden Personen auf den Plan, die Landschaft muß ihnen den richtigen Hintergrund geben, der Dichter tritt nach kurzer Einleitung meist völlig zurück, oder er bleibt als Führer an der Seite des Lesers. Dadurch erreicht er einen hohen Grad von innerer Wahrheit, so daß man Personen und Örtlichkeiten aufzeigen und an wirkliche Erlebnisse denken möchte. Pichler hat wohl öfters Modelle vor Augen, aber die Erzählung ist bis auf einzelnes Episodische erfunden. Als die besten Stücke gelten „Im Allbach" (Beim Hochmair, 1863), „Die Franzosenbraut" und „Ein Brautpaar", die auch technisch am besten gefügt

sind. Allein der buchhändlerische Erfolg entsprach nicht den Lobpreisungen, die in den Blättern angestimmt wurden, und so unterblieb eine Nachlese zu diesen Geschichten, die bereits für den Sommer 1869 unter dem Titel „Über Berg und Tal" angekündigt war. Pichler ließ darum in der Folgezeit nur da und dort einzelne Erzählungen erscheinen, so die Geschichten „Der lateinische Bauer", „Der Einsiedler", „Die Ziegelschupferin", „Der Galgenpater" und „Der alte Bartl" (1866). Erst spät erlebten die „Allerlei Geschichten" eine 2. und 3. Auflage (1899) mit zwei Fortsetzungen „Jochrauten" (1897) und „Letzte Alpenrosen" (1898). Diese Erzählungen aus dem Volke „sind etwa nicht von Fall zu Fall der Natur abgeschrieben, sondern voll aus der Natur gedichtet", so daß sie mit der Natur, in der ihre Helden leben, eins sind und zugleich mit ihrer Zeit; sie besitzen darum kulturhistorischen Wert selbst dann noch, wenn man diese gefunden und unverkünstelten Geschichten nicht mehr aus diesem Grunde lesen mag. Pichler hat sich überhaupt so tief in den Boden seiner Heimat eingeschrieben, daß sein Name niemals wird ausgelöscht werden.

Nebenher liefen etwa seit 1859 Elegien und Epigramme, in denen er das, was ihm näher ans Herz griff, in kleiner Münze ausprägte. Sie erschienen unter dem Titel „In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Alpen" 1869 in Gera. Pichler bezeichnete sie selbst als epochemachend für seine Poesie, indem er damit von der Romantik zur Renaissance fortgeschritten sei. Wenn er die klassizistische

Form meinte, die hier von selbst geboten war und oft an Goethes römische Elegien erinnert, so ist dies in der Hauptsache richtig, aber nicht durchaus. So wie er schon früher manchmal diese Tonart angeschlagen, kam die heimatliche „Romantik" noch später oft genug zum Durchbruche. Namentlich in den Epigrammen finden sich recht derbe Sachen und hier sind die späteren, die in einem dünnen Heftchen „Zu Literatur und Kunst" 1879 in Innsbruck herauskamen, noch viel schärfer und „saftiger". Aber Pichler erwies sich dadurch, daß er sie in die antike Jacke zwang, als großen Meister der Form. Bei ihm erscheinen eben Realismus und Idealismus künstlerisch ausgeglichen. Das gilt natürlich auch von vielen seiner übrigen Werke. Die Sammlung „In Lieb' und Haß" erlebte eine zweite, stark vermehrte Auflage (Leipzig 1898). Der scharfe Widerspruch, den sie da und dort erfuhr, ist leicht erklärlich, da Pichler Abrechnung hielt mit Halbheit und Verkehrtheit in Literatur und Kunst. Seltener sind dagegen politische Ausfälle, die dafür an anderen Stellen um so häufiger wiederkehren. Die Tagebücher geben darüber jetzt die nötigen Aufschlüsse. Pichler hatte in Innsbruck kein angenehmes Leben, da man den „Achtundvierziger" überwachte und ihn für einen eingefleischten Revolutionär und Gottesleugner hielt. Der Statthalter Graf Bissingen soll ihn für einen der gefährlichsten Menschen erklärt haben, die ihm je untergekommen seien*), und 1859 machte er sich bereits zum „Sprunge" bereit. Erst der Konstitutionalismus

*) Aus Tagebüchern von A. Pichler, S. 38; vgl. K. v. Thaler in der „N. Fr. Presse" vom 12. Februar 1905.

brachte auch ihm eine Erleichterung und die Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität (23. April 1867) — Ruhe. An den Verfassungskämpfen nahm er anfangs regen Anteil. Er half den konstitutionellen Verein in Innsbruck gründen und sprach mehrmals in liberalen Versammlungen. Allein bald wurde unter den Strebern das Losungswort ausgegeben: „Den Pichler dürfen wir nicht aufkommen lassen!" Er war den Herren wegen seiner „Deutschtümelei" unbequem. Daher zog er sich langsam zurück: „Liberal, aber nicht mit den Liberalen." Seine deutsche Gesinnung erhielt bald auf andere Weise kräftige Nahrung. Pichler dachte allerdings großdeutsch und sah nicht ohne Bitternis, wie der „Kaiseraar von Wien, wo er Aonen fast gehorstet, mit stolzem Fluge fort nach Norden" zog, aber die deutschen Siege von 1870 versöhnten ihn damit. Bezeichnend ist sein Trinkspruch auf dem Unuz zur „Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte", der gegen alle Feinde des deutschen Volkes gemeint war.*) Pichler brachte damals wie seit Jahren die Sommerferien in Pertisau am Achensee zu und verfolgte mit Spannung den Gang der kriegerischen Ereignisse, den er auch mit begeisterten Gedichten begleitete. Zu einer literarischen Weihnachtsgabe „Für Straßburgs Kinder" (Berlin 1870) steuerte er die „Deutschen Tage" bei, Zeitgedichte aus Tirol, die ihm jedoch in Innsbruck nur Verdruß eintrugen.**) Einen stark nationalen und antiklerikalen Einschlag weisen nun auch die nächsten Dichtungen Pichlers auf,

*) Aus Tagebüchern S. 100.

**) Ebenda S. 102 ff.

zunächſt „Der Hexenmeiſter“ (1871, gedruckt 1872 in Amthors „Alpenfreund“), ein kleines Epos von 699 Quinaren, das zu den bedeutendſten Werken Pichlers zählt. Nach den Tagebüchern*) traf der Dichter 1852 in einer Klauſe neben der Rumermuhr einen armen Einſiedler, an dem er dann faſt 20 Jahre ſpäter die vorliegende, durchaus erdichtete Erzählung aufrankte. Als Lehrer im Unterinntale hatte ihn die Liebe zu einer Schönen ergriffen, die zur Probe ſeiner Liebe den ſilbernen Stoßring des gefürchteten bayeriſchen Forſtwarts Adler verlangt. Es gelingt ihm durch Liſt und Gewalt, Kathi wird die Seine, aber bricht die Treue, der betrogene Ehemann erſchlägt den Nebenbuhler, einen Offizier, und dafür ſind zehn Jahre Zuchthaus ſein Lohn, denn auf Erden gibt es keine Gerechtigkeit, da herrſcht der bloße Schein. In dieſer Zeit ſtirbt jedoch ſein Weib, nachdem ſie alles dem Pfarrer vermacht hatte. In ſeiner Heimat verfehmt, zog er nach Verbüßung der Strafe hierher „in die Buchen“ und kümmerte ſich nicht mehr um die Menſchen, bei denen er im Rufe der Hexerei ſtand:

„Des Teufels iſt, wer nicht mehr ihrer iſt!“

Pichler wählt als Hauptperſonen für ſeine erzählenden Dichtungen mit Vorliebe brave Leute aus dem Volke, denen auf die eine andere Art von den Menſchen Unrecht zugefügt worden iſt. Sie finden in der Einſamkeit und bei ſich ſelbſt den Troſt der Ergebung und die Ruhe des Herzens. Äußerlich arm und oft un-

*) S. 59. Vgl. A. Englert in der Bayr. Zeitſchr. f. Realſchulweſen 17, 154 (1896) und J. Seemüllers Gedenkrede auf Pichler, Innsbruck 1900, S. 12 ff.

geſchlacht wie der „Zottelbart" an der Rumermuhr beſitzen ſie ein edles Gemüt und ein tieffühlendes Herz. Manche haben auch einige Jahre ſtudiert und ſind gewöhnlich aus Armut von der gelehrten Bahn abgedrängt worden, wie „Der Student" aus Hötting (1872), „Der Einſiedler" (1885) und der „Zaggler Franz", von dem noch zu handeln ſein wird. Der Dichter ſelbſt ſpricht manchmal aus ſo einer Geſtalt, die Fleiſch von ſeinem Fleiſche iſt und dieſelbe ſtolze Abkehr von der Welt zeigt wie ihr Schöpfer, der ſich in ſeiner Lebensführung mehr und mehr an die Einſamkeit gewöhnte — doch nicht aus Weltverdroſſenheit allein, ſondern gewiß mehr der geiſtigen Arbeit wegen. In dem Vers-Hauptwerke „Markſteine" (Gera 1874, zweite vermehrte Auflage Leipzig 1898) zog er vorläufig die Summe ſeiner bisherigen poetiſchen Exiſtenz. Es zerfällt in zwei Teile, einen lyriſchen und in einen epiſchen. Die Gedichte ſind der Zeit von 1840 bis 1873 entnommen und ſtellen ſo die wichtigſten Markſteine von Pichlers dichteriſcher Entwicklung dar. Unter den kleinen Gedichten finden wir „Die Fahne von Tirol" (1846), das vielleicht durch die Preisausſchreibung für das beſte Schützenlied angeregt wurde, die Emmalieder und den kleinen Zyklus „Maria" (1848), unter den erzählenden die umgearbeiteten „Legenden" (1842), „Die Vertreibung der Zillertaler (1846), den „Sakriſtan" (1851), den „Schmied zu Goſſenſaß" (1860) und endlich den eben beſprochenen „Herenmeiſter", unzweifelhaft das Glanzſtück der Sammlung. In der neuen Auflage hat Pichler einige Veränderungen

vorgenommen. Die Gedichte ermöglichen nicht bloß eine Übersicht über die poetischen Motive und deren Behandlung, sondern lassen auch die stilistische Entwicklung Pichlers erkennen — von der „langhaarigen" Manier in seinen Jugendstücken bis zur markigen Gedrungenheit im „Herenmeister". Einen größeren Erfolg errangen auch die „Marksteine" nicht, wofür wir kaum lange nach Gründen zu forschen brauchen. Wenn man von der Erhebung des deutschen Volkes vor allem einen neuen geistigen Aufschwung und eine frische Blütezeit der Literatur erwartet hatte, sah man sich bald arg getäuscht. Die Deutschen wandten sich nach dem großen Kriege ganz den wirtschaftlichen Aufgaben zu, die ihnen Wohlstand und materiellen Reichtum verhießen, und sie haben es hierin auch herrlich weit gebracht. Für Kunst und Literatur blieb wenig Zeit und Raum, am wenigsten für Gedichte, die südlich vom Main entstanden waren. Es durften auch „Marksteine" sein! Für die Deutschen in Österreich kam aber eine böse Zeit, da sie sich in nationaler Hinsicht um ihre Haut wehren mußten und für geistige Interessen keine Zeit mehr hatten. Es trat der große geistige Tiefstand ein, der bis zum Beginn der neunziger Jahre anhielt. In Tirol schenkte man dem dichterischen Schaffen Pichlers überhaupt wenig Aufmerksamkeit. — „Das ist traurig, wenn du in deinem Gewissen Zeugnis geben mußt gegen dein eigenes Volk," heißt es in den Tagebüchern.*) Kein Wunder also, wenn er mißmutig und grämig die herrschenden Verhältnisse anklagte und seine

*) S. 353. Vgl. dazu Prem, A. Pichler, Kufstein 1889, S. 30.

Sachen zu „verstecken" oder an ungeeigneten Stellen zu veröffentlichen begann. Er gab sich nicht mehr die Mühe, einen passenden Verleger zu suchen, sondern schickte ohne Wahl meist an Zeitungen seine Gedichte, wo sie natürlich ihr frühes Grab fanden. „Es ist doch alles für die Katz'," meinte er. Die Blätter zahlten wenigstens etwas dafür und er hatte die Sache vom Leibe! Ein deutlicher Ausdruck seiner Stimmung sind die erwähnten stacheligen Epigramme von 1879. Auf diese Weise mußte er in Vergessenheit geraten, zum Teil wohl durch eigene Schuld. So schwächte er das Interesse für das kleine Versepos „Fra Serafico" dadurch, daß er es zuerst in der wenig gelesenen „Wiener Zeitung" erscheinen und dann zu Innsbruck in einem höchst unansehnlichen Heftchen mit blauem Umschlage abdrucken ließ (1879). Es blieb auch lange genug völlig unbeachtet, obwohl es Pichlers schönste und abgeklärteste Dichtung ist. In einer glücklichen Stunde begann er in lebhafter Erinnerung an Italien und an seine Wanderungen im Apennin Ende 1876 diese Dichtung, die am 8. Oktober 1878 fertig wurde. Sie erzählt uns die Lebensgeschichte eines frommen Einsiedlers in den Bergen von Pistoja, dessen Hütte der Dichter auf einem geognostischen Streifzuge am Abende erreicht. Als strebsamer, für Kunst und Wissen begeisterter Student der Medizin hatte der Einsiedler ein braves Mädchen namens Maria kennen und lieben gelernt. Da brach im Frühlinge 1848 der Krieg aus, er nahm die Waffen, um für Italiens Einheit zu fechten, und war „voran in jeder Schlacht". Maria widmete sich der Pflege Verwundeter und büßte treue Pflicht-

erfüllung mit dem Leben. Serafico gerät darob in Verzweiflung und flieht wie Parzival in die Einöde am Meere, wo ihn eine arme Fiſcherfamilie chriſtliche Demut und Ergebung in Gottes Willen lehrt. So wird er nun Mönch und Einſiedler, um den Hirten im Gebirge Helfer und Tröſter zu ſein. Im Gegenſatze zum „Herenmeiſter", der durch die Untreue des Weibes elend wird und ſich zürnend von den Menſchen wendet, herrſcht hier die unentweihte Liebe, die nur der Tod löſt und den Mann zum innerlichen Ausgleiche in der Entſagung führt. Schon äußerlich ſind die Hauptgeſtalten der beiden Epen Pichlers voneinander verſchieden: Der Herenmeiſter ein ſtruppiger Zottelbart, Fra Serafico ein milder Greis im langen Barte „ſo weiß wie an dem Schrofen dort des Bächleins Schaum"; jener geht, ſobald er ſeine düſtere Erzählung beendet, ohne Gruß in ſeinen ſtillen Gaden, dieſer aber nimmt herzlichen Abſchied von dem Dichter am Bahnhofe von Pracchia. Er hat Todesahnungen und im folgenden Jahre trifft der Dichter auf den „luft'gen Höh'n Piſtojas" auch einen jüngeren Einſiedler, der Seraficos Lehren fleißig befolgt und nach einer bewegten Jugend hier Ruhe gefunden hat. Das kleine Epos zeichnet ſich durch wunderſchöne Sprache und prächtige Naturbilder aus und iſt reich an Ausſprüchen wahrer Lebensweisheit. Stärker tritt hier in einzelnen Motiven die Ähnlichkeit zwiſchen dem Dichter und dem Einſiedler hervor, ſo daß jener wie vor ſeinem eigenen Porträte ſteht. Inbezug auf die Einheitlichkeit der Handlung iſt der „Herenmeiſter" geſchloſſener, aber als Menſch überragt Fra Serafico ihn und alle übrigen Geſtalten, die Pich-

lers Kunst geschaffen hat. Es fehlt auch die antiklerikale Tendenz, vielmehr ist in diesem „hohen Liede des vermenschlichten Christentums" der Katholizismus ins helle Licht gestellt — „insoferne er schön ist". Pichler stand dem Religiösen nicht fremd gegenüber und kannte das katholische Leben genau, das ihn oft freundlich anzog. Noch mehr! Im tiefsten Innern wohnte auch ihm eine Ahnung des Ewigen und die Sehnsucht, im Ewigen einst zu ruhen, sobald die Aufgabe hienieden erfüllt ist. Daher verabscheute er den rohen Materialismus. Eine „leichtere" Arbeit Pichlers war eine Dorfnovelle in Schnadahüpfeln „Für den Fasching" (1879), später „Werbung" und dann „Der Anderl und 's Resei" getauft*), allein der Dialekt erwies sich für seine Poesie als zu leicht. Auch der Jubelgruß zur silbernen Hochzeit des österreichischen Herrscherpaares glückte nicht völlig. Der Romanschriftsteller Fr. Uhl hatte ihn um ein Festgedicht für die von ihm geleitete „Abendpost" (der „Wiener Zeitung") ersucht. Pichler sagte dem alten Freunde zu, doch mit dem Bedeuten, er wolle keine „servile Sauschwanzerei" liefern. Dabei vergaß er des Umstandes, daß damals bereits Taaffe Slawenhätschelei trieb, und er dichtete vom Kaiseraar in dem Sinne von 1848, so daß ein Teil des Festpoems unterdrückt werden mußte**). Sich nach den Wünschen und dem Ge-

*) „Für den Fasching", Wiener Abendpost 1879, Nr. 36. „Werbung", Roseggers „Heimgarten" 1883; dann umgearbeitet in der „Tiroler Wochenschrift" 1897, Nr. 9 und in Sonderausgabe „Der Anderl und 's Resei") bei Georg Müller.

**) Aus Tagebüchern (Brief an A. Brandl 1879), S. 136.

ſchmacke des Publikums zu richten, verſchmähte Pichler, er ſchrieb, wie es ihm gefiel, und übte Rückſichten nach keiner Seite. So wahrte er nicht bloß ſeine Eigenart, ſondern auch ſeine äußere Unabhängigkeit. An dieſer hielt er trotzig feſt, je öder es um ihn wurde. Er ſah ſein Familienglück zuſammenbrechen und manchen alten Freund zu ſeinen Gegnern übertreten. In den achtziger Jahren gab es darum literariſche Streitigkeiten unerquicklichſter Art. Die Gilmfehde, welche er in einem großen Aufſatze der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage 361, 1888), erläuterte, war am bedeutendſten. Pichler ſetzte nun ſeine Beiträge zur Geſchichte der neueren deutſchen Literatur eifrig fort und gab 1892 in der „Öſterr.-ung. Revue“ eine zuſammenhängende Darſtellung, er verfolgte auch bis an ſein Lebensende den Gegenſtand und zog mit ſicherer Hand die Grundlinien zur Bearbeitung der tirol. Literaturgeſchichte. Doch auch für die Poeſie warf das genannte Jahrzehnt manches ab. Im Frühling 1885 gab er in Gera eine kleine Sammlung lyriſcher Gedichte, „Vorwinter“, heraus, mit welcher er auch ältere Gedichte vereinigte. Hier finden wir wieder die poetiſche Herzensgeſchichte aus dem Süden: „Maria“. Im Grenzkriege war ihm wie eine verklärte Emma ein Mädchen begegnet, deſſen Bild ihm ſpäter noch oft vor das geiſtige Auge trat*). Er ſelbſt verſcherzte ſein Glück dazumal „wie Parzival durch Schweigen“. Ihr Name iſt auch im „Fra Serafico“ verherrlicht. In das Jahr 1885 fällt ferner Pichlers Elegie „Der Tod des großen Pan“, in das

*) Aus Tagebüchern S. 266.

Jahr 1887 der Beginn einer neuen epiſchen Dichtung in Verſen, die am 7. Juli 1888 fertig wurde und „Der Zaggler Franz“ heißt. Sie erzählt von einem Studenten der Theologie, der aus dem Salzburger Alumnate wegen eines Sträußchens ausgeſtoßen wurde, das er einem Mädchen gereicht hatte, dann heimkehrte und Bauer wurde, nach einigen böſen Erfahrungen ein braves Weib gewann und in ſeinem Stande glücklich wurde, nachdem er der Philoſophie mit ihren Zweifeln den Abſchied gegeben und ſich ſelbſt überwunden hatte. Wie das Epos ſtiliſtiſch bald an den „Hexenmeiſter“, bald an „Fra Serafico“ erinnert, ſo ſteht auch die derb-ideale Figur des Zaggler Franz zwiſchen jenen beiden Geſtalten in Hinſicht auf ihren Charakter. Beſonders zu erwähnen wäre noch die Raufſzene, die in ihrer Wucht und plaſtiſchen Darſtellung ein Meiſterſtück iſt. Pichler bewies damit, daß er ſich an der Schwelle des Greiſenalters noch im vollen Beſitze ſeiner geiſtigen Kräfte befand. Im Sommer 1889 erreichte er ſein 70. Lebensjahr, zu dem ihm von einem Teile der literariſchen Welt lebhaft gehuldigt ward*). Er ſelbſt hatte in ſeiner peſſimiſtiſchen Stimmung derartiges nicht erwartet und wollte in ſeiner neuen Sommerfriſche zu Barwies in aller Stille den Tag vorübergehen laſſen. Es kam jedoch anders, und von nun an trat ſeine dichteriſche Geſtalt wieder näher ans Licht. Es bot ſich ihm Liebeskind in Leipzig als Verleger an, und bei dieſem erſchienen auch im Mai 1890 die „Neuen Markſteine“, welche vorzugsweiſe Pichlers Dichtungen der

*) Vgl. Prem, A. Pichler, der Dichter und Menſch, S. 60 ff.

achtziger Jahre enthielten, darunter das ſchalkhafte Versepos „St. Aloyſi“ (1880). Den Namen dazu mußte ein Hauslehrer ſeines Sohnes hergeben, die Geſchichte ſelbſt iſt frei erfunden und lehrt, daß die Geſetze der Natur ſtärker ſind als die geſellſchaftlichen Rückſichten. Ferner finden wir hier den drolligen Schwank „Kätchen“, das groteske Faſchingsmärchen „Ecke“ (1890) und den „Zaggler Franz“, der vorher unvollſtändig in der „Wiener Zeitung“ abgedruckt worden war. An erſter Stelle aber gab er den „Fra Serafico“ als zweite Auflage mit dem „Abendliede des Fra Serafico“, das er am 15. Auguſt 1889 gedichtet hatte. Wie die alten, ſo bieten auch die neuen „Markſteine“ eine Überſicht über Pichlers Schaffen in der vorausgehenden Lebensperiode, über ſeine innere Entwicklung und ſchließliche Vollendung. Hier ſteht der Dichter auf dem Gipfel ſeiner Kunſt. Er hat ſpäter auch Größeres nicht mehr geſchrieben, nur galt es da und dort noch auszufüllen, wo ſein ſcharfes Auge eine Lücke ſah. Nach dem Rücktritte vom Lehramte (1890) und als ihm Gicht und Schweratmigkeit das Bergeſteigen verboten, fand er hierzu die nötige Zeit, die er weiſe ausnützte. Man traf ihn nie müßig. Bis in die letzten Lebenstage oblag er der Leſung deutſcher und fremder Bücher mit allem Eifer, um ſich zu beſchäftigen und ſelbſt zu befruchten. Sein reger und tätiger Geiſt wandelte das Geleſene häufig in innerlich Erlebtes um. So blieben als Niederſchlag der Lektüre Aphorismen, kritiſche Bemerkungen und andere Leſefrüchte zurück. Im letzten Jahrzehnt ſeines Erdenwallens brachte er auf dieſe Weiſe noch vieles und vielerlei zuſammen. Auf alles

drückte er dem Stempel seines starken, mannhaften Geistes. Wo aber Künstler und Mann sich vereinigen, da gibt's Vollendung — sagt Rosegger. Bewundernswert ist es, wie er stets für den Gedanken den passendsten Ausdruck fand und oft mit einem einzigen Worte den Kern der Sache traf. Pichler ist eben auch ein großer Sprachmeister gewesen, unter dessen Hand sich das Wort willig dem Gedanken fügte. Darum die Plastik des Ausdrucks, die Fülle der Ideen bei der größten stilistischen Knappheit und die Tiefe der Auffassung! Breite Verschwommenheit haßte er ebenso wie alles Unnatürliche und Platte, weshalb ihm die Hypermodernen zuwider waren. Die ästhetischen Sprüche in den „Spätfrüchten" S. 162 ff. zeugen dafür besonders laut. Im ganzen war Pichler ein „schwerer Gedankendichter". Abgesehen davon, daß ihm in Tirol der Boden fehlte, mag hier der Grund gesucht werden, daß er nie an einen Roman dachte und verhältnismäßig früh auch die Erzählungen in Prosa aufgab. Als letzte lyrische Sammlung erschienen in Leipzig die „Spätfrüchte" (1896), die außer den Gedichten des „Vorwinters" die „Totentänze" in der Art Holbeins, „Arabesken" und „Sprüche" darboten.*) Die Sinngedichte, oft symbolisch gedacht, und das Spruchartige überwiegen weitaus und lassen uns in des Dichters reiche Seele blicken. Auch da ist alles fest ausgeprägt, treffend und ursprünglich, manches von derber Kraft und voll heiligen Zornes über das Niedrige und Gemeine. Pichler hatte wohl im Alter noch manches persönlich Widrige zu befahren und

*) A. Brandl in der Beil. z. Allgem. Ztg. 1897, Nr. 21.

manchem Sturm zu trotzen, doch blieb er feſt wie die „Wettertanne“, die den Föhn überdauert. Er erlebte ſogar ab und zu eine Freude und fand als Erſatz für ſchwere Verluſte neue Freunde. Ich erwähne da in erſter Linie Roſegger, den er im Herbſt 1889 in München kennen lernte und als treuen Freund betrachten durfte*), und die poetiſch veranlagte Lehrerin Maria Engl. Für gewiſſe Kunden aber hatte er ſich „einen Knüppel hinter die Tür geſteckt“ und ſo fand er mit der Welt ſein leidliches Auskommen. Ja, er wurde milder, obgleich er noch hier und da einmal den „Streitkolben“ führen mußte. Die Sommerfriſche zu Barwies, in einer zwar einſamen, aber ſchönen Gegend des Oberlandes, brachte ihm jedes Jahr Erholung und Kräftigung. Hier verkehrte er gerne mit ſeinem alten Freunde, dem Spruchdichter K. Speckbacher in Obermieming, und mit — den Muſen. Am Schluſſe der „Spätfrüchte“ ſteht die kleine Erzählung in Verſen „Der Jörgel von Lahnſteig“ (1895), die auf dem Mieminger Plateau ſpielt und zur Abwechſlung nicht durch das „geologiſche Motiv“, ſondern mit einer ſchönen Volksſage eingeleitet wird. Sie zeigt ganz Pichlers Art zu erzählen und trägt durch die Erinnerung an Konradin, deſſen Andenken das nahe Kloſter Stams erhält, ein nationales Gepräge. Die Stimmung der ſiebziger Jahre tritt bei dem alten deutſchen Recken wieder ſchärfer hervor. Sein Gedicht „Die deutſche Flotte“ (1900) enthält ſeinen letzten Wunſch für

*) Roſegger, Eine Erinnerung an Ad. Pichler, Heimgarten 25, 278 (1901).

Deutſchlands Macht und Größe. Eine bedeutſame Dichtung iſt ferner das Märchen „Der ſchwarze Ring“ (Wr. Z. 1897 Nr. 87) wegen ſeiner tiefen Symbolik. Während ſo fortwährend Neues entſtand, erlebten ſeine älteren Schriften friſche Auflagen. Das hatte zur Folge, daß er da und dort änderte und ergänzte, oder in neuen Verſen einen Gedanken näher ausführte, der in anderer Form ſchon vorhanden war. In Pichlers Schaffen „waltet überall die Notwendigkeit; er muß von Zeit zu Zeit abſtoßen, was in ihm fertig geworden iſt, daran kann ihn nichts hindern, ſelbſt nicht das Alter“, denn er ſuchte alles zur Vollendung zu führen.*) Pichler hatte das Glück, bis in die ſpäteſten Tage geiſtig friſch zu bleiben und ſich voll „auszuleben“. Daher legte er auch das Bekenntnis ab: „Das Schickſal hat mir vieles verſagt, viel Leid verhängt, aber auch manches gewährt; ich danke ihm!“ Reich an Blüten und Früchten waren ſelbſt ſeine letzten Jahre. Ich hebe einiges heraus. Ende 1898 entſtand „Das zweite Geſicht“, 1899 folgten Gedichte hohen Stiles, wie „Segeſta“, „Taormina“ und „Koloſſeum“, 1900 „Die Norne“ und „Der Locherboden“. Die „Wiener Zeitung“ brachte 1900 noch „Frühblumen“, darunter die tiefgefühlte Elegie „Mein Zimmer“, ferner die Epigramme „Venedig“, „Jahreszeiten“ und zu Allerheiligen „Aus den Tagebüchern des Fra Serafico“; auch einige Lieder dichtete er, die zwiſchen den erſten und zweiten Teil des Epos eingeſchaltet werden ſollten. Manches Kampfgedicht erſchien im „Scherer“, denn die bewegte Zeit rief ihn aufs

*) R. M. Werner, Vollendete und Ringende (1900), S. 98.

neue zum Streite. Anderes bringen erſt die „Geſammelten Werke", welche endlich einen vollſtändigen Überblick über ſein dichteriſches Schaffen ermöglichen.

Die Feier ſeines 80. Geburtstages geſtaltete ſich zu einem großen Triumphe für ihn und die nationale Sache im Lande; der letztere Umſtand freute ihn beſonders. Der „Scherer" gab dazu eine gehaltvolle, illuſtrierte Feſtnummer heraus. Er ſelbſt hielt das Tagewerk ſeines Daſeins für beendet und begann ſeine Schriften für eine Geſamtausgabe vorzubereiten, die nunmehr ſeine Tochter Mathilde beſorgt. Den Sommer 1900 verbrachte er noch in dem lieb gewordenen Barwies, wo er allerlei boſſelte und ordnete und ſich an der erhabenen Natur erfreute. Anſcheinend rüſtig kehrte er im Herbſte in ſeinen Wohnſitz in dem ſeither zur Stadt Innsbruck geſchlagenen Vororte Wilten zurück, aber alsbald ergriff ihn wieder das alte Herzleiden, das ſeinem Leben ein Ende ſetzte. Er war längſt darauf gefaßt; ihm, dem Weiſen, ſtand „des Todes rührendes Bild nicht als Schrecken" vor Augen. Und ſo ſchied er klaglos und ergeben am Frühmorgen den 15. November 1900 von dieſer Erde, die er ſo ſehr geliebt und mit unſterblichen Werken bedacht hat.

Vorwort.

Seit den gewaltigen Kämpfen von 1809 leuchtet auf den Bergen Tirols ein Strahl unvergänglichen Ruhmes; Land und Leute blieben aber dennoch lange faſt unbekannt. Wohl vermittelte die Weltſtraße über den Brenner den Verkehr zwiſchen Deutſchland und Italien; nur ſelten verirrte ſich jedoch ein Wanderer aus Freude an der erhabenen Natur, aus Teilnahme für die Eigentümlichkeiten dieſer Senner und Schützen über ſchneeige Jöcher in die abgelegenen Seitentäler. Wiſſen wir doch alle, wie wenig Goethe mit ſeinem hellen Auge auf der Reiſe nach Italien in unſeren Alpen ſah! — Mancher beſorgte in jenen Schluchten und Tobeln bei rohen Urbewohnern jede Bequemlichkeit, jeden Lebensgenuß entbehren zu müſſen. Der Proteſtant fürchtete die finſtern Blicke eines tückiſchen Ultramontanismus, die ihn tatſächlich nirgends beläſtigen, während in der erſten Hälfte des Jahrhunderts die Preiſe unſerer guten Landwirtshäuſer ſehr billig waren, gewiß billiger als in der längſt abgelaufenen Schweiz. Gar greuliche und leider nur zu wahre Geſchichten erzählte man von der Polizei; bei Sturm und Schnee auf einem unbedeckten Karren mit Schub an die Grenze gebracht zu werden, wie es wohl einem harmloſen Studentlein geſchah, das beim roten Wein zu viel ſchwatzte, war kein angenehmes Abenteuer.

Schon vor dem Schlagbaum beschnüffelten argwöhnische Mautbeamte jede Falte des Gepäckes, griffen in die Taschen und prüften den Paß, womöglich auch Herz und Nieren mit mißtrauischer Täppigkeit. Die Spitzelei galt bekanntlich als die sicherste Regierungsform, man wollte durch jedes Mittel hindern, daß in die chinesische Mauer, welche uns absperrte, eine Bresche gelegt werde, obwohl es damals „draußen" auch nicht viel besser stand als herinnen und die Demagogenriecher ebenso niederträchtig waren wie unsere Naderer. Wurde doch der alte Professor Schuler zu Innsbruck, den ein durchreisender Kollege besucht hatte, vom Polizeidirektor vorgeladen und über alles, was bei Tisch gesprochen worden, genau verhört. Das war in Österreich überall gleich; die Verhältnisse Tirols erhielten jedoch durch Natur und Geschichte ein so besonderes Gepräge vor den übrigen Kronländern, daß die Schilderung dieser Zustände im großen Kulturbilde Deutschlands nicht fehlen darf, soll dieses vollständig sein.

Meine Jugend fällt in jene Zeit, wo noch der Odem des „weisen" Metternich alle auftauchenden Wölkchen wegblies, ohne den allmählich erwachenden Freiheitsdrang der Völker hemmen zu können; als Mann beobachtete ich die Kämpfe, die jeden Übergang einleiten und begleiten. Zugleich habe ich mich vielfältig in der Welt umgesehen und dadurch einen Maßstab für die Heimat gewonnen, der zwar manche, die nicht über den Kirchturm hinausguckten und deswegen alles Tirolische für trefflich halten, verletzen wird, aber auch Vorurteile Fremder, welche hochnasig die Bedingungen von Zeit

und Ort vergeſſend fordern, was nicht vorhanden ſein kann, und überſehen, was vielleicht Beachtung verdient, berichtigt.

Dann halte ich für meine Pflicht, wenn auch nur mit leichten Umriſſen das Streben und Wirken von Männern zu zeichnen, die einen Platz im Gemälde deutſchen Geiſteslebens beanſpruchen dürfen und wahrſcheinlich einen klangvolleren Namen hinterlaſſen hätten, wären ſie an den Brennpunkten der Literatur aufgetaucht. Wohl kann ich mein Urteil unbefangen nennen, denn ich habe mich über viele Verhältniſſe hinausgelebt und ſolche zu Lebendigen gelöſt, als wären ſie längſt geſtorben, oder ich, — was das gleiche bedeutet, durch Zeit und Raum weit von ihnen geſchieden. Die Abſicht, aus verglommenen Kohlen Feuer zu blaſen, liegt mir wahrlich ganz fern; die Kämpfe jener Tage haben in der Art, wie ſie ſich abwickelten, für das heutige Geſchlecht kaum noch eine Bedeutung, aber die Gegenwart kann aus der Vergangenheit lernen, wenn ſie will und dazu die Fähigkeit hat.

Ich bin längſt ganz unabhängig, ich gehöre keiner Partei an, weder der klerikalen noch gar der liberalen, obwohl ich manche Ideen des Liberalismus in den Tagen der brutalen Reaktion nicht ohne Gefahr mündlich und in außeröſterreichiſchen Blättern verfocht. Als der Erzherzog Karl Ludwig Statthalter von Tirol war, ſchickte man ſogar einen Beamten nach Augsburg an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung. „Wer denn gewiſſe mißliebige Berichte verfaſſe?“ Der Herr wurde natürlich ſcharf abgefertigt. Dank erhielt ich keinen. Ich habe freilich nie bei einer Partei um irgend

etwas kandidiert, ich bin keiner verpflichtet und brauche keine zu fürchten, weil ich nie eine belog oder betrog. Als die falsche Morgenröte unter Schmerling anbrach, konnte ich mein Mißtrauen nicht verbergen, denn ich wußte, daß Staaten und Dynastien ihre Art nicht ändern, half zwar den konstitutionellen Verein gründen, zog mich aber bald zurück als ich merkte, daß er nur als Leiter für einige Ehrgeizige und hungrige Streber dienen sollte. Weil ich mich der Diktatur einer solchen Partei nicht fügte, folgten bald die Kotwürfe — ich muß den Ultramontanen, die ich manchmal bekämpfte, das Zeugnis geben, daß sie sich anständiger gegen mich benahmen, als jene. Jetzt bin ich ein Greis. Ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst der Menschen, kenne ich nur noch ein Maß der Dinge: Mein Gewissen.

Meinem Lande blieb ich stets in treuester Liebe zugetan, auf seinen Boden hat mich das Schicksal hingestellt, um für Wissenschaft und Kunst mit voller Teilnahme am Fortschritt und der Größe des deutschen Volkes, dessen unveräußerliches Gut ja auch die herrlichen Gebirge am Inn und der Etsch sind, nach Maß meiner Kräfte zu arbeiten und zu schaffen.

Konfessionen will ich keine schreiben und auch nicht für andere beichten. Schuld und Irrtum streifen jedes Menschenherz, ob wir darin versinken oder uns heldenhaft erheben, hängt auch nicht nur von uns ab. Wer am Schluß eines langen Lebens auf die Vergangenheit zurückschaut, denkt oft mit Schaudern an die furchtbaren Abgründe von Elend und Schande, wo ihn das Schicksal oder die Vorsehung, was vielleicht schließlich

dasſelbe bedeutet, wie einen Schlafwandler vorüberführte. Still und ruhig blicke ich als Greis auf jene Tage zurück, wo ich verblendet nur zu oft das Flittergold haſchte, das unter meiner Hand in Schaum zerfloß, ſie vielleicht manchesmal ſogar beſchmutzte.

Etiam sapientes gloriae cupidinem novissimam exuunt.

Was ich hier kurz angedeutet, läßt es wohl ſchwerlich als Selbſtüberſchätzung erſcheinen, wenn ich dieſe Blätter nicht bloß handſchriftlich meinen Kindern vermache, ſondern der Öffentlichkeit übergebe. Ob ſie einfach Zuſtimmung finden oder in manchen Kreiſen Abneigung erregen, — iſt mir völlig einerlei: über Lebende reden die Mitlebenden, dann entſcheidet das Totengericht und dem kann ſich doch niemand entziehen.

Was die Art dieſer Aufzeichnungen betrifft, ſo wird der Leſer hier neben Porträten auch Genrebilder und Landſchaften finden, daß der Verfaſſer oft vor dem Beiwerke zurücktritt und, indem er andern das erſte Wort läßt, nur als Nebenperſon erſcheint.

Memoiren halten den Augenblick feſt, Briefe beichten und berichten, die Geſchichtsſchreibung ſiebt das Weſentliche ſcharf aus dem Unweſentlichen: jede dieſer Gattungen hat ihren beſtimmten Stil; ich habe mich an keine Einheit desſelben gebunden; die Abſchnitte mögen ihr Geſetz vom Inhalt empfangen, der manchmal fertig ausgearbeitet ſchon ſeit Jahren gedruckt vorliegt und einer Schablone zulieb nicht geändert werden ſoll. Es bleibe friſcher Unmittelbarkeit und ſpäterer Überlegung, wo es zweckdienlich, gleiches Recht!

Und nun vorwärts!

I.

Den Wert des Hauſes, wo der Menſch ſo recht in einem warmen Neſte zu körperlicher und ſittlicher Kraft gedeiht, die Bedeutung einer Reihe von Ahnen, die den altererbten Sitz mit wachſender Ehre ſchmückten, habe ich ſtets hochgeſchätzt, umſomehr, als mir beides faſt ganz verſagt blieb und mich nur der Urſprung aus dem Marke eines Stammes, deſſen Tüchtigkeit niemand beſtreiten darf, hob und trug.

Die Wurzeln meines Geſchlechtes verlieren ſich in Südtirol bei Neumarkt: Gegenden, wo immer der Kampf zwiſchen Deutſch und Welſch auf und abwogte, bis vielleicht unſere neu erwachſende Volkskraft dem Romanismus einen ehernen Riegel vorſchiebt.

Meine Vorfahren waren Bauern auf einem ſchönen Gute; ein jüngerer Sprößling des Hauſes machte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den bedenklichen Sprung in eine k. k. Kanzlei. Der Beſitzer des Hofes hatte keine Erben, er wollte ihn jedoch mit echtem Stolze ſeinem Namen erhalten und berief daher den Sohn des Bruders: eben jenes Beamten, zur Übernahme des Gutes. Das Bürſchchen war zu Innsbruck aufgewachſen; als es nun nach Neumarkt kam, fand es den Alten wie Job halb im Miſthaufen vergraben hinter dem Hauſe hocken: auf dieſe Art heilte man damals das

an der untern Etsch häufige Fieber, wie es noch jetzt in Ungarn geschieht.

Als nun das Stadtherrlein ihn so erblickte, da erschrak es und lief ohne Gruß und behüt Gott über den Brenner zur Mutter heim. Der Bauer jedoch ärgerte sich und gab das Gut an ferne Anverwandte, nachdem er die fahrende Habe an Klöster und Geistliche verteilt hatte.

Der Zusammenhang mit der Heimat im Süden ward vergessen, meine Ahnen blieben in der Kanzlei. Das Porträt meines Urgroßvaters zeigt einen Mann in behäbiger Tracht, den Dreispitz mit Silbertressen unter dem Arm; auf der Stirne, die klar und hoch aus den steifen gepuderten Locken ragt, würde ein Lavater Verstand bei vorwaltender Phantasie lesen, die großen dunkeln Augen unter buschigen Brauen leuchten von südlicher Glut; Stumpfnase, volle Lippen, breite Wangen deuten auf sinnliche Behaglichkeit. In einer Ecke steht: Joseph Antonie Bichler aetatis 34 anno 1742.

Gegenüber die Urgroßmutter: Mariane Bichlerin, geborne Reinischin, aetatis 29. Die Kleidung mit Borten und Stickerei, die silberne Halskette, das Kreuz von blitzenden Granaten an der schwarzen Samtschnur läßt auf den Hausstand eines wohlhabenden Mannes schließen. Mit wahrer Verehrung blickte ich stets zu den reinen edlen Zügen dieser Frau empor, die von seltener Schönheit gewesen sein muß. Sie tragen den Zauber einer ernsten, echten Weiblichkeit, welche oft genug die leidenschaftliche Seele meines Urgroßvaters beruhigt haben mag, so wie sie noch auf den späten Enkel

wirkt, der gerne zu ihr emporſchaut. Ich habe mich viel um das Schickſal, um das Grab dieſer Lieben erkundigt, denn der Menſch iſt nichts wert, der ſeine Vorfahren vergißt und verdient auch bei der Zukunft kein Andenken, konnte aber nirgends eine Spur entdecken; war es doch nur ein Zufall, der mir die übrigens vollſtändig beglaubigten Porträte verſchaffte! Das iſt ja der Fluch des Beamtentums und darin gleicht es dem Proletariate nur zu ſehr: daß es von Ort zu Ort fahrend ſeiner Heimat vergißt, und weil überall zu Hauſe nirgends zu Hauſe iſt. Wie oft habe ich den Bauern beneidet, der als echter Edling ſeine Scholle vom Urahn überkam und ſie dem Urenkel überläßt, der in Tauf- und Sterbbüchern der Dorfkirche ſeine Väter verzeichnet weiß, und am Allerſeelentag die lange Reihe ihrer Gräber mit Kerzen und Blumen ſchmückt!

Mein Großvater ſtarb zu Reutte als Zollbeamter am 3. April 1795. Die junge Witwe zog nach Innsbruck, wo ſie von einer kleinen Penſion kümmerlich lebte und ihre vier Kinder mit redlichem Gottvertrauen erzog. Sie war eine Plattner von Pettnau, ein Ahnherr von ihr beſaß 1550 das Wirtshaus zu Barwies, wie urkundlich nachgewieſen iſt.

Da meine Eltern weder auf meine geiſtige Entwicklung, noch auf mein Fortkommen weſentlich eingewirkt haben, wie der Verlauf dieſer Geſchichte klar dartun wird, ſo kann ich mich über ſie kurz faſſen.

Der Vater Joſeph Anton, geboren am 20. Dezember 1790, trat am Gymnaſium zu Innsbruck als Schüler ein. Dort ſpielte er 1809 mit einem Kameraden die

Geige, als plötzlich auf dem Rennplatz die Trompeten der anrückenden Bayern ſchmetterten. Er ließ alles liegen und ſtehen und lief mit einer Schachtel Schupfnudeln im Sacke durch Wiltau dem Brenner zu, wo er den Bauern beim Aufwerfen der Schanzen half. Als der Rummel vorbei war, konnte er, obwohl es ihm nicht an Talent fehlte, aus Armut das Studium nicht mehr fortſetzen und wurde Schreiber bei der Zollſtätte zu Kufſtein. Dort lernte er die Nichte des Aufſehers kennen, welche ihm am 19. April 1819 im Portiuncula-Kirchlein zu Kleinholz unweit der Stadt angetraut wurde.

Es war ein gutmütiger Mann, der ſoweit als möglich auf äußeren Anſtand und Kleidung hielt. Phantaſievoll und nicht ohne geiſtige Regſamkeit las er gern, beſonders Walter Scott; überdies hatte er Neigung für die Kunſt; Landſchaften und Tierſtücke ſchätzte er ſehr, ohne jedoch die Mittel zu beſitzen, etwas zu kaufen, außer einigen Kupferſtichen des trefflichen Ridinger, die er unter der Hand erwarb. Da er ſelbſt nicht zeichnen konnte, auch nie Gelegenheit hatte, echte Kunſtwerke zu ſehen, war ſein Geſchmack nur wenig geläutert, ſonſt wäre nicht ſein höchſter Wunſch geweſen, die ſchlechten franzöſiſchen Kupferſtiche der Tellſage zu beſitzen, ein Wunſch, der übrigens auf ſeine Geſinnung ſchließen läßt.

Als die Mundharmonika erfunden wurde, kaufte er ſich eine ſolche. Ich erinnere mich, wie er nach den Amtsſtunden in der Dämmerung auf einem Stein ſitzend oder an die Fenſterſtäbe gelehnt, die langgedehnten Töne blies und dann ſchwermütig träumeriſch

in die Ferne ſchaute. Wenn ſich poetiſche Anlage vererben läßt, habe ich ſie von ihm, ſowie mich auch Geſtalt und Züge als ſeinen Sohn beſtätigen. Leider fehlte ihm die Neigung etwas aufzuzeichnen, er erlebte manches und hatte in der Jugend auch geiſtigen Verkehr. Als er ſpäter mit einem Jugendfreunde zuſammentraf und beide bei einem Glaſe Wein auftauten, weckten ſie alte Erinnerungen, ſprachen von Poeſie, ja ſogar von einer Art Wertherzeit in Tirol, von der ſich freilich keine Spur erhielt. Jener Freund ſtürzte ſich ſpäter ins Waſſer, mein Vater ſagte mir das mit zwei Worten und trauerte lang um ihn, einſam und verſchloſſen, wie's ſeine Art war.

Faſt immer auf dem Lande, hatte er viel Naturſinn; ſeine liebſte Erholung war es, hier und da ein Häschen oder Eichkätzchen zu ſchießen, jede freie Stunde verwendete er zum Aufrichten von Dohnen, mit denen er Schnepfen, Droſſeln und anderes Wildgeflügel fing. Bot das Waſſer Gelegenheit, ſo legte er den Fiſchen Nachtſchnüre. Eine Stellung als Forſtmann hätte ihm wohl beſſer entſprochen, doch erfüllte er alle Pflichten ſeines Amtes, und waren ſie auch noch ſo mechaniſch, mit faſt pedantiſcher Genauigkeit. Beifügen darf ich noch, daß er ſtets reine Hände behielt und deswegen allgemeine Achtung genoß. Ich war zufällig gegenwärtig, wie er einem Viehhändler, der ihm die Hälfte des Zolles für eine Ochſenherde bot, wenn er die andere Hälfte für ſich behalten dürfe, zornig die Türe wies, ſo daß er ſich betroffen und dunkelrot im Geſicht zum Gehen wandte.

Trotz mancher bitteren Erfahrung liebte er Öſter-

reich aufrichtig: er sah mit Stolz auf die Kleinhäusler jenseits der schwarzgelben Pfähle, obschon auch er Gelegenheit genug hatte, die Mißgriffe der Regierung zu beobachten und noch mehr über dieselbe durch bayrische Blätter aufgeklärt wurde, die er leicht über die Grenze erhielt.

Was die Kirche anlangt, so genügte er den Pflichten des Gottesdienstes, achtete jedoch den Klerus nicht sehr hoch und sprach dieses gelegentlich unverholen aus. Der positive Gehalt des Christentums hatte sich ihm nie verflüchtigt, er suchte in der Hoffnung auf eine bessere Welt seinen Trost. Besonders richtete sich seine Andacht auf „Christus im Elende"; in den letzten Jahren seines Lebens trug er stets einen schlechten Holzschnitt: das blutige dorngekrönte Haupt des Erlösers vorstellend, bei sich. Wenn das Unglück von allen Seiten auf ihn eindrang, seufzte er oft: „Mir ist sterberisch!" Damals habe ich ihn noch nicht verstanden. Es war etwa anfangs der vierziger Jahre im September. Ich mußte zum Beginn der Vorlesungen nach Innsbruck und mußte in aller Frühe aufbrechen. Mein Vater begleitete mich bis zu den letzten Häusern des Städtchens. Dort blieb er plötzlich stehen und brach in Tränen aus. Er schilderte mir das Elend, das er zu tragen habe, ich schwieg seufzend, denn ich wußte alles, aber keinen Trost dafür. Wir reichten uns die Hände, er verschwand in der Nacht, ich rannte vorwärts und begann mit grimmigem Hohn ein Lied zu singen:

Wohlan, denn getrunken!

Ein Stück außerhalb Kundls, der Heimat meiner Mutter, blieb ich vor einer öden Brechelstube stehen. Hier

war mein Oheim, nachdem er aus seinem Dienste entlassen worden, als armseliger Bettler unterstandslos gestorben. Das sind Jugenderinnerungen!

Ich habe aber auch in meinem Alter Dinge erlebt, daß sie in einem Sensationsroman einen Platz verdienten. Der Rest ist Schweigen!

Er starb als armer Pensionist mit 200 fl. jährlich am 7. Mai 1852 nach kurzer Krankheit. Bei seinem Verscheiden sang eine Tannenmeise, die ihm ein Fuhrmann geschenkt hatte, — sie sang ihm vielleicht die letzte Erinnerung an die geliebten grünen Wälder ins Ohr.

Die Mutter Josefa Seebacher war die uneheliche Tochter eines Bauernknechtes in Kundl. Sie wuchs völlig verwahrlost auf, bis sie endlich der Oheim zu sich nahm und ihr den notdürftigsten Unterricht in Schulfächern und weiblichen Handarbeiten erteilen ließ.

So lange mein Vater noch im Amte war, ging alles leidlich, als er ihr jedoch später, abgestumpft von Sorgen und Kummer, das Hauswesen ganz überließ, galt nur noch der traurige Spruch: „Kommt der Tag, bringt der Tag," und die Wirtschaft verlotterte bald gänzlich, weil sich zum Mangel an Einsicht leider auch noch eine Gutherzigkeit gesellte, die wie es eben Weltbrauch, überall geprellt wurde. Nach seinem Tode bot ich alles auf, sie ins Gleichgewicht zu bringen; vergebens! Endlich mußte ich mich darauf beschränken, ihr monatlich so viel zuzulegen, daß sie sich anständig aber sparsam hätte durchbringen können, und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Sie starb am 15. Juni 1865.

Wer erzählt solche Dinge gern? Es kostet Selbstüberwindung, sie nur anzudeuten; denn die Nachrede ist

oft übler als die Wirklichkeit. Begleitet viele die traute Erinnerung an den häuslichen Herd, so möchte ich mir letheische Wasser wünschen, um manche Szenen aus der Seele wegzuwaschen und so manche Narbe zu tilgen.

An den Folgen dieses Verhältnisses mußte ich schuldlos leiden, ohne bei dem besten Willen etwas ändern zu können; die Gemeinheit der Leute und ihr elender Neid, der mir später jeden Gulden, jede Anerkennung mißgönnte, weil sie einmal ohne mir jedoch zu helfen auf mich als einen armen Burschen herabgeschaut hatten, mißgönnte mir auch später meine soziale Stellung. Sie suchten mir meinen Standpunkt klar zu machen, wo sie konnten; wer sich aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hat, glaubt anfangs, er müsse alles einstecken, weil er als junger Mensch emporschauen mußte, bis ich endlich selbstbewußt mich zu wehren begann und dann vielleicht manchem unrecht tat, der es nicht um mich verdient hatte. Ich wünsche meinem niederträchtigsten Feinde all das Herzeleid und so manche bittere Demütigung nicht, die ich lang' schweigend duldete; den finstern Groll, die Menschenverachtung, die sich in mein Herz senkte, hat keine Zeit mehr ganz auszutilgen vermocht.

Selbst als Professor an der Universität hatte ich noch von der Gehässigkeit einiger Kollegen zu leiden, die mich in jeder Weise herabzudrücken suchten. Soll ich sie nennen?

„Non ragionar di loro, ma guarda e passa. Dante." Manchen Schlag hätte ich noch wiederzugeben, aber vor Gräbern verstummt der Zorn, wenn auch manche Narbe zurückblieb.

Weil ich aus Urſachen, die ich ſpäter mitteile, nur wenige Jahre zu Hauſe blieb, knüpfte mich auch an meine Schweſter kein innigeres Band. Um zwei Jahre jünger als ich heiratete ſie einen Mechaniker von Zürich und ſtarb dort 1868. Als viel ſpäter ein Bruder geboren wurde, ſtand ich längſt auf eigenen Füßen und mein Verhältnis zu ihm beſchränkte ſich darauf, daß ich ihm durch einen Lehrer Unterricht erteilen ließ, damit er ſich wie ich auf der Welt ſein Brot verdiene.

Der Vater wurde bald nach ſeiner Verheiratung als kontrollierender Amtsſchreiber nach Zollhaus bei Erl verſetzt. Hier erblickte ich am 4. September 1819 nachmittags um 2 Uhr das Licht. Ein Freund, der ſich mehr im Scherz als Ernſt mit Aſtrologie beſchäftigte, rechnete die Konſtellation dieſer Stunde aus und prophezeite mir allerlei Glück und Ehre, eingetroffen iſt freilich das wenigſte. Die Leſer mag ich weder mit Jupiter, noch Venus und Luna, die bei meiner Geburt leuchteten, weiter behelligen.

Zollhaus liegt bereits zwiſchen den Ausläufern der Alpen, bewaldete Kalkalpen mit ſteilen Felſenkronen erheben ſich durchſchnittlich zur Höhe von 1200 Meter; dahinter der prächtige Kaiſer als Wächter am Tore von Tirol, auf das der ſtolze Brunnſtein trotzig aus Bayern herüberlugt. Gerade unter dem Amt fließt der Inn hinaus in die Ebene, das rechte Ufer öſterreichiſch, das linke bereits bayriſch, beide damals durch das Seil einer Fähre verbunden. In dieſer lieblichen Gegend erwachte ich zum Bewußtſein; ich erinnere mich gar wohl noch an manche Stelle; insbeſondere eine kleine Kapelle im Wald unweit der Straße, die ich gerne beſuchte,

weil mir die Mutter Gottes mit dem Flitterkleid und den künſtlichen Blumenſtöcken zu beiden Seiten ſo wohl gefiel. Auch in anderer Weiſe trat mir der Katholizismus freundlich entgegen: jenſeits des Fluſſes lag ein Karmeliterkloſter, Sonntags durfte ich nicht ſelten mit zur Kirche fahren und was gab es da zu ſehen und zu hören! Noch tönen die mächtigen Klänge der Orgel in mein Ohr, mächtiger als das Rauſchen des Stromes und Windes; noch ſehe ich den Weihrauch ſich emporkräuſeln und an der rechten Seitenwand den heiligen Elias, wie er auf dem Flammenwagen zum Himmel ſchwebt! Beſonders gefielen mir die Prieſter in den ſchimmernden bunten Seidengewändern; voll kindlicher Einfalt glaubte ich lange, die mir ſo lieben Goldkäfer hätten unter den Tierlein das gleiche Amt und tat manche Frage, bei der die Erwachſenen lachten. Am Oſtertage pflegten die Mönche den Honoratioren der Gegend Konfekt zu ſchicken: wie ſchmeckte das gut und ſüß! Von nun an wünſchte ich Geiſtlicher zu werden, und wollte mir jemand eine beſondere Freude machen ſo durfte er mir nur einen bunten Papierbogen ſchenken. Dieſer wurde in der Mitte eingeſchnitten und als Meßgewand beiläufig wie der Kotzen eines Fuhrmannes getragen. Einen wenig günſtigen Eindruck brachten die bluttriefenden Legenden und ſchauerlichen Geiſtergeſchichten hervor, die man mir erzählte, teils um mich zu unterhalten, teils von manchem kleinen Mutwillen abzuſchrecken. Meine lebhafte Phantaſie beſchäftigte ſich mit dieſen Dingen mehr als zuträglich; ich träumte von Hexen und Geſpenſtern und fürchtete mich abends gar ſehr nach dem Gebetläuten allein zu ſein. Erſt nach

langen Jahren wurde ich diese alberne Angst, die mir manche Verlegenheit bereitete, allmählich los. Im nämlichen Hause wohnte der Einnehmer J. Schlumpf. Sein ältester Sohn Sigmund, ungefähr gleichviel Jahre mit mir zählend, war mein Spielgefährte, ein kränklicher, schwermütiger Knabe, von dem später noch die Rede sein soll.

Unvergeßlich blieb mir lange der Brand von Oberaudorf, dessen Häuser schräg über dem Inn zwischen den Feldern lagen. Es war heller Tag, die Beamten versammelten sich am Ufer, ich gesellte mich zu ihnen. Hoch züngelten die Flammen über den Dächern empor und brüllten und sausten im Sturm, der schwarzbraune Rauch verschlang sich zu dichten Ballen, die Glocken tönten, bis sie im Feuer verstummten und deutlich vernahm man das Schreien und Jammern der armen Leute.

Einen alten Bauern mit kurzer Lederhose und blauen Strümpfen könnte ich noch jetzt zeichnen, wie er durch die Wiesen floh und über einen brennenden Zaun hüpfte. 27 Gebäude sanken in Asche; das war am 15. September 1823. Eine Tafel in der Kapelle neben der Pfarrkirche erinnert an das Ereignis.

Als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde mein Vater nach Leutasch, einen Posten an der Grenze unweit Mittenwald in einer wilden düstern Gegend versetzt. Hinter den zerfallenen Schanzen der Porta Claudia von Medici stand die befestigte Kaserne, die man zur Wohnung von Beamten und Zollwächtern umgebaut hatte. Die gewölbten feuchten Räume mit den dicken Mauern und Schießscharten, die zerbröckelten Trümmer,

aus denen hin und wieder eine verroſtete Waffe gezogen wurde, waren eine Mahnung an die Geſchichte meiner Heimat; denn hier hatten einſt blutige Kämpfe ſtattgefunden. Die Kapelle war in Schutt geſunken, die einſt darin angebrachten Stationen lagen unter dem Dach der kleinen Feſte zerſtreut, ſie beſchäftigten mich an den kurzen Wintertagen und weckten die erſten Äußerungen meines Talentes zu zeichnen, das weiter zu bilden mir meine Mittelloſigkeit ſpäter nicht erlaubte. Die Bauern in der Nachbarſchaft, die ich mit meinem Vater hier und da beſuchte, prieſen den frommen Knaben, der ſolche Freude an geiſtlichen Dingen habe. Unter andern zeichnete ich den heiligen Joſeph mit der Säge in der Hand und einem Barte bis zur Zehenſpitze. Auf die Frage, warum ich ihn ſo darſtelle, gab ich den Beſcheid: Der Nährvater Chriſti, der als Gott uralt ſei, müſſe jedenfalls noch älter ſein und daher einen längeren Bart tragen als gewöhnliche Zimmerleute.

Schon im nächſten Frühjahr mußte mein Vater wieder wandern, jedoch nur in die Nähe nach Scharnitz, jenſeits des Berges an der Kommerzialſtraße, wo Fremde und Fuhrleute häufiger verkehrten, wenn auch die Gegend keinen andern Charakter trug und blos Schanzen und Befeſtigungen in einem größeren Maßſtabe angelegt waren. Der Aufenthalt in dieſem öden Tale iſt für mich dadurch von Belang, daß ich hier zum erſten Male die Schule beſuchte, wobei ich es freilich nur zum Buchſtabieren brachte. Wichtiger war mir ein Naturereignis. Der Paß erſtreckt ſich von Süd nach Nord, iſt alſo im eigentlichen Sinne des Wortes

eine Leite für den Scirocco, der zwar den Schnee etwas früher schmilzt, jedoch auch durch seinen mächtigen Anprall Lawinen losläßt und sonst allerlei üblen Spuk treibt. Einen solchen Sturm erlebte ich im Spätherbst. Ich sah mit Entsetzen, wie sich die Bäume bogen, trotz der schweren Belastung mit Steinen die Schindeln von den Dächern flogen, Felsblöcke am Gehäng niederstürzten und Menschen und Tiere ängstlich von der Straße fliehend eine sichere Zuflucht suchten. Wie gewöhnlich deuteten die Alpler dieses als Vorzeichen eines künftigen Unglückes, als ob sie am gegenwärtigen Schrecken nicht genug gehabt hätten! Die Prophezeiung wurde noch durch ein angebliches Mirakel an der Statue des Heilandes an einer kleinen Kapelle unweit Seefeld verstärkt. Sie stellt ihn nackt dar, wie er, die Dornenkrone auf dem blutigen Haupt, das Schilfrohr in der Hand, den Purpurmantel zum Hohn über die Schultern daſitzt und die Stirne gesenkt die Bosheit der Menschen betrauert. Wie man dies öfter sieht, war das Haar nicht aus Holz geschnitzt, sondern echt. Nun verbreitete sich das Gerücht, es sei fast um Handbreite gewachsen und hänge in langen Strähnen auf die Brust. Alte Leute schüttelten bedenklich den Kopf, in den Häusern wurde nachts ein Rosenkranz mehr gebetet, um den Zorn der Gottheit zu versöhnen. Auch ich hörte mit bangem Vorgefühl von diesen Dingen reden und erkundigte mich angelegentlich bei einem Bauern, was das alles bedeute. „Ja Bub, Buße tun heißt es jetzt: fasten und beten; der Himmelvater ist böse und du bist noch jung genug, um zu erleben, was alles geschehen soll.“ In der Schule hörte ich den

Katecheten von der unendlichen Liebe Gottes reden, der für uns das Kreuz getragen und für den auch wir das Kreuz tragen sollten. Das rührte mich auf das tiefste und ich beschloß, dem Erlöser auf seinem Dornenpfade nachzufolgen. In einer alten Kasematte fand ich Stücke von Palissaden; ich band sie in Form eines Kreuzes und schleppte dieses alle Abende unter verschiedenen Stoßgebeten mit eingemischten Seufzern auf der Schanze herum. Nachdem ich es mehrere Tage getan, hatte ich mir die Schultern so zerschunden, daß ich es aufgeben mußte. Wie jedoch das Volk allmählich die Prophezeiung vergaß, weil das gefürchtete Unheil nicht eintraf, so dachte ich auch nicht mehr an mein Kreuz, es wird wohl längst vermodert sein. Ich besaß einige Anlage zu einem Heiligen des Mittelalters, da sich aber glücklicherweise niemand um das schöne Talent kümmerte, so überwand meine ursprünglich kerngesunde Natur diesen Hang, sowie manche andere Torheit die unter Jünglingen meines Alters Mode ging. Freilich kehrte ich unter Umständen von Zeit zu Zeit darauf zurück; denn es braucht meist länger, einen geistigen Krankheitsstoff auszuscheiden als einen körperlichen; ich will jedoch hier nicht vorgreifen.

Auch Romantik anderer Art rückte mir unangenehm nahe. Scharnitz lag vor der Grenze, das Gebirg hatte viele Übergänge und Schlupfwinkel und so war es durch den Schmuggel, der hier mit großer Verwegenheit getrieben wurde, berüchtigt. Der Winter unterbrach das Geschäft kaum; sobald der Schnee fest gefroren war, wagten sich die Leute mit den Reifen hin-

auf und ſchleppten ſchwere Ballen Tabak und Geſpinſte nach Tirol. Dieſer Erwerb ſelbſt war ſchon traurig genug; aber noch trauriger, daß man die armen Teufel, denen der Boden nicht ausreichend Korn zum Unterhalte trug, mit Spießen und Stangen von Amts wegen verfolgen mußte. Mancher darunter war auch als kühner Wildſchütz berühmt und ſetzte einen Stolz darein es zu ſein, denn das Volk bewunderte ihn als einen Helden; es brachte daher oft Gefahr, ſeiner Fährte zu folgen. Vor allen wurden die Ragg genannt, Burſchen keck genug, dem Teufel ſelbſt die Ohren abzureißen. Sie ſind mir nach vielen Jahren als unverwüſtliche Greiſe oft genug mit dem Stutzen in der Hand auf meinen Bergfahrten begegnet und ich hatte dann ebenſoviele Freude ſie zu ſehen, als damals Angſt, wenn ich ihren Namen hörte. Mein Vater war als treuer Beamter von ſelbſt ein Feind des Schmuggels. Da gab es Verräter, welche für Geld die Wege ihrer Kameraden und den Tag, wo ſie aus Bayern zurückkehrten, anzugeben verſprachen. War die Nacht angebrochen, ſo zogen die Grenzwächter und oft die Beamten, denen ein Teil der Beute als Gewinn zufiel, bewaffnet aus, um zu lauern. Mit welcher Angſt lauſchte ich in die ſternenklare Nacht hinaus und horchte auf das Knittern des Schnees, bis hoch oben im Gebirge ein Schuß, dann ein zweiter und dritter, begleitet von gellendem Jauchzen den Widerhall weckte und mir faſt das Blut gerinnen machte! Es hatte aber nichts zu bedeuten, die Schwärzer waren geſcheiter als die Zeiſige, ſo nannten ſie die Finanzler wegen des gelbgrünen Anzuges: die Ausſage der Spione, die mit jenen im Bunde

waren, hatte ſich als irrig erwieſen und von der Spur abgelockt. Unterdes zog Ragg mit ſeinen Brüdern hoch oben über das Joch und machte, als er in Sicherheit war, dem Gefühle höhniſchen Übermutes durch Losbrennen des Stutzens und lautes Jauchzen Luft. Dieſer Schmuggel wirkte jedoch auf die Grenzer verwildernd und entſittlichend, nicht ſelten hörte man von Ausbrüchen ſchrecklicher Rache; einmal wurde ein Finanzler nackt bei den Füßen aufgehängt, ſo daß ſein Kopf einen Ameiſenhaufen berührte, tot gefunden. Die Schmuggler zeigten bisweilen heimlich ſelbſt die Käufer verbotener Waren an, um ſich dadurch noch einen ſchändlichern Gewinn zu ſichern. Im Jahre 1809 ſollen Wilderer fahnenflüchtige Tiroler, welche die bayriſche Armee verließen, um ſich den Ihrigen anzuſchießen, auf den Bergpfaden niedergeſchoſſen und ausgeraubt haben, weil nach Deſerteuren nicht gefragt wurde: die Bayern glaubten ſie nämlich in die Alpen entwiſcht, die Tiroler wähnten, ſie wären in der feindlichen Armee. So mag mancher durch ſchmählichen Verrat an der Grenze verblutet ſein, über deſſen Grab ſich kein Kreuz erhebt.

Der Frühling brachte ein Dekret, das meinen Vater nach Leitenhofen unweit des Bodenſees gehen hieß: eine liebliche Gegend außerhalb des Kreiſes wie auch im Angeſicht der Hochalpen, geſegnet mit einer Fülle von Obſt- und Feldfrüchten. Auch der Charakter des Volkes war verſchieden, ſo daß es ſelbſt dem Knaben auffallen mußte, wenn er an die ſchroffen ſchweigſamen Schmuggler der Scharnitz zurückdachte und dabei den ſchwäbiſchen Dialekt der Vorarlberger hörte, die voll

Behaglichkeit ſchwätzten und ihm gern da oder dort eine Kirſche oder Zwetſchke vergönnten.

Ich war mehr auf Obſtbäumen und Wieſen der Nachbarn zu treffen, als im väterlichen Hauſe, am unliebſten ging ich in die Schule nach Hohenweiler, wo man mir eben nicht viel Zufriedenheit bezeugte. Um mir das Schlendern zu verleiden, erzählte man mir von dem ſchwarzen Klaushunde, der groß wie ein Pferd mit funkelnden Augen herumlaufe und böſen Buben nachſetze. Der Sage nach war ein Schelm ſo verwandelt worden, weil er im Dreißigjährigen Kriege den Schweden einen Pfad verraten hatte, auf dem ſie die Talſperre bei Bregenz umgingen, ſo daß die reiche Stadt mit ihren aufgeſpeicherten Schätzen ihre Beute wurde. Das fruchtete wenig, denn wenn ich auch anfangs beſorgt hinter jeden Buſch guckte, ſo verſchwand doch allmählich die Furcht, weil ich nie erfuhr, daß jemand gefreſſen worden. Derlei Züge tun am beſten dar, wie ſehr mir jede Leitung fehlte, doch ſchlug die Sache nicht ſchlecht an; ich wurde körperlich gekräftigt und behende; die Eindrücke, die mir Feld und Wald von allen Seiten boten, waren gewiß ſo viel wert, als die unverſtandenen Phraſen, mit denen die armen Stadtkinder in der Stube genudelt werden.

Da hieß es plötzlich: der Biſchof kommt nach Bregenz, um dort zu firmen! Das brachte unter der Jugend eine große Aufregung hervor und obwohl ich von dem geheimnißvollen Sakramente nicht die leiſeſte Vorſtellung hatte, ſo wünſchte ich doch dabei zu ſein. Oft hatte ich von einem Hügel in der Ferne den Bodenſee erblickt, wie er ſich weithin dehnte, ſo daß das Himmels-

gewölbe auf ihm zu ruhen ſchien, ich hatte geſtaunt, wenn die Sonne feurig golden in ſeine Wellen tauchte und eine Brücke aus funkelnden Lichtern faſt bis an das Ufer reichte: bei der Firmung mußte ich nach Bregenz kommen, das lag am Waſſer und da konnte ſich manches Rätſel in nächſter Nähe löſen.

Meinem Verlangen ward entſprochen, ein Wirt übernahm Patenſtelle und verſprach mich in die Kirche zu geleiten. Wir fuhren nachmittags fort; zuerſt nach Lindau, denn dort hatte er Geſchäfte. Es war eines der zahlreichen Halbfeſte, wo die meiſten Katholiken Gott dem Herrn dadurch dienen, daß ſie ihm den Tag abſtehlen; verwundert ſah ich hier Leute mit Feldbau beſchäftigt. Ich erhielt den Beſcheid, das ſeien Lutheraner, die unſere heilige Religon nicht achten. Alſo Lutheraner! Wie oft hatte ich über dieſe Verruchten ſchimpfen gehört, ſo daß ſich mir nach und nach die Vorſtellung befeſtigte, ſie könnten gar nicht ausſchauen, wie andere Menſchen und müßten irgendein Brandmal, wo nicht gar Hörner tragen. Davon war jedoch nichts zu bemerken und da die Gegend ſo überaus ſchön und reich, die Häuschen ſo nett und ſauber waren, meinte ich, auch dieſe Leute ſeien nicht ſchlecht. Nur eines bekümmerte mich: ob die Kinder an ſolchen Tagen, die wir frei hatten, auch in die Schule müßten? — Der Pate bejahte es. „O dann werde ich nie lutheriſch!“ rief ich aus. Lindau erreichten wir bei Nacht. Früh morgens eilten wir zum Hafen, uns einzuſchiffen. Da war für mich ſo viel zu ſchauen, zu fragen, zu bewundern, daß ich zu Bregenz vor der Kirchentür ſtand ohne zu wiſſen, wie mir geſchah und die heilige Handlung

faſt ſpurlos an mir vorüberging. Als ſie vollzogen war, drängte ich raſch aus Reih und Glied und zupfte meinen Paten, er möge mich wieder an den See bringen. Er meinte aber, es ſei Mittagszeit und ſo gingen wir ins Wirtshaus. Da war ſchon ein langer Tiſch beſetzt von Buben jeder Art und ihren Paten, die ihnen, wie es einmal der Brauch, reichlich ſüßes Gebäck und Wein ſpendeten. Das brachte bald Wirkung hervor und es ging zu wie in einer Menagerie. Auch ich nahm dankbar in Empfang, was mir vorgelegt wurde, mehr als mir zuträglich und ſo endete der herrliche Tag, anſtatt rein vor meiner Erinnerung zu ſtehen, mit dem erſten Katzenjammer.

Im Jahre 1828 erhielt mein Vater die Stelle des Einnehmers zu Weißenhaus, etwa eine halbe Stunde von Füßen. Hier war die Szenerie wieder eine andere. Das Amtsgebäude lag in einem Engpaß zwiſchen dem Lech und dem Schwarzenberg, deſſen Marmorfelſen ganz von Föhren und Tannen bewachſen waren. Am Gehäng ſtieg die rote Almroſe und der weiße Steinbrech bis an die Straße herab. Jenſeits des Fluſſes, der nach Art der Wildwäſſer in einem breiten kieſigen Bette häufig das Rinnſal wechſelte, lief ein langer Hügelzug einſam und dicht bewaldet. In der Richtung gegen Füßen war die Ausſicht von dem kahlen Schrofen geſchloſſen, wo ſich der Fluß eine ſchauerliche Schlucht gebrochen hat, in die er brauſend ſtürzt. An der ſchmalſten Stelle hatte ſich nach einer Sage St. Magnus, von Feinden verfolgt, hinübergeſchwungen; noch zeigte man die Spuren des Fußes tief dem Stein eingeprägt; nach anderen ſei Julius

Cäſar zu Roß hinübergeſprengt. Weſtlich lag das Städtchen Vils mit ſeiner Schloßruine und einigen höheren Bergen. Die Gegend war ſehr eng begrenzt; zwiſchen Füßen und der Lechbrücke nur Viehweiden und Wieſen, auf die bayriſche Hirten ihre Rinder trieben. Urſprüngich gehörte dieſer ſchmale Fleck tiroliſchen Gemeinden, bei einer großen Hungersnot ſollen ſie ihn für einige Laibe Brot an Bayern abgetreten haben. Auf der Straße verkehrte viel Fuhrwerk, oft ſah man die Getreidewagen in langer Zeile die mautliche Behandlung erwarten. Um den Schmuggel zu hindern, ſperrte eine Reihe hoher Paliſſaden von der Felswand bis zum Fluſſe das Tal. Das Haus war beiderſeits von Gärten eingefaßt, die den Beamten zum Gemüſebau überlaſſen blieben. Bald lernte ich mit Schaufel, Rechen und Hacke umgehen; ich arbeitete gern und hatte die größte Freude, als auf dem von mir umgegrabenen Beete Samen aus der ſchwarzen Erde keimte, allmählich im Sonnenſchein und Regen üppig emporwuchs und ſchöne farbige Blüten entfaltete.

So brachten nur die Jahreszeiten einige Abwechslung. Mit Sehnſucht harrte ich eine Woche zum vorhinein auf die Tage, wo zu Füßen Markt war. Da zogen die Leute aus Tirol über die Grenze um einzukaufen, die Finanzwächter ſpähten mit Argusaugen nach Schmuggelware und ſo gab es oft bewegte Auftritte. Mich nahm die Mutter mit. Bald hatte ich mich im Gedränge von Käufern und Verkäufern verlaufen. Ich ſtellte mich vor einen Laden und begaffte mit offenem Munde die ſchlechten buntſcheckigen Lithographien. Die Türken hatten furchtbare Schnauzbärte,

ſie trugen rote Pumphoſen und fochten mit krummen Säbeln. Selbſtverſtändlich floß Blut in Strömen. Mein Vater hielt eine Augsburger Zeitung und redete gelegentlich von den Kämpfen auf der Balkanhalbinſel, welche damals die politiſche Welt aufregten. Noch einmal wurde ich ſpäter daran erinnert. „Die Bayern kommen.“ Im November 1832 liefen wir Gymnaſiaſten den Soldaten entgegen, die zur Stütze des jungen Königs Otto nach Griechenland geſchickt wurden. Am 7. Dezember kam er ſelbſt und beſichtigte am nächſten Morgen die Stadt. Ihm ſtellten ſich die Abgeordneten des griechiſchen Volkes vor. So hatten auch wir Gymnaſiaſten Gelegenheit all die Helden, deren Namen und Taten uns nicht ganz unbekannt waren, leibhaftig zu bewundern. Wir liefen ihnen auf Schritt und Tritt nach und konnten uns an den bunten orientaliſchen Trachten kaum ſatt ſehen. Freilich ſtimmten die kurzen weißen Kittel nicht zu dem Bilde, das wir uns von Miltiades und Themiſtokles gemacht hatten, eher erinnerten ſie uns an die Wiflinge der Durer Bäuerinnen. Des behelmten Kolokotronis mit ſeiner Geiernaſe erinnere ich mich noch heut, ich erkannte ihn auf dem Bilde von Heß in der neuen Pinakothek, das den Einzug Ottos zu Nauplia darſtellt, allſogleich wieder. Später beſuchte ich auch die Ottokapelle bei Kufſtein, wo der junge König von ſeiner Mutter Abſchied nahm, um im fernen Süden auf einen wenig beneidenswerten Tron zu ſteigen.

Die edlen Hellenen haben dem Hauſe Wittelsbach auf echt aſiatiſche Weiſe gedankt und man begreift es, wenn König Ludwig nach all den Opfern, die er für

ſie gebracht, nicht mehr durch den Prachtbau der Propyläen und die Bilder im Hofgarten an ſie erinnert werden wollte. Er hatte einſt Fallmerayer gezürnt, weil dieſer in den Skipetaren von Attica und den Slaven des Peloponnes nicht die Enkel des Phidias und Platons erkennen wollte, vielleicht verzieh er ihm jetzt, wo ſein enttronter Sohn landflüchtig nach München zurückkehrte.

So erreichte die Woge einer Brandung, die einſt Europa durchzittert hatte, auch unſere Schulbänke. Daß ſie in die Legitimitätstrottelei des greiſen öſterreichiſchen Staatskanzlers einen unheilbaren Riß machte, verſtanden wir freilich damals nicht. Jetzt iſt der Philhellenismus längſt verduftet.

O Meſolunghi, o Byron!

Meine Geſellſchaft war ſehr klein. Der Aufſeher hatte zwei Söhne, böſe Rangen, mit denen ich mich oft balgte, bisweilen auch Frieden ſchloß und dann gemeinſam mit ihnen im nahen Walde aus Tannenzweigen Hütten baute, in die wir Bilder, Blumen, buntes Glas, kurz alles mögliche ſchleppten, was wir zum Schmuck dienlich erachteten. Ein innigeres Verhältnis knüpfte ich mit Heinrich, dem Sohne des Kontrolleurs. Die Eltern dieſes Knaben waren von Adel, er unterließ nicht, mich auf dieſen Vorzug in jeder Weiſe aufmerkſam zu machen. Er hatte eine Rüſtung aus Pappendeckel, überzogen mit Gold- und Silberpapier, ein hölzernes Schwert mit Kreuzgriff, dazu Lanze und Sporn. Voll ſtolzen Selbſtgefühls trug er dieſe Waffen als junger Ritter und erzählte mir von Turnieren, Fehden, Fräulein und Kreuzfahrern, was er aus alten

Scharteken zuſammengeklaubt hatte. Ich meinte nun ebenſo gut einen Ritter vorſtellen zu können und lag den Eltern an mir Schild und Panzer zu kaufen. Er tat jedoch Einſprache, weil ich nicht von Adel ſei; ſollte ich auf meinem unziemlichen Vorſatz beharren, ſo würde er mich zum Kampfe fordern. Das war mir eben recht. Ich lief nach Füßen, kaufte Pappendeckel, ſtrich ihn ſchwarz an und verknüpfte die Stücke ſo gut es ging mit Bindfaden zu einer Rüſtung. Das Schwert lieferte der nächſte Strauch und ſo ging es mit lautem Geſchrei zum Kampf. Wir gerieten hart aneinander, nach einer Weile meinte der Gegner: es ſei genug, wenn ich den Adel auch jetzt nicht hätte, könne ich ihn ja kaufen, denn er habe gehört, für Geld ſei alles feil; übrigens ſei er bereit, mir ein Stückchen von dem ſeinigen abzulaſſen. So war der Frieden hergeſtellt.

Neue Nahrung, neuen Schwung erhielt unſere Vorliebe für das phantaſtiſche Ritterweſen durch einen Trupp Schauſpieler, die im Ratshauſe zu Füßen das Gerüſt aufgeſchlagen hatten. Wir beſuchten einige Vorſtellungen, unter andern „Die Teufelsmühle am Wienerberg“; ſo erbärmlich auch die Aufführung war, daß ſie ſelbſt dem beſcheidenen Publikum des Kleinſtädtchens mißfiel, uns entzückte und begeiſterte ſie dennoch. Kinder ahmen alles nach, was nur einigermaßen ihre Phantaſie reizt und erregen dadurch bekanntlich oft falſche Vorſtellungen von ſchlummernden Talenten; auch wir bereiteten uns ſogleich zur Wiedergabe dieſer Schauſpiele. Ein Leintuch wurde im Hausgange als Vorhang aufgeſpannt, wir warfen uns in Koſtüm, malten uns mit Kohle tüchtige Schnauzbärte und traten

vor die verſammelten Bewohner des Mautamtes. Die Wechſelrede wurde ausgelaſſen, dafür aber die Zweikämpfe mit ſolchem Ernſte ausgeführt, daß ſich die Zuſchauer einmiſchten und dem Stück ſchon im erſten Akt ein Ende machen mußten. Unſere Luſt an der Ritterſchaft war jedoch keineswegs erloſchen, ſie ſuchte nur andere Auswege. Es ſollte ein Verließ angelegt und mit einem unterirdiſchen Gang verbunden werden. Wir wählten dazu den ſandigen Rain, der vom Garten zum Fluſſe zog und hatten bald ohne Mühe ein tiefes Loch ausgehöhlt. Die Sache verleidete uns jedoch, weil die Buben des Aufſehers ſtets Dinge zurückließen wie Ritharts Veilchen. Die Gegend ſelbſt bot uns manche Anregung: dort ragte die Burg Vilseck, gegen Pfronten auf ſteiler Wand die Bergfeſte Falkenſtein, wo einſt Räuber hauſten, das zierliche Städtchen Füßen beſchirmten die hohen Türme eines Schloſſes mit ihren Storchneſtern, weiter hinten lugte Hohenſchwangau über den Hügel. Sagen woben ſich um dieſe Stätten und wie gern horchte ich, wenn man mir von den alten Zeiten erzählte und ihre Mannen zu Rieſen erwachſen ließ. Ich nahm wieder Bleiſtift oder Kohle zur Hand und bekritzelte alle Wände mit ſolchen Gegenſtänden. Da kaufte mir der Vater eine Zeichenmappe und riet mir, anſtatt die Wände zu beſchmieren, die Gegend aufzunehmen, nachdem ich einige Kupferſtiche kopiert. Ich wählte einen Platz auf dem Lechſchrofen, der nach meiner Meinung der beſte war, und zeichnete, ſo gut es ging, nach der Natur. Freilich fehlte jede Belehrung, daher hatten dieſe Verſuche nur den Wert, mein Auge zu üben und zu ſchärfen. Zu Füßen ſollte

ich nach altem Schlendrian architektoniſche Schnörkel, Laubwerk von Säulenknäufen und ſteife Blumen nachkritzeln, und ſo verging mir bald alle Luſt am Lernen und am Lehrer.

Die Schule vereinigte Knaben und Mädchen, jene vermutlich aus Ähnlichkeit mit den Böcken des jüngſten Gerichts links, dieſe als Lämmchen rechts, durch einen Gang geſchieden, wo der Lehrer Lindner auf und abmarſchierte um auszufragen oder wenn einer wie die Verdammten in Dantes Hölle zu keck auftauchte, ihn mit dem Stabe zu tupfen. Er war ein braver, gutmütiger Mann; ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er keine Schuld hat, wenn ich nichts lernte, ſondern eher das Gegenüber in der Ecke der Bank: des Arztes wunderliebliches Töchterlein mit dem blonden Engelskopfe ſo friſch und munter, wie ein Eichhörnchen, daß es eine wahre Freude war, ihr nachzuſchauen, wenn ſie aus der Schule hüpfte. Ich ſah ſie an und immer an und hatte nie genug, ſo reizend war ſie, doch fiel mir eben nichts anderes ein; und ich hatte kein Arg zu erzählen, wobei die ältern Leute freilich lächelnd den Kopf ſchüttelten. Ein anderes Mal bewunderte ich auf einer Hochzeit eine prächtige, faſt übergroße Frau und trat ihr, an die Ideale der Ritterwelt denkend, ſo unvorſichtig entgegen, daß ich durch eine raſche Bewegung beim Tanz an die Wand gewirbelt wurde. Dieſe Verehrung der Schönheit, oder wie man die Seligkeit ihres Anſchauens nennen mag, begleitete mich lange völlig ungetrübt, bis man es mir endlich als den Anfang der Sünde und des Verderbens bezeichnete und mich dadurch verdüſterte.

Etwas verfänglicher war ein anderes kleines Erlebnis. Wie auf Befehl des Kaisers Augustus die Juden an ihren Stammsitzen aufgeschrieben wurden, entbot König Ludwig die schönsten Mädchen Bayerns nach München, um sie dort für seine Galerie malen zu lassen. Eine solche Blume war nun auch im Gerichte Füßen aufgeblüht und es wurde überall von ihr geredet. An einem Sonntag nahmen mich die Eltern nach Binswang mit, wo der edle Rebensaft, den der Wirt aus dem Etschland geholt hatte, zur Abwechslung mit dem täglichen Bier besonders die blauweißen Nachbarn anlockte, die dann gewöhnlich — Männlein und Weiblein abends zum Spaße für das Mautamt schwer beladen, heimtorkelten.

Wir saßen unter den blühenden Obstbäumen des Gartens, da kam die Holde umschwebt von einer Wolke brünstiger Jünglinge. Alles wurde aufmerksam, ich auch; noch erinnere ich mich, als wäre es heute, an den schlanken Wuchs, die blonden Locken, den feuchten Glanz des blauen Auges, die zarte Pfirsichwange; — ich könnte den Platz schildern, wo sie stand und mit gesenktem Blick die Huldigungen entgegennahm. Sie war für mich die Prinzessin eines Zaubermärchens. Nun begannen aber die Gäste allmählich ihre Reize von oben bis unten in einer Weise zu kritisieren, die zwar meine ästhetischen Begriffe erweiterte, mich jedoch über manches belehrte, was zu wissen nicht gerade nötig war.

„Es sind Schindeln auf dem Dache!" — Darum seid vorsichtig ihr Erwachsenen. Geistig rege Knaben merken auf alles geschlechtliche oft früher, als ihr vermutet; die Mädchen sind ihnen meistens ohnehin

um ein paar Jahre voraus, wenn sie auch zurückhalten.

* * *

Das führt mich auf eine Frage, die Eltern und Erziehern oft und viel zu schaffen macht. Die Verfertigung und Ausstellung von Schandbildern gehört unbedingt vor den Strafrichter, der sie geradezu mit Körperstrafen ahnden sollte. Eine Grenze ist aber schwer zu ziehen: Ort und Zeit, Sitte und Lebensanschauung bedingt vieles. Auf den Antillen bedienen nackte Neger bei der Tafel, den stolzen Pflanzern gelten sie eben nicht als Menschen. Die prüden Engländerinnen müssen sich am Kap von Hottentotten, die sich nur mit dem Zylinder von Zündhölzchen verhüllten, aus dem Schiff tragen lassen; eine römische Kaiserin stieg entkleidet vor ihrem Sklaven ins Bad: er war ja doch kein Mann! Solche Beispiele ließen sich noch dutzendweise beibringen. Aber auch die Zeit hat manches verändert. Was sich einst in Griechenland und Italien auf offener Gasse zeigte, ist jetzt nicht mehr zulässig. Man erinnere sich an Adam und Eva des keuschen Mittelalters oder an die Mosaiken in der Vorhalle von St. Marco. Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Venedig nackte Buben auf dem Geländer der Brücken kauerten und bettelten, man möge ihnen einen Soldo ins Wasser werfen, nach dem sie dann untertauchten. Auch bei öffentlichen Monumenten wird die Kunst — sollen wir sagen dezenter? Die Statuen auf der Berliner Schloßbrücke, vor denen sich die spröden Damen mit dem Fächer schützen, wären jetzt kaum möglich; bei einem

Kriegerdenkmal, wo der Held mit dem bayrischen Biergesicht einen Griechenhelm trägt, schwingt sich ein Lappen des Mantels recht absichtlich auf die Blöße und deutet sie auf diese Weise an; . . . nun ja, mit dem Feigenblatt reichen wir nicht mehr aus, so empfehle ich Schwimmhosen. Wie gesagt, eine Grenze ist hier schwer zu ziehen.

Die Berechtigung des Nakten in der Kunst kann wohl nur ein marianischer Sodal bestreiten, manchmal ist sie sogar durch den Gegenstand bedingt: ein Christus am Kreuze, der leidende Prometheus, die Magdalena; obwohl man jüngst ein schönes Gemälde von Pollak, das ihren Busen enthüllte, in Brixen vom Altare nahm, den es seit fast zwei Jahrhunderten schmückte. Ein Kunstwerk kann — es soll naiv sein, absichtslos, dann ist es keusch und stellt sich nicht aus. Beachtet jedoch folgendes. So wie die Natur den weiblichen Körper gebildet hat, regt sie den Mann sinnlich an, das gleiche gilt umgekehrt. Die Spartaner ließen ihre Jünglinge bei den Wettspielen der nackten Jungfrauen zusehen, um sie zur Ehe zu reizen. Ein Bartolomeo nahm seinen Sebastian vom Altare, weil er den jungen Florentinerinnen andere Gefühle erweckte, als die der Andacht. Aus dem gleichen Grund haben schöne junge Prediger den größten Zulauf von Mädchen, namentlich im Beichtstuhle. Man beobachte junge Burschen vor Darstellungen der Nackten in Galerien und horchte was sie sich dabei zuflüstern. Unsere Sitte verhüllt den Körper von Kind an, so daß jede Entblößung gewissermaßen die Neugierde reizt, Dinge kennen lehrt, die man verbergen

möchte. Es iſt Mangel an Erfahrung, wenn man in Schulen die holdſelige Venus, den ſtrahlenden Apollo hinſtellen will, um äſthetiſch zu bilden. Bei Kindern iſt der Sinn für die Farbe weit friſcher als der für die Form; das Spektrum des Prismas, der Regenbogen, gefallen ihnen eher als ein plaſtiſches Werk. Die Kenntnis der Schönheit des nackten Körpers fordert Studien, die wir nicht ſo leicht machen können, während der ſinnliche Inſtinkt oft früh rege iſt und manche Künſtler geraden Weges die Geilheit als den ſtärkſten Trieb reizen wollen. Dieſer birgt jedoch die ſchwerſten Gefahren für das Glück des Menſchen und ſehr oft der Nebenmenſchen. Man ſollte ihn daher ſo lange als möglich ſchlafen laſſen und iſt er erwacht, ihn zu ſänftigen trachten. Darum muß ich mich auch — allerdings unter Vorbehalten gegen die Nacktheiten der Kunſt ausſprechen und ich glaube, daß hier nicht der Zweck das Mittel rechtfertige, um ſo mehr, weil das Mittel in den meiſten Fällen nicht wegen des angeblichen Zweckes verwendet wird. Das iſt eben Unkeuſchheit. Grobe Zoten ſchaden hier ſogar weniger als die feine raffinierte Kunſt. Ich rechne mit der Natur des Menſchen, wie er einmal iſt; das hat mit der Askeſe gar nichts zu tun. Bekanntlich haben auch die Hellenen in ihrer großen Zeit die Götter bekleidet, als ſie der Schönheit zu lieb ihnen die Gewande nahmen, begann auch ihre Religion ſich aufzulöſen und es nahte der Untergang durch den peloponneſiſchen Krieg.

Das führt mich vor die mediceiſche Venus. Ich habe in der Tribuna das Verhalten der Mädchen und Frauen beobachtet, namentlich die tugendhaften Eng-

länderinnen, wie sie sich hinstellten und aus Murray pflichtgemäß bewunderten. Die heißen Verse Childe Harolds, der hier vor allen mitreden kann, dürfte man ihnen freilich nicht ins Ohr flüstern. Wäre ihre Prüderie Wahrheit und nicht Heuchelei, so müßten sie schamrot davonlaufen, daß ihre Heimlichkeit, wenn auch nur als Marmor, dem jedoch die Alten durch die Farbe volleres Leben verliehen, nackt in Gesellschaft von Männern auf dem Piedestal ausgestellt ist. Ich glaube ein keusches unbefangenes Mädel, das noch nicht durch einen ästhetischen Katechismus verpfuscht ist, tut es auch, ja ich habe ähnliches schon erlebt und würde so euer Geschwätz vom Schönen an sich, das ihr eigentlich zu einem Gespenst macht, widerlegen.

In der Poesie ist man strenger. Warum nehmt ihr in eure Lesebücher nicht die fünfte Elegie von den Amores Ovids, oder Walters fast antikes „Decke bloß" oder das Tagebuch Goethes? Und doch wirkt das Wort weniger als Form und Farbe.

Der Kunst bleibe ihr göttliches Recht gewahrt, das Schöne darzustellen wo und wie sie will, aber Kindern gibt man keinen feurigen Wein.

Properz war kein ägyptischer Joseph. Er sagt aber L. II 5 El.:

Quae manus obscoenas prima depinxit tabellas
Et posuit casta turpia visa domo,
Illa puellarem ingenuos corripit ocellos
Nequitiaeque suae noluit esse rudes.

Ähnliches meint auch der sonst so lüsterne Diderot im Salon 1762 Nr. 73 von Baudouins „le coucher de la mariée".

Alſo Keuſchheit! Was iſt denn aber Keuſchheit und hat ſie einen Wert? Über die Bedeutung des Wortes laſſen wir Theologen und Phyſiologen ſtreiten; was wir meinen, weiß der gewöhnliche Menſchenverſtand.

Den zweiten Teil der Frage bejahen wir unbedingt und zwar nicht bloß deswegen, weil die Unkeuſchheit ſchädliche Folgen für Leib und Seele hat. Wer den ſo ſchwer bezwingbaren Geſchlechtstrieb überwindet, iſt ein ganzer Mann und als ſolcher auch in anderen Kämpfen ſeiner ſelbſt mächtig, weil er bereits im ſchwerſten geſiegt hat. Darum ſind wir dem Chriſtentum dankbar, daß es die Keuſchheit ſo hoch ſtellt und ſogar vor der ſtummen Begierde warnt, obwohl wir uns nicht auf die Gründe der Religion berufen.

Ich wagte dieſe Andeutungen auf die Gefahr hin, daß man mir einen Zopf anhängt, wenn man mich auch als alterfahrenen Schulmann kaum für einen Frömmler erklärt.

* * *

Der Verkehr mit den Kameraden gab zu Streichen Gelegenheit, wie ſie ſeit den Kindern Evas überall vorkommen. Einigemal brachte ich arglos Schnadahüpfeln heim, die meine Eltern zu einer Anzeige veranlaßten. Die Vorlagen der Zeichenſchule gefielen mir, wie geſagt, wenig, deſto beſſer jedoch die Bilder, welche die Buben mitbrachten und herumzeigten. Einmal Szenen aus dem Soldatenleben der Öſterreicher: Grenadiere mit Bärenmützen, Kanonen zwiſchen Kugelpyramiden, Marketenderinnen mit dem Fäßchen am Riemen, ſpitz-

bärtige Juden, die den Jägern die Beute abſchachern, ein armer Kroat, der, an die Bank geſchnallt, ſeine fünfundzwanzig auf die blaue Hoſe aufgezählt erhält. Höhniſch riefen die Buben: „Das ſind die A**ſtreicher, das tut man bei uns nicht mehr!“ Ich ſchimpfte dagegen: „Dafür haben die Tiroler euch Bayerfacken den Stutzen um die Ohren gehaut!“ So ging es hin und her und es war gut, daß die Schulferien den Streit endigten, um ſo mehr, da mir zum Schluß ein Stücklein gelang, das ſchlimme Verwicklungen herbeiführen konnte. An der Grenze ſtand der Pfahl mit dem bayeriſchen Wappen. In einer müßigen Stunde zeichnete ich rechts und links neben dem Rautenſchild ſtatt der Löwen zwei aufrechte Schweine; eine Anſpielung auf den Spottnamen, mit dem wir Tiroler die Bayern bezeichneten. Auf mich fiel kein Verdacht, weil mir niemand die Geſchicklichkeit zutraute, ſo was zu machen. Sobald mein Vater davon hörte, befahl er mir als ein friedfertiger Mann allſogleich, die Zeichnung auszuwiſchen und ſo war jedem Unheil vorgebeugt. Dafür vernahm man allerlei ſpöttiſche Bemerkungen über Öſterreich und ſeine Regierung, auch für den Kaiſer Franz ſchienen die Leute nicht ſehr begeiſtert; das kümmerte mich wenig, denn was verſtand ich von Politik; mehr Eindruck machten auf mich die Reden mancher Tiroler von 1809. „Was haben wir uns herausgeſchloſſen? Neue Steuern und Laſten. Wären wir bei Bayern geblieben, da hieß es: ‚Wein heraus, Korn herein!‘ und das trug Geld. Warum ließ man den Paſſeirer Anderl erſchießen? Wir rühren keinen Stutzen mehr an!“ Nie mißbrauchte man ein treues, argloſes

Volk ſchändlicher, belog und betrog es und opferte es dann ſo herzlos und undankbar, wie die Tiroler von 1809. Es iſt eine Mythe, daß Hofer bei ſeinem Todesgang den Kaiſer Franzel leben ließ, ſeine mir zuverläſſig überlieferten Worte, die ich hier nicht drucken laſſen darf, zeigen, daß er über die Verhältniſſe und die Leiter derſelben im Gefängnis zu klarer Einſicht gelangte. — Jenes Geſchlecht iſt vergangen, das folgende äußert ſich wieder loyaler, es galt ja das Linſengericht der Glaubenseinheit und ähnliche heilige Sachen. Den Erzählungen über die Taten jener Tage horchte ich jedoch mit geſpanntem Ohre, voll Stolz war ich ein Tiroler und wollte ein ſolcher bleiben. „Wart nur," rief ich gelegentlich, „wenn die Franzoſen wieder kommen, tu ich auch mit!" — und ſchnitzte mir Bogen und Pfeile.

Als ich das Schießen nicht mehr fürchtete, half ich bei Prozeſſionen böllern; ſehr gern beſuchte ich an Sonn- und Feiertagen die Schießſtände. Da hingen an der Wand der Halle Scheiben mit merkwürdigen Treffern, wenn etwa einer das Zentrum hinausgebohrt hatte, oder auch Abbilder von Kämpfen in Schluchten und Päſſen, wie die Inſchrift erzählt:

„Wo Miliz und Tirolerſchützen
So tapfer auf die Feinde blitzen".

Manchmal zeigen ſie eine Allegorie: zwei brennende Herzen als Erinnerung an ein Hochzeitsſchießen, die Bozner ließen einmal ihre Hausfrauen malen, wie ſie wurſteten und ſetzten die bekannten Verſe aus Schillers Frauenwürde darunter.

Wie klopfte mein Herz, wenn die „Mander" unter

der grün-weißen Fahne, die oft eine Kriegsmedaille ſchmückte, den Stutzen auf der Schulter beim Tſchin tſchin und bum bum der türkiſchen Muſik anrückten, die Seidenbänder der Beſte flatterten eingeſäumt von funkelnden Dukaten und Talern in der Luft; wer da eines gewann, den ſtaunte ich an, ſo oft er mir begegnete. Ich ſah jauchzend dem Zieler zu, der in der roten Jacke um die Scheibe tanzte, wohl auch zu Schwegel und Trommel einen Purzelbaum ſchlug und ſo den glücklichen Schützen begrüßte.

Wir Buben machten das ſelbſtverſtändlich nach. Ein Fetzen, am liebſten brennendrot, war die Fahne, unſere Büchſe ein Stock, vorn mit einem Spalt, in den man einen Kloben ſteckte und mit Spagat herausriß, daß es klatſchte, — Generaldecharge! — manchmal barfuß, um ja nichts zu verſäumen.

Bei ſolchen Ausmärſchen begegnete uns der Landrichter Marberger, der 1809 mitgetan hatte, er lachte herzlich und führte die Kompagnie in eine Bierſtube, wo er uns bewirtete.

Nach dem Elternhaus und neben der Schule iſt für die Jugend die Geſchichte ihres Landes von hoher Wichtigkeit, wenn ſie nur lebendig greifbar vor die Augen tritt: die ruhmvolle Geſchichte als Tat des Volkes und nicht erſt vom Willen hoher Herrſchaften oder für ihre Zwecke auferlegt.

Das haben wir Tiroler, darum ſind und bleiben wir auch vor allem andern Tiroler und nur Tiroler und was ich bin und wie ich bin — gut oder ſchlecht — danke ich zumeiſt dem Boden, wo ich die Wurzeln ſchlug, aus denen ich aufwuchs.

Mit dem Herbſte begannen nun die Ferien. Ich lernte die Kunſt des Vogelfanges und überliſtete die armen Tierchen zu Dutzenden mit Schlageiſen, Fallen und Leimruten. Sie wurden grauſam auf einem Steine totgeworfen, gerupft und abends gebraten. Ich wußte damals noch nichts von zarten Empfindungen, ſondern verfuhr nach einem Naturrecht, wie es Adler und Geier oder auch die poetiſche Nachtigall, die trotz der rührenden Töne Würmchen verſpeiſt, täglich üben. Ich tat eben, was niemand verbot und jeder für recht hielt. Übrigens hat ſich die maſſenhafte Vertilgung der kleinen Sänger in Tirol durch alle Arten von Ungeziefer bereits ſchwer gerächt, ſo daß man ſich ſogar langſam bewußt wurde, man müſſe auf dem Wege der Geſetzgebung helfen und damit Schritt für Schritt beginnen. Auch die Fiſche im Waſſer hatten nicht Ruhe; manche prächtige rotgetupfte Forelle mußte der Angel auf den Tiſch folgen. Pfrillen und Weißfiſche fing ich maſſenhaft im Handnetze. Mein ritterlicher Freund kränkelte indes und konnte mich daher auf meine Raubfahrten nicht begleiten; als ſich die Blätter röteten, welkte er in das Grab. Es war der erſte Schmerz, der durch meine Seele zuckte; ich habe ihn tief und wahr empfunden, wie ich mit den trauernden Eltern ſeinen Sarg nach Binswang geleitete. Den Marbelſtein, den ſie ihm auf das Grab ſetzten, fand ich nach faſt fünfzig Jahren nicht mehr, der Meßner konnte oder wollte mir nicht mitteilen, wo er hingekommen; man hatte ihn wohl als Bauſtein eingemauert, oder die Schrift abgeſchliffen, um ihn wieder zu verwenden. Zum Andenken erbat ich mir die Bett-

ſtatt, in der Heinrich geſtorben war; ich habe lange darin geſchlafen und jeden Abend, ehe ich die Augen ſchloß, treu für ſeine ewige Ruhe gebetet.

Indes war der Oheim meiner Mutter von Kufſtein nach Reutte als Kontrolleur überſiedelt; bei ihm wurde ich zum Beginn des neuen Schuljahres in Koſt und Wohnung gegeben, um endlich einmal in eine tüchtige Lehre zu kommen. Und es tat wahrlich not; die wilden Sprößlinge und Triebe mußten beſchnitten werden, ſollte je eine Frucht anſetzen und reifen. Mein Oheim war ein langer hagerer Mann, einſilbig und von trockenem Humor, der jedoch ſelten bemerkbar wurde. Er hatte ſeine Hauptfreude an einer Sammlung von Pfeifenköpfen jeder Art, welche zierlich gruppiert an der Wand hingen. Dabei war er jedem Aberglauben ergeben, und meinte, mit zwei ſchwarzen Wachskerzlein, die auf dem Altare zu Loretto geweiht waren, die Zukunft erforſchen zu können. Er hielt in jeder Hand eines an der Spitze und brachte die freien Enden in leiſe Berührung. Darauf murmelte er im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ſeltſame Beſchwörungen und ſtellte die Frage auf Ja und Nein. Stiegen die Enden der Kerzlein dort, wo er ſie aneinander gelegt, ſo bedeutete es Ja, im entgegengeſetzten Falle Nein. Wer denkt nicht dabei an unſere moderne Geiſterklopferei und die ſchreibenden Tiſche? Beſonders gern hätte er eine Abſchrift vom letzten Blatte des kirchlichen Meßbuches erlangt, in der Meinung, daß es allerlei Zauberformeln enthalte, mittels deren man den Teufel zwingen könne, Geld zu liefern. Das Kartenlegen und die ſymboliſche Bedeutung desſelben hatte ich längſt ſchon

von meiner Mutter gelernt; überhaupt war ich in alle Geheimnisse des Volksglaubens eingeweiht und wußte in der Hierarchie der Geister, Hexen und Teufel so gut Bescheid als irgendein Beschwörer, der Kräuter unter die Türschwelle band oder Kuhhaare in der Pfanne röstete.

Die Frau meines Oheims hatte kaum die dürftigsten Schulkenntnisse, sie war eine Bauerntochter, die er nach langer Liebschaft zu Kundl aufgeheiratet. Als ich einst in der deutschen Sprachlehre blätterte, sah ich hinter der Form eines Zeitwortes die Silbe Konj. als Abkürzung für Konjunktiv. Da ich den Sinn nicht verstand, fragte ich sie darum, sie erläuterte mir nun, es heiße: „Kon is?" in gutes Deutsch übertragen: „Kann ich es?"

Bei diesem Stande der Dinge genoß ich auch hier außer der Schule Freiheit genug. Ich konnte herumlaufen, im Weidle baden, zu Johannis auf den Steinberg steigen, dort ein Sonnenwendfeuer anzünden und mit den Buben darüberspringen. Zu meinem Heil fand ich jedoch im Oberlehrer Josef Kögl meinen Meister. Als ich nach Reutte kam, sollte ich zuerst die unterste Klasse besuchen; ohne daß ich mich aber bisher viel bemüht hatte, waren mir doch manche Kenntnisse angeflogen; zudem malte meine Hand die Buchstaben mit Geschick, so daß ich nach einer Woche in den oberen Kurs versetzt wurde. Der Lehrer, mit dem ich unten zu tun gehabt, war noch ganz nach dem alten Schlage, auf den der unberufene Witz so gern seine Pfeile schoß: der Rücken gebeugt, ein grüner, vorn von Tabaktropfen braunbetupfter Frack mit langen Schößen,

die Weſte gelb geſtreift, zwiſchen Bruſt und Bauch eine klaffende Lücke laſſend, Hoſen von Zimtfarbe, welche bald unter den Knien aufhörten und blaue Strümpfe, ſo ſteht er noch vor mir, hebt den Haſelſtock und wackelt mit dem kahlen Kopfe, deſſen Farbe ihm den Namen Steinrötel eingetragen. Anders ſah Kögl aus: ein junger Mann mit energiſchem, geiſtvollem Geſicht und ſtrammer Haltung des ſchönen Körpers. Er hatte ſich durch eigenen Fleiß und ohne Anleitung Kenntniſſe weit über ſeinen Beruf erworben und beſaß viel Sinn für Natur und Kunſt. Zwei ſchätzbare Büchlein: die Geſchichte ſeiner Heimat Vils und des Marktes Reutte beſtätigen dieſes, ebenſo die kleine Naturalienſammlung, die er aus eigenem Antrieb erwarb und bei der Schule aufſtellte. Mit raſchem Blick erkannte er die Grundzüge meines Weſens und gebrauchte bei unſerem erſten Zuſammentreffen tüchtig den Stock, gegen den ſich eine verzärtelte Pädagogik nicht ſo auflehnen ſollte; er iſt bei einem Knaben, deſſen Ehrgefühl noch nicht erwachte, oft das einzige Mittel, Eindruck hervorzubringen. Bald war dieſes nicht mehr nötig, denn er hatte meine Einſicht entwickelt und mich zum Bewußtſein der Pflicht gebracht, ein Wort von ihm genügte, mich auf der rechten Bahn zu erhalten. Zudem war er nicht von jenen Schulmeiſtern, welche Großes geleiſtet zu haben meinen, wenn ſie den Zögling auf dem Stuhle feſtnageln und ihn zu einem künftigen Staatshämorrhoidarius drillen. Bald nahm er mich auf Spaziergängen ſelbſt tagelang mit, erzählte mir an Ort und Stelle die geſchichtlichen Ereigniſſe, machte mich auf die Schönheit der Landſchaft nach Luft, Licht, Farbe

und Linien aufmerksam, zeigte mir die Kirchen, die Bilder von künstlerischem Werte und begann an die Wurzeln des Aberglaubens, der mir eingesäet war, eine leise, vorsichtige Hand zu legen. Daß ich unter seiner Leitung große Fortschritte machte, versteht sich von selbst. Als das Ende des Schuljahres heranrückte, war ich der erste Preisträger: zur Prüfung wurden der Landrichter, der Dekan und die angesehensten Personen des Bezirkes geladen. Ich sollte am Schluß eine vom Lehrer aufgesetzte Rede vortragen, die ich einige Tage vorher zum Einlernen erhielt. Bald wußte ich Wort für Wort vor- und rückwärts auswendig, es handelte sich nur noch um die Mimik. Als abends die Jungen vor der Dogana, wo wir uns sehr gern heimlich einschlichen, weil hier und da aus einem schlecht gepackten Ballen ein Stückchen Süßholz, Lakritzensaft, Johannisbrot oder eine Mandel fiel, versammelt waren, stellte ich mich auf einen Scheiterhaufen und trug mit all dem Pathos und jenen tollen Gesten, mit denen mich die Schauspieler zu Füßen entzückt hatten, mein Thema vor. Väter und Mütter gesellten sich dazu und priesen das „Einnehmerbüble", weil es die Sache gar so rührend mache. Mit stolzem Selbstbewußtsein trat ich vor meinen Lehrer und freute mich schon zum Vornherein auf seinen Beifall. Wie fühlte ich mich aber gekränkt, als er lachend meine Arme in der Luft fing und mich erst aus der gespreizten in die natürliche Stellung brachte. Er leitete mich zu einem einfachen Vortrage an, es bedurfte aber seiner vollen, in meinen Augen unantastbaren Autorität, mich zu überzeugen, daß ich Unrecht habe.

Sehr wichtig sind für Kinder auch die Mitschüler; ich hatte deren zu Reutte gar viele aus allen Ständen. Erwähnung verdient nur Josef Wolf. Damals war er ein stiller, braver fleißiger Knabe, der mir einmal den ersten Preis streitig machte. Später beteiligte er sich als Priester in Donaueschingen am Kampfe, der den konfessionellen Frieden störte und wurde von der badischen Regierung des Landes verwiesen. Er ging nach Brixen, wo man ihn als Professor des Kirchenrechtes anstellte. Hier geriet er, wie mir Professor Schöpf schreibt, mit dem damaligen Bischof Vinzenz in einen Prozeß, dessen Akten er mir schickte. Er war im Rechte. Allein in Rom, wohin die Sache ging, wurde dem Kläger Recht gegeben, weil der Papst wegen des leidigen Peterpfennigs mit den Bischöfen, welche die Hauptlieferanten desselben sind, sich nicht verfeinden will. Der Inzinger Gerbersſohn war ein Tyrann und nebenbei ein Hauptpharisäer. Schöpf als geborener Tiroler kannte ihn genau; er hatte sich aus der Diözese Brixen, wo man ihm sehr abgeneigt war, nach Salzburg gezogen.

Wolf wurde abgesetzt.

Um nicht noch einmal auf dem Bischof Vinzenz Gaßner zurückzukommen, will ich hier einiges zur Ergänzung der Angaben von Wurzbach mitteilen. Ich sehe ihn noch, wie er im Konferenzzimmer des Gymnasiums steht, groß gewachsen, etwas vorgebeugt, auf dem blonden Haar das rote Seidenkäppchen, um die Lippen süßes Lächeln, der „sanfte Bischof", und ruhig geschehen ließ, daß ihm der Katechet J. Greuter die geweihte Pfote leckte. Soviel mir erinnerlich, spielte

er auf dem vatikaniſchen Konzil zu Rom eine Rolle, wenigſtens wird ſein Name auf der Marmortafel unter denen aufgezählt, welche für die unbefleckte Empfängnis ſtimmten.

Als Profeſſor in Brixen galt er für freiſinnig und hochgebildet, er führte gern Stellen aus Goethe an und war mit Schuler, Flir und Ruf befreundet. Als er 1856 den biſchöflichen Thron beſtieg, gab ihm letzterer ſeine Briefe zurück, was er ſpäter mir gegenüber oft bereute, das Verhältnis auf du und du hörte dem Kirchenfürſten gegenüber auf. Daum und ich begrüßten ſeine Ernennung mit Freuden, weil wir viel von ihm erwarteten. Töricht! als ob man ihn zu Wien nicht gekannt hätte, als man ihn zum Biſchof ernannte. Wir unterſchrieben auch gerne den Glückwunſch den der Direktor Sibinger an ihn richtete, wenn wir auch nicht ganz mit der Faſſung einverſtanden waren. Als er ſpäter feurig für die „Landesperle", die Glaubenseinheit Tirols auftrat, fand ich mich, wenn ihm der Lehrkörper aufwartete, nicht mehr ein, ich beauftragte den neuen Direktor Gaßner ihm zu erklären wenn er mich vermiſſen ſollte, daß er mich von jetzt an nicht mehr ſehen werde, und auch den Grund warum nicht. Der ſchmiegſame Herr — ebenfalls ein Geiſtlicher, erzählte ihm jedoch, ich ſei auf einem Berge. Nachzuſchießen war mir nicht der Mühe wert. Später erfuhr ich jedoch, daß er auch mir an den Bart greifen wollte. Ich hatte nämlich 1852 ein Bändchen Gedichte veröffentlicht: Es war darin erzählt, wie die Kloſterfrauen im Halltale bei der Reformation ſich mit den Knappen des nahen Salzberges einließen und

davonliefen. Da ließ nun, bei einem Aufenthalt, der Bischof nachforschen, ob es sich so verhalte. Der Inhalt meiner Gedichte wurde bestätigt und so konnte er nichts machen, sonst wäre ich vielleicht gemaßregelt worden. Schöpf nannte ihn in einem Briefe gewaltsam. Sogar Greuter, der Vorkämpfer des ultramontanen Tirol mußte erfahren, daß er vom Klerus unbedingte Nachgiebigkeit fordere und sie streng durchsetze. Auch er wagte einmal verschiedener Meinung vom Bischof zu sein, „tamen se laudabiliter subjecit". — Das machte uns, namentlich mir viel Spaß. Man hieß ihn scherzweise, weil er an Podogra litt, den Bock. Ich schickte ihm nun eine Zeichnung. Auf dem Rücken liegt ein Bock mit der roten Leibbinde der Prälaten, er streckt alle Viere von sich, große Tränen fallen aus seinen Augen, vor ihm steht der Bischof mit der Mitra auf dem Kopf und bearbeitet ihn mit dem Krummstabe.

Er verfocht auf dem Landtage und auch bei Hofe die tirolische Glaubenseinheit mit allen Mitteln. Da trat 1863 der Abgeordnete Florian Blaas gegen ihn auf und wies ihm nach, daß er beim Parlament zu Frankfurt ganz anders gesprochen habe. Der Bischof hatte nicht erwartet, daß jemand wagen würde, ihn an seine Vergangenheit zu erinnern, er entschuldigte sich einem Freunde gegenüber, daß er von seinem Klerus gedrängt worden sei. Der ultramontane Heerbann wußte sich vor Wut nicht zu fassen. Obwohl Beamter, konnte Blaas so auftreten, denn wir lebten damals schon in der „neuen Ära".

Sein schlichter wackerer Bruder besaß das Bad

Heiligen Kreuz bei Hall. Ab und zu besuchte ihn der Bischof und da wußte sich der gute Wirt vor Freude in seiner christlichen Demut kaum zu fassen. Das ganze Haus kam in Aufruhr, er befahl wie ein Feldherr und sprengte die Mägde hin und her: „Seine Heiligkeit kommt, Madlen laft's, tuat die Füaß auseinand" das wurde fast sprichwörtlich.

Wenn ich hier den Zusammenhang unterbrochen und diese Anekdoten, die übrigens charakteristisch sind, nicht an einem geeigneten Orte später erzähle, so geschieht es, weil ich den Plan aufgegeben habe das Buch zu meiner Zeit in die späteren Jahre fortzusetzen.

Mit Trauern gedenke ich eines blassen Buben, des Sohnes einer armen Witwe, den wir Schnotte tauften, er sah unsern Spielen schüchtern von fern zu, wir Schlingel verspotteten ihn; die ungezogene Jugend hat weder vor dem Alter noch vor der Schwäche des Kindes Achtung, sie beugt sich nur vor der Kraft. Armer Schnotte! ich sehe dich noch in deiner zerwaschenen Jacke, den geflickten Hosen; wie gern möchte ich dir noch die Hand drücken, du liegst aber wohl längst unter dem Rasen und so siehst du auch diese Zeilen nicht mehr, die ich reuevoll dir in treuer Erinnerung widme.

Die Ferien brachte ich zu Hause zu. Heinrichs Vater war pensioniert worden, seine Stelle als Kontrolleur nahm ein altes Männchen ein, das in der Jugend Pharmazeut gewesen war. Aus seinem Munde hörte ich die ersten lateinischen Worte, welche ich sorgfältig merkte, ebenso zeigte er mir manche Heilpflanze, die ich dann trocknete und aufbewahrte. Als mein Vater dieses beobachtete, legte er für mich bei der Ver-

zollung bisweilen ein Stückchen ausländischer Drogen beiseite, so daß ich mir eine kleine Sammlung anlegen konnte, die durch Brachiopoden von Vils, Marmorarten aus der Gegend und bunte Rollsteine, die der Fluß gebracht, vermehrt wurde. Wie schnell verflossen diese Wochen; blickte ich darauf zurück, so schien es eine unendlich lange Zeit! Das Leben bemißt sich überhaupt nach dem Inhalte, der es von Schritt zu Schritt erfüllt; deswegen dehnt sich der Tag, wo uns viel begegnet, so sehr, obgleich der Augenblick fliegt; deswegen erscheint dem Alter das Jahr so kurz, die Stunde so lang, weil es unserer vielfältigen Erfahrung wenig neuen Stoff mehr bietet.

Als ich aus den Ferien wieder auf die Schulbänke zurückgekehrt war, sollte ich mit den Elementen des Latein beginnen, um mich auf das Gymnasium vorzubereiten. Ein Franziskaner hatte die Gefälligkeit, mir und einigen anderen Knaben den ersten Unterricht zu erteilen: es ist Pater Vital Franzelin, später Direktor des Gymnasiums zu Botzen, dem ich dafür verpflichtet bin. Bei diesem Anlasse konnte ich in den Gängen des Klosters herumwandeln; die einsame Stille desselben, die nur vom Pendelschlage einer großen Uhr unterbrochen wurde, an den Wänden die Heiligenbilder und Gemälde aus der Legende des Antonius von Padua, wie er den Fischen predigt und manches sonderbare Wunder tut, der Ausblick durch die Fenstergitter in den ummauerten Garten, wo zahlreiche schöne Blumen zum Schmucke des Altares an hohen Festen erblühten, erfüllten meine Seele mit mannigfachen Eindrücken. Zuzeiten half ich dem Portier beim Auszieren der Kirche,

und rechnete mir keinen kleinen Teil des Verdienſtes zu, wenn es gut gelungen. Dabei lernte ich all die Legenden mit den zahlloſen Heiligen, von denen der eine dies, der andere jenes Amt zu Nutz und Frommen der Chriſten verſah und den Engeln, die ſich um den Tron Gottes und zum Kampfe gegen den Teufel in Chöre ſcharten, genau kennen; hoch über allen die Himmelskönigin, welche den Schlüſſel zum ganzen Schatze der Gnadenmittel in reinen Händen verwaltete, faſt wie der Apotheker die Medikamente, die er gegen allerlei Übel in Büchſen und Flaſchen der Reihe nach aufbewahrt, wie es ein Bild in einer Kapelle bei Telfs zeigt.

Nähere Bekanntſchaft machte ich mit einem alten Mönche, den ich in freien Stunden beſuchen durfte. Er legte mir große Folianten vor, erklärte mir die prächtigen Kupfer und knüpfte manche Erzählung daran. Noch mehr als dieſe gefiel mir ſein zahmes Rotkehlchen, bald pickte es auch mir Würmchen und Ameiſeneier aus der Hand, während es mich lang mit den ſchwarzen Augen anguckte, ob ich es nicht fangen wolle und dann mit einem kleinen Bückling davonhuſchte. Der Friede Gotes atmete in dem Raume, den der ehrwürdige Greis bewohnte; als ich ſpäter zu Piſa auf dem Friedhof das Wandgemälde mit den Einſiedlern ſah, erinnerte ich mich ſeiner mit Rührung wieder.

Hat mich der Beſuch des Kloſters in mancher Weiſe gefördert, ſo will ich auch eine ſchreckliche Gefahr nicht verſchweigen, in die ich geriet. Ich erzähle zur Warnung für Eltern und Erzieher, weil das Laſter Sodoms noch überall im Dunkeln ſchleicht, oft wo man es gar nicht vermutet.

Ein Mönch, deſſen Name mit ſeinem Gebein verfaulen möge, hatte ſich als Beichtvater unter den Knaben großen Zulauf erworben, weil er nur ſehr kleine Bußen auferlegte und ihnen ſüß zu ſchmeicheln wußte. Auch mich hatte er an ſich gezogen; meine erwachende Eitelkeit freute ſich über den Namen Engelskind, den er mir beilegte; in ſeiner Zelle gab er mir öfters Konfekt und Obſt. Er ſchmeichelte mir auf jede Weiſe. Endlich wollte er mich küſſen. Da ſtörte ihn ein Geräuſch vor der Türe und ich wurde vor einer Befleckung gerettet, an die ich auch jetzt nur mit Entſetzen zurückdenken würde.

Zwar lud er mich auch ſpäter öfters ein, ihn zu beſuchen, ein dunkles Gefühl hielt mich jedoch trotz ſeiner Vorwürfe über meine Ausreden für immer von ihm fern.

Für ſolche ſcheußliche Verbrechen macht man den Zölibat verantwortlich, als ob der Klerus die Mehrzahl der Schuldigen lieferte. Bei jeder Sitzung werden jedoch den Geſchworenen Fälle von Unzucht gegen die Natur vorgelegt und ſie haben auch Ehemänner aus allen Ständen zu verurteilen. Dieſe Sünde kommt ſogar im frommen Tirol unter den Bauern nur zu häufig vor; ſie wird wahrlich nicht erſt aus der Stadt auf das Land getragen.

Ob ſich Gregor VII. mit den Apoſteln in Widerſpruch ſetzte, darüber mögen ſich die Profeſſoren der Theologie bibelfeſt und kunſtgerecht ſtreiten. Der Zölibat läßt ſich jetzt nicht mehr ſo leicht aus dem Organismus der Kirche ſtreichen; das Urteil Renans iſt wohl unbefangen: „Mariez le prêtre et vous

detruirez un des elements le plus necessaires, une nuance des plus delicates de notre société.“ Es ist eine Tatsache, daß die verheirateten Popen der griechischen Kirche beim Volke wenig Achtung genießen und sich dieses in der Beichte lieber an den Mönch wendet, als an diese Schnapsbrüder. Der Hinblick auf die Familie erschwert den Priestern die Erfüllung mancher Pflicht, sobald er den Mächten dieser Welt nicht mehr frei und unabhängig gegenübersteht oder der Würgeengel der Seuchen die Türen zeichnet.

Ich ehre und achte das Weib, wie es Gott Vater in der Bibel dem Manne als Gehilfin zuführt, wir sind jedoch leider bei der Dame, der gnädigen Frau angelangt, diese macht aber ihre Erziehung ungeeignet für ihren heiligen Naturberuf. Was soll einem Manne so ein überreiztes hysterisches, nervöses Ding mit den tausendfachen Bedürfnissen des Luxus? — Brave Frauen sind an ihren schlechten Männern zugrund gegangen, nach meiner Überzeugung weit mehr wackere Männer an ihren Frauen, die ohne Teilnahme am idealen Streben ihres Gatten, ohne wahre Liebe, welche der Aufopferung fähig ist, ihn zu Boden zogen. Je edler er ist, um so tiefer verbirgt er sein Elend schon der Kinder wegen. Und wenn dann auch diese mißraten, nicht selten durch die Schuld des Weibes? — Wie denn ein alter Spruch, den ich schon in der Schule nachschreiben mußte, sagt: „Der Segen des Vaters baut das Haus, doch der Fluch der Mutter stürzt es.“

Eine Dame fragte mich vorwitzig: „Was für ein geschichtliches Ereignis bedauern sie am meisten?“ — Ich erwiderte: ‘Die Einführung des Zölibates“! —

Sie lächelte, ich fuhr fort: „denn ich sehe nicht ein, warum es die üppigen Pfaffen besser haben sollen, als wir unglücklichen Laien.“ — Das war Scherz; Geistliche aber erzählten mir und anderen oft im Ernste: „Als wir jung waren, murrten wir auch heimlich, nachdem wir jedoch mehr erfahren und in das Elend, den Jammer so vieler Ehen als Gewissensräte einen Blick getan, dankten wir der Kirche, daß sie uns den Zölibat auferlegte.“ Ein Herr führte den Spruch im Munde: „Ein Witwer, der heiratet, verdient gar nicht, daß seine Frau gestorben ist.“

Ein Freund meinte: „Warum die Geistlichen lebenslang verpflichten? Wenn sie heiraten wollen, so erlaube man ihnen in den Laienstand zurückzutreten.“ Darüber ließe sich reden, denn mit der Dogmatik haben die von mir eingebrachten Einwände nichts zu schaffen.

Wenn man alles genau erwägt, so drängt sich die Ansicht auf, daß junge Männer nur zu oft aus Sinnlichkeit, Unerfahrenheit und Übereilung vor den Traualtar treten. Hängt ihnen die Modezeitung, das Wehrgesetz und das Steuerbüchlein über das Bett an die Wand, so vergeht ihnen gewiß die Lust. Wenn die Ehe ein Glück ist, — nun — müssen es nicht auch andere Stände entbehren, oder nur der Klerus?

Vielleicht kommt bei der Behandlung der sozialen Frage neben Alkohol und Nikotin auch der Zölibat in Betracht. Ich will diesen Gegenstand hier nicht berühren, sondern eine kleine Geschichte erzählen, die ich der Mitteilung des bekannten Pfarrers Adolf Trientl verdanke und die er mir nachträglich, als sie bezweifelt wurde, auf meine Anfrage in vollem Umfang

bestätigte. Zu hinterst im Ötztal mitten unter Gletschern liegt das Dorf Gurgl. Wie überall im Oberland ist auch hier die Güterzersplitterung Erbrecht und Väterssitte. Auf der geteilten und beim Zuwachs der Bevölkerung wieder geteilten Scholle kann sich kaum mehr eine Familie zur Not erhalten und so entsteht ein trauriges Bauernproletariat. Als nun die Bewohner jenes Dorfes sahen, wie das Elend mit jeder Geburt fort und fort wuchs, traten an einem Sonntag Jünglinge und Jungfrauen vor den Altar und machten das feierliche Gelöbnis, dreißig Jahre lang nicht mehr zu heiraten. Sie haben es hoch und heilig gehalten; dadurch kam alles wieder in das Gleichgewicht. Der Pfarrer hatte auch nicht ein uneheliches Kind zu taufen. Was sagt ihr — ihr Herrn Arbeiter dazu? Ihr glaubt mit der Geschlechtsreife auch das Recht der Fortpflanzung zu erlangen; mögen die Kinder auf der Straße betteln und wenn sie heranwachsen, euch bei jedem Bissen Brot, bei jeder Zigarre, jedem Gläschen Schnaps Konkurrenz machen! Wenn es sonst nicht geht, können sie ja der Gemeinde zur Last fallen. Nehmt das Entsagen jener — dummen tiroler Bauern zum Beispiel.

Weil ich im Erzählen bin, noch ein Geschichtchen aus dem Ötztal. Muhren hatten das Gütlein eines armen Bauern überschüttet. „Was nun tun," rief das Weib schluchzend und zeigte auf die Kinder. „Müssen wir schon betteln gehen," antwortete der Mann, „so wollen wir es tun, wenn die da schlafen, damit wir uns vor ihnen nicht zu schämen brauchen." — Da fiel aus den grauen Wolken, die ihnen die

Verwüſtung geſchickt, plötzlich ein heller Sonnenſtrahl in die Stube, . . . ſie haben nicht gebettelt, ſondern bei magerer Brennſuppe und trockenem Türkenwirler die Steine fortgeſchleppt — Block um Block, den Schotter weggeführt — Schubkarren um Schubkarren und ihre Felder gedeihen jetzt wie in den beſten Zeiten. Das iſt ſittliche Größe!

In dieſem Jahre empfing ich auch zum erſten Male die Kommunion. Die Erinnerung an den Eindruck dieſer heiligen Handlung, an das Gefühl unmittelbarer Gottesnähe, die ſich dort warm und innig in meine Bruſt ergoß, wird nichts mehr austilgen. Glücklich wer an dieſer Feier in ähnlicher Weiſe teilnahm; ſie drückt der Seele ein Merkmal ein, das nie erliſcht, wenn der Menſch auch tief verſinkt und erhebt ihn oft noch aus dem Schlamm über ſich ſelbſt: ein Adel, den er verſuchen mag, in frecher Tollheit wegzuſpotten, der ihm jedoch in einſamen Stunden mit allen Schmerzen der Wehmut das Andenken beſſerer Tage wachruft. Ja der Glaube macht ſelig und verdammt; verblaßt er aber auch wie ein ſchönes Abendrot, ſo ſollen wir die reinen Genüſſe, die Erhebung, die Zucht der Sitten, die wir ihm ſchulden, nie verleugnen.

Mit anderen Büchern fiel mir damals auch die Bibel in die Hand; ich las den geſchichtlichen Teil ſehr eifrig, wobei ich nur wünſchte, es möge mir auch einmal ein Goliath begegnen, denn im Werfen hatte ich große Übung und Steine fehlten ebenfalls nirgends. Freilich traf ich auch Kapitel, die meine Neugier in bedenklicher Weiſe weckten und mich zu Fragen veranlaßten, welche die Erwachſenen nicht beantworten

mochten und mir von einem Franziskaner, an den ich ſie auch richtete, eine ſehr derbe Abfertigung zuzogen. Daß hier ein Geheimnis ſei, ſpürte ich bald, um ſo mehr grübelte ich, bis mir endlich das Hausbuch des Kolerus, das aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammend dieſe Dinge mit der jener Zeit eigentümlichen Naivität behandelte, die erwünſchten Aufſchlüſſe bot. Das iſt eine gefährliche Sache: — nicht das Wiſſen, ſondern der Weg dazu! Es wäre wohl am beſten, Kindern, die der Zufall auf dieſe Fährte führt, einiges Tatſächliche mitzuteilen, weil ſie es faſt immer merken, wenn man ihnen einen Storch vorführen will.

Ich erhielt auch in dieſem Jahre ein Prämium. Nach der Preisverteilung ging ich mit meinen Eltern auf die Poſt, wo uns ein gutes Mittagseſſen erwartete. Leider wurde die Freude durch ein unangenehmes Nachſpiel geſtört. Es erſchien nämlich der Dekan von Breitenwang. Das Geſpräch wurde lebhaft, der Wein floß reichlich; er ſchalt den Unglauben der Zeit und erzählte verſchiedene Dinge, die wahr ſeien und wenn ſie auch jedermann beſtreite. Manches davon ſtand mit meinen geringen Kenntniſſen der Naturgeſchichte, die ich mir zumeiſt aus Raff angeeignet, in Widerſpruch und ich konnte ein ſelbſtgefälliges Lächeln: daß ich es beſſer wiſſe, nicht verbergen. Der Dekan bemerkte es und fragte zornig: „Warum lacht der Bube?“ Erſt betroffen, platzte ich endlich heraus: „Weil's halt nit wahr ſein kann!“ Da legte er mir die Hand auf den Kopf, blickte mir unwillig in die Augen und rief: „Der wird auch noch ein Feind der Kirche und Religion, wie der verruchte Voltaire, ich ſeh' es ihm an!“

Zornig riß ich mich los, lief auf die Gasse und erwartete hinter einem Zaune meine Eltern. Diese Ferien waren für mich die letzten in dem mir liebgewordenen Weißenhaus. Ich sollte nach Innsbruck, um dort am Gymnasium einzutreten. In den letzten Tagen des Septembers fuhr ich in einer Kalesche mit meiner Mutter dahin ab, um mich bei einem Onkel einzuquartieren. Da war jedoch gerade die schreckliche Cholerazeit; auch zu Innsbruck besorgte man den Ausbruch der Epidemie; weil er nun bei der drohenden Gefahr nicht ein neues Glied in seine Familie aufnehmen wollte, wies er mich trotz früherer Zusage ab und zwang uns unverrichteter Sache zu großem Verdruß meines Vaters heimzukehren. Ich schied mit stiller Freude; denn die enge Wohnung, wo mich gleich in der ersten Nacht die Wanzen abscheulich zerstachen, wollte mir nicht gefallen, ebensowenig die Stadt, wo zierlich gekleidete Büblein von ihren Lehrern durch die Straßen geführt wurden und weder rechts noch links abspringen durften.

Auf dem Rückwege wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß der Vater in das nahe Vils als Einnehmer versetzt sei. Die Übersiedelung von Weißenhaus wurde leicht vollzogen. Damit ich das Latein nicht vergesse, ward der greise Frühmesser ersucht, meinen Unterricht zu übernehmen. Der gute Mann wußte aber selbst nicht viel und so gab er mir ein vergilbtes Schulheft mit lateinischen Aufgaben aus seiner Studienzeit. Hatte ich es fertig,, fing ich es wieder von vorn an, bis sich in den nächsten Ferien ein heimkehrender Student der Aufgabe unterzog, mich neu einzupauken. Ich traf ihn vor etlichen Jahren als be-

häbigen Kuraten, wie er im Wirtshause einem mißtrauischen Bäuerlein eine Kuh aufschwatzte; da ich ihn bei seinem Handel nicht stören wollte, gab ich mich nicht zu erkennen.

Ich war damals der einzige junge Lateiner zu Vils; der Frümesser meinte, ich solle als Ministrant in der Kirche Dienst tun. Schnell bereit lernte ich die Formeln auswendig und übte die Gebärden, wie ich mich vor dem Altare zu benehmen habe. Schon hatte ich bei einigen Messen ministriert und an Selbstvertrauen gewonnen. Da schritt ich im Winter mit dem dicken Buch aus der Sakristei dem Priester voran, wie es das Ritual vorschreibt. Am Rande der glatten Marmorstufe glitschte ich jedoch aus und rutschte in das Schiff der Kirche hinab. Die Gemeinde war von diesem Intermezzo wenig erbaut und der Geistliche, der seinen frommen Fridolin kannte und ihm daher wohl eine Schelmerei zutraute, verbot mir die Sakristei für immer.

Sonst glich das Leben zu Vils dem in Weißenhaus; ich las mancherlei Bücher durcheinander, auch Bürger, dessen Leonore mich so bezauberte, daß ich sie auswendig lernte. Unmittelbarer hallte mir die Poesie aus dem Munde des Volkes entgegen. Wenn sich in der Gemeinde etwas zutrug, was den Spott herausforderte, so ertönten gar bald Knittelverse vor dem Fenster des Schuldigen und liefen zu seinem Verdrusse von Mund zu Mund. Solche Reimereien hörte ich viele, oft über Dinge, die sich in guter Gesellschaft eigentlich nicht singen und sagen lassen, obschon ihre derbe Charakteristik sehr ergötzlich war. Eigentümlich überraschte

mich ein Lied der Schulmädchen an einem Feierabend: vom ſtolzen Grafen, der zu einem Bauernmädchen niederſtieg, das Haupt auf ihrem Schoß entſchlief und erwachend ſie in das Elend ſtieß. Den Hintergrund dazu bildeten die nahen Trümmer von Bilseck. Die Mauern des gewaltigen Berchfrit, wo die Hexen eingeſperrt und gefoltert wurden, waren gut erhalten. Mächtig und ſtolz erhob ſich der ſteile Schrofen, den die Reſte des Falkenſteins krönten; hier hauſte ein Raubritter, der den Wanderern auflauerte und, um nicht entdeckt zu werden, den Pferden die Hufeiſen verkehrt aufnageln ließ. Düſtere Sagen erzählten von dem Blutbann des aufgehobenen Gerichtes, ein Bürger beſaß noch Hebel und Wellbaum, die zum Foltern dienten, und als erläuternden Text die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., die Karoline mit ihren ſchrecklichen Kupfern. All das erregte meine Phantaſie mächtig und wirkte lange nach.

Im Spätherbſt ſollte ich mich neuerdings zur Fahrt nach Innsbruck rüſten, da brachte das Schickſal plötzlich eine verhängnisvolle Wendung. Mein Vater erhielt Befehl, beim Hauptzollamte Feldkirch als Offizial einzutreten. An ſeinen erſten Aufenthalt in Vorarlberg knüpften ſich für ihn keine angenehmen Erinnerungen, zudem fühlte er ſich, obgleich vielleicht mit Unrecht, gekränkt, daß er, bisher Vorſtand eines kleinen Amtes, jetzt in einer untergeordneten Stelle dienen ſollte. Bei ſeiner übergroßen Reizbarkeit brach eine Art Geiſtesſtörung aus, deren heftige Anfälle wir zu ertragen hatten, ſo daß wir auf der Reiſe anſtatt des Genuſſes nur Sorge und Angſt litten. Zu Feldkirch

beruhigte er ſich zwar, erklärte jedoch, er könne hier nicht aushalten, ließ zuſammenpacken, aufladen und nach Tirol zurückfahren. Der noch rüſtige Mann wurde mit der Hälfte ſeiner Beſoldung penſioniert und blieb vorläufig in Innsbruck. Obwohl um 14 Tage zu ſpät gekommen, wurde ich dennoch am Gymnaſium aufgenommen und hier beginnt ein neuer Abſchnitt meines Lebens, zwar äußerlich einförmig, doch reich an innerer Entwicklung.

II.

Mir eröffnete ſich eine andere Welt. Hatte ich bisher halbwild in abgelegenen Mauthäuſern gelebt oder die Schule eines kleinen Marktes beſucht, ſo erſchien mir jetzt alles neu, groß und prächtig. Herrliche Kirchen, ſtolze Häuſer, lange Hallen, wo ein reger Verkehr herrſchte, Soldaten bei klingender Muſik marſchierten. Geiſtliche verſchiedener Tracht wanderten die Wege des Heiles. Die Kirchen ſchmückten prächtige Gemälde, Bilder und Schnitzereien, was meinen angeborenen Sinn für die Kunſt förderte und entwickelte.

Oft und gerne beſuchte ich die Hofkirche und ſtand vor den Erzſtatuen der berühmten Helden, der hohen Frauen. Im ungewiſſen Lichte der Dämmerung ſchienen ſie ſich zu beleben, bis mich die Nacht verſcheuchte. In der ſilbernen Kapelle über einer Treppe rechts ruhte Philippine Welſer, ihre Haut war ſo zart, daß man den roten Tirolerwein durchfließen ſah. Man erzählte zu Amras, in der Badeſtube habe ihr ein Arzt die Ader aufgeſchnitten und ſie verbluten laſſen. In der Bierſtube zu Büchſenhauſen erinnerten wir uns an

den unglücklichen Kanzler Bienner, der ein Opfer schändlichen Justizmordes zu Rattenberg enthauptet wurde. Der Geist seiner Frau könne nicht zur Ruhe kommen und luge noch hier und da durch ein Fenster des oberen Stockes. Zu Weiherburg hätten wir gerne den Nachtstuhl gesehen, auf dem sitzend Kaiser Max die Gesandten der Venezianer abgefertigt hatte.

Weiter abwärts erhoben sich die Trümmer des Schlosses Thaur, von hier ritt der heilige Romedius auf einem Bären in den Nonsberg, wo er selig starb. Unten am Felsen waren verfallene Stollen und Schächte, die wir für unterirdische Gänge aus der Ritterzeit hielten und darin mit Kerzenstümpfchen herumkrochen.

So belebte sich mir Schritt und Tritt an den Gestalten der Sage, der Geschichte. Aber noch lebten auch Männer, die in der nächsten Vergangenheit mitgetan hatten. Voll Teilnahme betrachteten wir den greisen Sweth, den treuen Schreiber Andreas Hofers, der mit ihm alle Leiden der Gefangenschaft überstehen mußte. Abends saß er gewöhnlich bei einem Seitele Roten an einem Wirtstisch und erzählte; wenn er auf Hofer zu reden kam, gingen ihm die Augen über. In die Tage des alten Fritz führte uns ein kleines ausgedörrtes Männchen, es trug einen Rock von seltsamen Schnitt, auf dem Rücken hing wie ein Rattenschwanz ein Zopf. Er sei ein Sohn des großen lutherischen Königes und beziehe von Preußen eine Pension. Wenn ihm die Gassenbuben nachriefen, fluchte er französisch daß es wetterte, schwang drohend den Rohrstock und ging langsam weiter. Ich habe nichts mehr von ihm

gehört. An die große Kaiſerin erinnerten uns die plumpen Mariatheresiakreuzer, die damals noch landläufig waren. Sie zeigten auf der Vorderſeite ihr Bild mit den langen Locken, rückwärts eine Arabeske im Zopfſtil. Häufig waren ſie eingekerbt oder angefeilt; der Sage nach hatte ſie einen Diener geneckt, indem ſie ihm ſechzig Stück ſchenkte. In jedem derſelben ſteckte ein Dukaten, was er leider zu ſpät erfuhr. Ich habe zwar manches Weggele gekauft, aber auch nie etwas gefunden.

Zu Wien fand ich dann die großen kupfernen Platten des Scheingeldes, die aus den Tagen des franzöſiſchen Krieges ſtammten und jetzt im Werte ſehr verkürzt waren.

Das ſind einige Züge zum Bild meiner äußeren Umgebung.

Unſer Gymnaſialweſen vor 1848 iſt bereits ſo vielfältig geſchildert worden, daß ich nur einige Worte dafür zu verwenden brauche. Innsbruck erfreute ſich des beſten Rufes, die Profeſſoren, teils Laien, teils Chorherren des Stiftes Wiltau, leiſteten, was mit den gegebenen Vorſchriften und Lehrbüchern, die allerdings mittelmäßig waren, aber doch nicht das Urteil der Schüler verwirrten wie manche neueren oder ſie unter der Laſt überflüſſigen Stoffes erdrückten, den mancher Lehrer, der ſich als Univerſitätsprofeſſor fühlte, noch vermehrte, geleiſtet werden konnte. Wir lernten Latein und ein bischen Griechiſch, vielleicht nicht viel weniger als jetzt gelernt wird, den Sinn für die unſterbliche Schönheit der Antike öffnete man freilich nicht, geſchieht das aber heutzutage trotz aller Reklame und philologiſchen

Wurzelgräberei? — Weil jeder alle Fächer vorzutragen hatte, darf man sich nicht wundern, wenn Geographie, Geschichte und Mathematik ziemlich zu kurz kamen. Man konnte auch nicht fordern, daß der Lehrer für alle Sättel gerecht sei und so ging es durch sechs Jahre fort, in denen wir die verordnete Dosis von Kenntnis erhielten und bei leiblichem Gedeihen durch Mißgriffe in die natürliche geistige Entwicklung nicht verkrüppelten. Naturgeschichte benötigten unsere künftigen Priester und Beamten, für die der ganze Schulplan berechnet war, kaum, sie blieb daher seitwärts liegen; die Kenntnis deutscher Sprache und Literatur war ohnehin im Staate Metternichs verdächtig, so daß angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder auch nur orthographisch zu schreiben vermochten, was man übrigens, wie viele Klagen bestätigen, auch jetzt noch nicht überall nachgeholt zu haben scheint.

Meine Professoren waren brave Männer, schlecht und recht taten sie ihre Pflicht; Norbert Oberhauser las uns bisweilen ein Gedicht vor, das ihm eben gefiel und so wurde ich schon in der vierten Klasse mit Grillparzers Sappho bekannt.

Geistig bedeutender war Adalbert Inama, wie jener ein Chorherr des Stiftes Wiltau. Er verwies uns auf die Griechen und las in Freistunden wohl auch einiges mit uns, dabei sah er freilich mehr auf den Inhalt als auf grammatische Silbenstechereien und ihm verdanke ich es zum Teil, daß ich jetzt noch die Klassiker lese, wenn ich auch bei einer Maturitätsprüfung schlecht bestünde.

Hier und da ließ er auch „deutſch ſchreiben“ das heißt, er gab uns einen Stoff, den wir behandeln mußten. Auch Metrik lehrte er; wir trampelten ganz luſtig in Herametern und flickten Jamben zuſammen. Das gelang aber nicht jedem. Einmal hatten wir den Herbſt zu beſingen; ich erinnere mich, daß ein Kamerad bei mir Hilfe ſuchte. Ich ſteckte ihm die Reime zu:

„O Wälder, wo ſind eure Vögel,
O Wirtshäuſer, wo ſind eure Kögel?“

Sie wurden unter ſchallendem Gelächter vorgeleſen. Inama iſt jetzt Prieſter in Nordamerika; ſollten ihm dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, ſo mögen ſie ihm zeigen, daß ich mich ſeiner dankbar erinnere.

Aber nicht überall war es mit dem Unterricht ſo leidlich beſtellt.

An einem Mönchsgymnaſium hielt ein Profeſſor, der den Homer friſchweg einen „Zochen“ nannte, folgenden Vortrag: „Mei wißt's wol: der Goethe iſt halt a Fack g'wöſt und was iſt dös an der Iphigenie? Der Thoas hat ſie halt heiraten wöll'n, ſie hat 'n aber nit g'mögt und nachher hat er a Weil brummelt und hat ſie endlich laffen laßen. Iſt lei nir dahinter als a narret's G'röd.“

Unſer Katechet David Moriz, in ſeiner Art ein pflichttreuer Prieſter, war ein langweiliger Pedant, den man jedoch zu Innsbruck für einen großen Gelehrten hielt, weil er in ſein ungeheures Gedächtnis alle Werke ſtampfte, die bei den Buchhandlungen einliefen und ihm als Zenſor vorgelegt werden mußten. Einmal beſann er ſich, ob er einem Trinkliede Senns das „admittitur“ erteilen ſolle, denn er befürchtete, es

möchte dadurch jemand zu Fraß und Völlerei verleitet werden! Dieſem unglücklichen Dichter tat er viel zuleide, dafür widmete er ihm einige Sonette, wie alles der Art von vernichtender Schärfe. Sie wurden durch boshafte Leute weit verbreitet.

Seine langen Predigten, die er uns jeden Sonn- und Feiertag ohne die Stimme zu heben oder zu ſenken aus einem Heft vorſandelte, waren kein Harfenſpiel. Dennoch fanden auch ſie Bewunderer und wurden, weil er ſie ſorgfältig ausboſſelte als Muſter der Beredſamkeit geprieſen. Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er im blauen Kragenmantel auf der Kanzel ſteht, die kurzgeſchnittenen weißen Haare ſtarrten wie Borſten empor, die Haut des Geſichtes war wie Pergament, deſſen Farbe ſich ſchwerlich auf der Palette eines Malers fand. Mir war er nicht abgeneigt, weil ich gelegentlich das Sonntagsevangelium auswendig lernte und ihm einmal ſogar eine Skizze ſeiner Predigt überreichte. Aber ein zweitesmal nicht wieder. — Ob der Mann wohl in ſeinem Leben einmal lächelte? Näheres wußte niemand von ihm. Er war aus Imſt — 1781 — gebürtig, verſchwand, nachdem er ſein Lehramt niedergelegt als Beichtvater bei den Urſulinerinnen und ſtarb, wohl von niemand betrauert oder angefeindet 1860. Einzelnes bietet Wurzbach über ihn; ich trage eine kleine Geſchichte nach, die ſeinen Horizont und unſere Zuſtände unmittelbar nach 1848 und alſo auch vorher charakteriſiert. Im April hatte ein Platzregen die Knöllchen der Feigwurzel bloßgelegt. Weiber aus St. Nikolaus ſahen dies und glaubten, es ſei ein Erdäpfelregen. Sie ſammelten, was ſie im Hofgarten und

der englischen Anlage unter den Büschen fanden. „Ich habe recht viel von dieser himmlischen Speise gegessen," hörte ich eine sagen. Der Redakteur der Innzeitung, Franz Wiedmann, machte sich nun darüber lustig. Allsogleich trat unser David gegen diesen Goliath in die Schranken: Ob er es für unmöglich halte, daß Gott noch ein Wunder tue? — Jener mußte klein beigeben, sonst wären die frommen Frauen wohl mit Besen angerückt. Auf dem Marktplatze hatte ihn kurz vorher ein Bauer als Freimaurer und Lutheraner beim Bart gezerrt. Da war nicht zu spaßen. Jetzt sind unsere Katholiken gegen Andersgläubige, besonders wenn sie Geld bringen, nicht mehr so grimmig. So möge denn unser Moriz für immer unter der Arkade zu Innsbruck ruhen!

Der Vorstand der Anstalt, Alois Schnitzer, ein wohlmeinender Hypochonder, war nicht unbeliebt, obgleich er mit uns nur dann in Berührung kam, wenn er irgend einen kranken Professor vertreten sollte. Trotz aller Furcht vor der langen, hageren Hopfenlatte und dem finstern Gesicht nannten wir ihn doch stets nur den „Bäckenlouis", weil er der Sohn eines Bäckers war; am Schlusse des Schuljahres hingen ihm einige kecke Burschen Brezeln mit seidenen Schnüren an die Türe; ein Scherz, der in der Stadt viel Gelächter verursachte. Die Gymnasiasten redete er durchgehends mit „Er" an. Besondere Sorge machte ihm die Überwachung ihrer Lektüre; nicht selten überfiel er sie in der Wohnung, durchstöberte dort alles und trug dann brummend Bücher, Schriften und Tabakpfeifen unter dem Arme fort. Desungeachtet lasen wir oft vor

seinen Augen unter den Schulbänken kreuz und quer Ritterromane von Spieß, Kramer und Dellarosa, Volksbücher vom Schinderhannes und Eulenspiegel, darunter auch manches, was nicht für uns geschrieben war. Streng untersagt war der Besuch von Kneipe und Theater; man ließ dafür bei einem Kollegen, der im Wirtshaus wohnte, Bier auf die Stube bringen, rauchte, trank, kartete und erging sich in Roheiten, die unterblieben wären, hätte man vor den Augen der Bürger und so gewissermaßen unter ihrer Aufsicht ein anständiges Gasthaus besuchen dürfen. Das Theater war lockend genug; wir schlichen heimlich zur dunkeln schmutzigen Galerie empor, wo Soldaten und Dienstmädchen Beispiele einer keineswegs platonischen Liebe lieferten. Da war ein junger Mensch aus Ampaß, der sich jeden Kreuzer vom Munde absparte, um ins Theater zu schlüpfen; vor allem bewunderte er die Oper mit ihren Dulcineen und wollte selbst Sänger werden, weil er sich einbildete, eine herrliche Stimme zu besitzen. Er sang und deklamierte häufig, einmal bestieg er vor der Schule die Kanzel und begann mit schrecklichen Gestikulationen die Arie des Sever aus Norma. Plötzlich öffnet sich die Türe; Schüler und Präfekt stehen sich einen Augenblick starr vor Entsetzen gegenüber: jener aus Furcht vor der Strafe, dieser aus Zorn über die Entweihung des Katheders. Der Unglückliche wurde verurteilt eine ganze Stunde auf dem Boden zu knien und erhielt eine minder günstige Sittennote, wozu freilich auch einiges andere beitrug. Er wurde später Benediktiner in Fiecht und krähte als wohlbeleibter Expositus in Terfens lang den Bauern

das Hochamt vor, mit einer Stimme, von der sie am liebsten das „Ite missa“ hörten. Weil er jedoch viel erfahren war, wirkte er als braver, vernünftiger Geistlicher und genoß allgemeine Achtung.

In der vierten Klasse hatte ich auch am ersten Mai den einzigen gründlichen Rausch meines Lebens. Der Oheim führte mich mit seinen Söhnen auf die Gallwiese, wo die leckeren Karbonadel mit Rotwein getauft wurden. Der Bodensatz war aber so bitter und ekelhaft, daß ich von dort an nie mehr das Maß überschritt. Zu rauchen versuchte ich als Bube in Reutte, ließ es aber bald, ebenso wie das Schnupfen, das ich den Franziskanern nachmachte.

Sich ein festes Ziel zu stecken und alle Kräfte des Geistes darauf hinzulenken, bedarf reifen Sinnes. Das kann man bei einem Jüngling, der über die Welt und sich selbst im unklaren lebt, nicht erwarten. Er braucht einen weisen Führer, der ihn Schritt für Schritt auf einen Punkt leitet, wo sich dem Auge eine Übersicht erschließt und er sich über Vergangenheit und Zukunft besinnen kann. Dieses ist die Krone der Wirksamkeit eines tüchtigen Lehrers, weit weniger kommt es auf die Masse des eingepfropften Materials an. Das halte ich für einen großen Fehler unserer Erziehung, daß sie nicht selten das Stoffliche ohne den Geist anzuregen, vorwalten läßt, nichts zu sagen von der Art so vieler Volksschulen, wo man den Menschen für das ganze Leben versorgt glaubt, wenn er die unverstandenen Fragen des Katechismus Wort für Wort auswendig herzuschnattern weiß. Sätze wie: „Empfangen vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau“ oder

„Selig der Leib, der dich getragen hat, selig die Brüste, die du gesogen hast" eignen sich überhaupt nicht für die Schule und regen höchstens die Kinder zu Fragen an, die man ihnen vorläufig nicht beantworten kann. Ein plumper Katechet erklärte den Mädchen: „Ja, wißt's, Maria hat halt nie mit an Mannsbild z' tun g'habt". Dazu könnte als Illustration ein Bild von Gabriel Rosetti dienen: Sie kauert halb angezogen, mit aufgelösten Haaren auf dem Bette, wie der Engel zu ihr eintritt. Noch drastischer ist die Geschichte in einer Dorfkirche in Kärnten dargestellt, so drastisch, daß ich den heiligen Geist bei seiner Arbeit gar nicht zu beschreiben wage.

Ich tappte unsicher nach allen Seiten, las planlos, was mir in die Hände fiel und lernte weder eine rechte Verwendung der Kraft, noch ein sicheres Maß halten. So fand ich zwar, wie jeder, dem es ernst ist, stets aus der Verwirrung den rechten Weg, aber oft nach viel verlorener Kraft, nach viel verlorener Zeit. Es ist schon manches löbliche über Autodidaxis gesagt worden — und zum Teil mit Recht: durch sie werde jeder Besitz echter, wahrer Besitz und in der Mühe selbst liege der reichste Lohn; er fehlt ihr jedoch leider oft das Urteil über den Wert des Erworbenen, das sie wegen des Aufwandes von Anstrengung überschätzt und sie vermag eben deshalb die Bezüge der Dinge nicht immer richtig zu bestimmen. Da braucht es denn wieder Zeit um zu berichtigen, und man dreht sich lange im Kreise herum, während uns der Ruck einer geschickten Hand schnell in die Mitte des Gegenstandes versetzt hätte.

Dieſe Übel mußte ich alle ſelbſt erproben, doch förderte mich bei ihrer Überwindung das leidige Inſtruieren, das ſchon manchen talentvollen Studenten aufrieb und zugrunde richtete. Weil viele Knaben zur Prüfung nicht lernten, was ſie hätten lernen ſollen und doch ein beſtimmtes Maß des Wiſſens, wenn auch nur mechaniſch, erreichen mußten, war es nötig, daß ſie zu Hauſe von Inſtruktoren Nachhilfe erhielten: ein undankbarer Dienſt, bei dem mittelloſe Jünglinge der höheren Kurſe ihre Zeit für eine Bezahlung elender, ſchlechter als ſie ein Holzhacker erhielt, verkauften, um ſich den dürftigen Unterhalt zu ſichern. Auch ich war gezwungen, dieſes Mittel zu ergreifen. Da ich nun Knaben in den Gymnaſialgegenſtänden, Mädchen in Geſchichte und deutſcher Sprache unterrichten ſollte, mußte ich dieſe Fächer ernſtlicher, als für eine gute Note in der Schule genügt hätte, anfaſſen, und weil ich einen Ehrgeiz darein ſetzte, daß mich meine Zöglinge verſtänden, auch nachdenken nicht blos über die Sache und ihre Grundbegriffe, ſondern auch, wie man ſie am beſten überliefere. So erhielt ich wenigſtens in dem engen Kreiſe, wo ich mich bewegte, einige Sicherheit. Darüber hinaus fehlten mir die Mittel faſt gänzlich. Aber die Univerſitätsbibliothek? — Die wird in jedem Zweige menſchlichen Wiſſens mehr Stoff geboten haben, als einem zu bewältigen möglich! Allerdings! Doch herrſchte hier an und für ſich eine ſehr ſtrenge Zenſur, und dann mußten wir Gymnaſiaſten ſtets einen vom Profeſſor unterfertigten Zettel vorlegen, worauf das Werk, das uns der Skriptor anzuweiſen hatte, genannt war. Da beſchränkte man ſich, um fleißig zu

erſcheinen, faſt nur auf Erläuterungen des in der Schule Vorgetragenen. Bat man um irgend etwas anderes, hieß es gleich: „Wo will er hinaus? Er hat an den Büchern für die Schule genug!“ Ja, es war dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchſen!

Die Klaſſiker hatten für mich zunächſt nur ſtoffliches Intereſſe, ich las die Lateiner mit Interlinearverſionen, bis ich allmählich erſtarkte und mit einem guten Lexikon ſelbſt weiter kam, die Griechen in den beſten Überſetzungen, doch ließ ich die Dramatiker vorläufig liegen. Erſt bei Homer ging mir ein Licht auf. Ich kaufte mir die Grammatik von Tierſch und eine Ausgabe der Ilias mit Scholien, auf dieſen Krücken krabbelte ich von Rhapſodie zu Rhapſodie; hatte ich eine ſprachlich und ſachlich durchgenommen, ſo las ich ſie von vorn und ſchaute freilich Dinge, von denen es mich zuerſt wunderte, daß man in der Schule nichts davon höre. Bald aber kümmerte ich mich um dieſe wenig mehr; ich machte meine Aufgaben, lernte die Themata, und ſuchte meinen eigenen Pfad.

Lang meinte ich, ich ſei eigentlich zum Maler beſtimmt. Doch abgeſehen davon, daß ich in dieſem Falle mit einer Art Naturnotwendigkeit mir hätte Bahn brechen müſſen, oder auch am Verſuche zugrund gegangen wäre, belehrte mich über die Irrigkeit jener Vorausſetzung auch noch Folgendes. Sieht ein Maler oder Plaſtiker ein Werk, das ihn durch Geſtalt und Form tief ergreift, ſo fühlt er ſich angeregt in ſeiner Sphäre zu ſchaffen; mir geſchah und geſchieht es jedoch, daß ich von einer Statue, einem Gemälde, das meiner geiſtigen Individualität entſpricht, poetiſch geſtimmt

werde. Vielleicht ist ein großer Teil jener schönen Epigramme der Anthologie aus einer ähnlichen Quelle entsprungen. Von den Griechen lernte ich vorzüglich, wie man die Natur für die Zwecke der Kunst anzuschauen habe. In diesem Sinne waren sie ohne Zweifel große Realisten, doch schufen sie nicht nach der äußern, sondern aus der geistigen Anschauung der Natur und eben deswegen sind ihre Gestalten plastische Typen, während jetzt mancher wunder was geleistet zu haben wähnt, wenn er das Individuum als solches mit allen Warzen, Falten und Härchen hinstellt. Wer natürlich malen kann, hat noch nicht die Natur gemalt und eine Voraussetzung der Kunst ist noch nicht die Kunst selbst. Diese Art Realismus ist allerdings sehr realistisch, nur nicht oder blos zufällig künstlerisch, sie ist der Gegensatz von jenem ebenso unkünstlerischen falschen Idealismus. der vor der derben Wirklichkeit die Augen schließt, oder sie durch mystische Zauberformeln in Rauch aufzulösen strebt. Da bleiben Subjekt und Objekt völlig unvermittelt. Die Idee, die beide verbindet, aber nur zu oft mit dem sogenannten Ideal vrwechselt wird, steht auch über beiden, wer daher im einen oder andern befangen bleibt, ohne daß sich ihm jene offenbart, ist stets nur ein halber Künstler. Ebenso im Leben, in der Geschichte! Das Ideal ist nur zu oft Traum, Willkür, Phantasie; — die Idee Geist, Freiheit, Wirklichkeit und ein Idealist zu heißen für einen Mann wahrlich kein Lob.

Ein bischen Mathematik wurde uns in der Schule vorgekäut, ich hatte große Vorliebe für das Fach, so daß ich meinen Mitschülern schwierige Sätze erklären konnte, wie sollte ich aber weiterkommen, da mir niemand

nachhalf? Der Profeſſor wußte ſelbſt nicht mehr, als er eben für die Schule brauchte. Ähnlich ging es mir mit den Naturwiſſenſchaften. Ich war froh, wenn ich gelegentlich den Namen einer Pflanze oder eines Steines erfragen konnte, und aus Reiſebeſchreibungen einiges über fremde Länder erfuhr. Die wichtigſten Sternbilder lernte ich mühſam mit Hilfe eines alten Globus kennen, den ein Freund in der Rumpelkammer ſeines Hauſes entdeckt und mir geſchenkt hatte. Wußte ich auch nicht der Natur mit dem krauſen Schlüſſel des Experimentes Geſtändniſſe abzuzwingen, ſo war ich mit ihr doch in einem um ſo innigeren Verkehr der Empfindung, der aus ganz geſunden Wurzeln hervorging. Schon als Knabe liebte ich die Einſamkeit und Waldesdunkel; mit reger Anteilnahme folgte ich den Erſcheinungen des Himmels, dem irren Flug der Wolken, nachts ſah ich mit Staunen das geheimnisvolle Wandeln der Sterne, doch auch das Kleinleben der Kerfe und Vögel entging meinem Blicke nicht. Allmählich erſchloſſen ſich die Sinne für die Schönheit der Alpenwelt, für die Erhabenheit der Berge, für den Wechſel des Lieblichen und Großartigen der Täler, beſonders in den Ausläufern des Hochgebirges gegen die Ebene. Jede freie Stunde trieb ich mich im Feld und Gebirge herum, eine Fülle ungeahnter Herrlichkeit tat ſich auf und, mit offenem Auge dem Laufe der Jahreszeiten folgend, erkannte ich nicht bloß das Neben- ſondern auch das Nacheinander der Dinge: wie eines dem andern entſpringt und die Umgeſtaltung des einen das andere vorausſetzt. So hatte ich die Einheit des vielen, des mannigfaltigen längſt geahnt, eh' mir das Werk eines

Philoſophen dies in logiſcher Schlußfolge bewies. Beſaß ich irgendeine Anlage zur Poeſie, mußte ſie hier erwachen und ſich zunächſt, weil ich mich nur von Anſchauung nährte und mir das Leben der Tat entrückt blieb, in jener Zwittergattung lyriſcher Beſchreibung entfalten, von der die deutſche und engliſche Literatur ſo prächtige Edelſteine zeigt, die aber leider oft durch Vermiſchen der Gattungen das äſthetiſche Urteil verrückten und die Anerkennung reiner Kunſtwerke hemmten.

In Tirol ließ man ſich ſtets Zeit und war daher ſo ziemlich zwanzig Jahre hinter dem jedesmaligen Stande der Literatur zurück, deswegen erhielt ich vom Neueſten, was freilich nicht ſchade war, ſehr wenig, vorzüglich aber Dichter wie Hölty, Salis, Matthiſſon, Geßner, oder auch die Satiren Rabeners, welche ich, obwohl ſie mir wegen ihrer Spießbürgerlichkeit innerlich widerſtanden, pflichtgemäß hinunterwürgte, weil der Verfaſſer im Reigen der ſogenannten deutſchen Klaſſiker prangte. Ich lernte die Dinge bald anſehen, wie ſie dieſe Dichter befangen, das heißt: wie ſie eigentlich nicht waren und meine Auffaſſung blieb lange Zeit befangen. Ein Auge, daß den Sachen ihr Recht läßt und in dieſelben nichts hineinſchaut, was nicht herausſchaut, iſt überhaupt unter den Gebildeten viel ſeltener als man glaubt, und wenn hier ein Umſchwung eintritt, ſo darf man dies, ohne zu fehlen, als ein Verdienſt der erwachenden Liebe zur Naturwiſſenſchaft betrachten. Ich verdanke die Befreiung von ſentimentalen Angefühlen ebenſoſehr dieſer als den Griechen.

Die Jugend macht gern Propaganda, ſo zog auch

ich meine Gefährten bei denen jedoch die Quelle der Dichtung bald mit der Jugend vertrocknete, in den poetischen Zauberbann. Der liebste darunter war mir Adolf Wildgruber, der eine Leichtigkeit der äußeren Form besaß, um die ich ihn oft beneidete, indem ich mit Vers und Reim sehr zu ringen hatte. Er blieb aber bald auf einer gewissen Stufe stehen: sein Bändchen „heiliger Gedichte", würden Leser, die vom Verfasser nichts Genaueres wissen, nach Stil und Inhalt in die Zeit Klopstocks und des Hainbundes zurückversetzen. Wir bildeten einen Verein, der unter dem Titel „Eiche und Buche" eine geschriebene Wochenschrift herausgab, wo unsere poetischen Versuche niedergelegt wurden. Die Aufschrift „Eiche" sollte auf einen Zusammenhang mit den Barden, „Buche" auf unserm beliebtesten Waldbaum deuten. Übrigens waren wir nicht die ersten, die von den Alpen Tirols zum Parnaß emporklommen. Die Litteraturgeschichte kennt Zoller Primisser, Weißenbach; sie hat den Kreis der „Alpenblumen" verzeichnet und auch Johann Senn nicht vergessen, dessen Gedichte 1838, zur Zeit als wir im Gymnasium den Pegasus bestiegen, herauskamen. Wir wußten damals seine Poesie nicht zu würdigen. Ein Urteil über ihn, mit dem wir alle übereinstimmten, enthält ein Brief Wildgrubers an mich: „Von Senn habe ich vieles gehört, er soll ein tiefer Denker und in der Geschichte sehr bewandert sein. Aber seinen Gedichten fehlt das jugendliche Feuer, desto passender sind sie vielleicht für unsere denkende Zeit. So hat denn Tirol auch einen Dichter, sonst ist es in bezug auf Literatur wohl das Böotien in Deutschland."

Wir betrachteten ihn neugierig, wenn er durch die Gassen schlich: ein kleiner, kurzstockiger Mann, den zerknitterten Zylinder tief im Nacken, der mächtige Kopf hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem Beethovens, um die felsige bleiche Stirn flatterten wie die Schlangen der Meduſa lange schwarze Locken, die Augen blickten düster, der Mund war herb geschlossen. Die Züge waren der Ausdruck seines Schicksales. Oft saß er in der Bibliothek, einen Band Hegel „des Denktieres" vor sich ohne nur aufzublicken oder sich um jemand zu kümmern.

Damals näherten wir uns ihm nicht; was hatten wir windige Bürschlein bei dem Mann der Ideen, der Schmerzen zu suchen? Später wurde ich durch Purtscher mit ihm bekannt, als Professor sah ich ihn gelegentlich im Kaffeehause, wo er gewöhnlich ein Gläschen Rum schlürfte. Ich konnte mir nun vorstellen, mit welcher Ironie er uns vor Jahren begrüßt hätte, etwa wie ein Uhu einen Schwarm Zeisige.

Bisweilen sagte er mit bitterem Humor: „Meine Mutter hat mich in den April geschickt!" denn er war am ersten dieses Monates geboren. Sein Vater, der Landrichter von Pfunds verteidigte in den neunziger Jahren die Rechte der Bauern und Bürger gegen die Anmaßungen der „privilegierten" Stände scharf und schneidig und beteiligte sich an den ruhmvollen Kämpfen von 1809. Er wurde nach Wien versetzt, wo er bald starb.

Johann studierte die Rechte. Aufgenommen in einen Kreis strebsamer Jünglinge, befreundete er sich mit Feuchtersleben und Schubert, der zwei oder drei

Gedichte von ihm komponierte. Einmal wollte sich ein Spitzel einschleichen, man warf ihn hinaus. Nun griff die Polizei zu und fing die Mitglieder der Gesellschaft zusammen. Man bemächtigte sich ihrer Papiere. In einem Tagebuch hieß es: „Senn ist der einzige Mensch, den ich fähig halte für eine Idee zu sterben!“ — Eine Idee in Österreich, das konnte nur die Republik oder sonst ein unter dem System, das man fälschlich nach Metternich benennt, denn dieser hatte auf die inneren Angelegenheiten keinen Einfluß, — verbotenes Naschwerk sein. Man behielt ihn in Haft und schob ihn endlich nach Tirol ab. Im Staatsdienste hatte er nichts mehr zu hoffen, er nahm daher für ein Muttersöhnchen Einstandsgeld und wurde Kaiserjäger. Als solcher machte er den Feldzug von 1831 in Italien mit. Nachdem er es bis zum Leutnant gebracht, verließ er mit einer kleinen Pension das Heer, angeblich wegen Leberleiden. So stand er nun da: arm, ohne Gönner und Freund, ohne Aussicht auf die Zukunft. Erst wendete er sich nach Salzburg, wo er bei seinem Freunde dem nachmaligen Statthalter Fischer als Tagschreiber eintrat; als sich dieses Verhältnis gelöst hatte, kehrte er nach Innsbruck zurück, wo er nebenbei als Winkeladvokat einiges verdiente. Eines der edelsten Opfer des vormärzlichen Österreich schlug er vergebens gegen die dunkeln, ehernen Kerkerwände, lange Zeit hielt ihn seine Energie aufrecht, endlich versank er in den trüben Wellen, während er alle Qualen eines langsamen geistigen Todes erduldete. „Es ist nichts, glauben Sie, es ist alles nichts!“ rief er oft mit dumpfem Lachen.

Sein Jugendfreund R. Bruchmann, Provinzial der

Redemporiſten in Deutſchland ſchrieb mir über ihn: „Seit dem Schluſſe des Jahres 1827, alſo ſeit beinahe 32 Jahren hat meine Verbindung mit Senn aufgehört. Er war von der Höhe eines idealen Lebens in eine traurige Wirklichkeit herabgeſunken, aus der er ſich ungeachtet mancher Lichtblicke nicht mehr bis zu ſeinem Tode zu erheben vermochte. Ein großes außerordentliches Talent voll Poeſie und Schärfe des philoſophiſchen Gedankens iſt in ihm untergegangen."

Senn ſtarb am 30. September 1857. Er liegt auf dem Militärfriedhof begraben. Mit geſammelten Beiträgen errichtete ich ihm einen Denkſtein, rohe Hände haben ihn ſchwer beſchädigt, — an jedem Allerſeelentage ſchmückten meine Kinder ſeinen Hügel mit einem Moskranze und Tannenzweigen. An ſeinem hundertjährigen Geburtstage rührte ſich keine Hand ihn zu feiern, — das iſt das Los eines Dichters, dem Tirol ſein ſchönſtes Ehrenlied verdankt! Es wird noch fortklingen in der Nacht, die auch den Ruhm meiner Heimat wie alles Irdiſche verſchlingt — leiſe und leiſer, . . . bis es ganz verſtummt:

Adler, Tiroleradler
Warum biſt du ſo rot?

Neben uns tummelten aber auch andere Gymnaſiaſten den Pegaſus. So Nikolaus Rothmiller aus Schwaz; an der Totenkapelle bewahrt eine gußeiſerne Tafel ſein Andenken. Er ſtarb 1852 als Prieſter zu Brixen. Die Elegie „Schloß Freundsberg" war eine Nachbildung von Mathiſſon, der ſein Gedicht auf Hoheneppan machte und mit Bleiſtift an die Mauer der Kapelle ſchrieb. Dort konnte man es lange ſehen,

bis es endlich übertüncht wurde. Unser Klaus — so nannten wir Rothmiller — bildete sich auf seine Leistung etwas rechtes ein und wir bewunderten sie geziemenderweise. Dann Guido von Unterrichter aus Mariahilf bei Innsbruck. Als alter Pensionist und gewaltiger Nimrod vor dem Herrn verbringt er seine Sommer zu Obsteig und läßt wohl manchmal ein Gelegenheitsgedicht fließen. Seine „Harfe von Alhambra" ist durch die Aufschrift charakterisiert. In weiteren Kreisen wurde Kaspar Speckbacher, der Postmeisterssohn von Obermiemingen bekannt. Er wendete sich dem Staatsdienste zu und wurde nach langen Jahren, die ihm manchen Orden brachten, als Bezirksvorstand von Imst pensioniert. Diesen dreien bot Magnus Beyrer in seiner „Erheiterungsbibliothek", die er 1837 zu Innsbruck bei Wagner herausgab eine Unterkunft. Beyrer war ein Justizbeamter aus Pflach bei Reutte, er gehört in den Kreis der älteren Tiroler Poeten, ohne jedoch etwas Hervorragendes geleistet zu haben.

Wir wurden an der Hand der Poeten, wie es öfters geschieht, zur Erotik geführt. Erotik! Liebe will ich nicht sagen, wenn es der eine oder der andere zu einem bischen Verliebtheit brachte, war das alles. La Rochefoucault hat recht: „Il y a des gens, qui n' auroient jamais été amoureux, s' ils n'avoient jamais entendu parler de l'amour." Unsere poetischen Vorbilder hatten von Chloe, Daphnis und Laura gesungen, da wir ihnen ganz gleichen wollten, so mußten wir nicht bloß ihre Naturgefühle teilen, sondern auch jeder irgendeinen Gegenstand haben, ihm weiche Seufzer und Verse voll Todesahnung, wo die Geliebte sich

auf das Grab setzt und um den zu spät erkannten Schäfer Tränen vergießt, nebst allem Zubehör dieser Poesie zu widmen. Es war lächerlich genug, wenn wir Bengel, die ebenso gut zu Sennern und Bauernknechten getaugt hätten, wie die Kater im März von Empfindungen miauten, die wir eigentlich gar nicht kannten, sondern uns nur anlogen, und dabei Herz und Schmerz, Sehnen und Tränen, Liebe und Triebe, Sonne und Wonne zum Erbarmen verreimten. Indem wir einander gegenseitig erhitzten und steigerten, blieb die Torheit nicht aus. Wildgruber liebte die Tochter des Bräuers im Löwenhaus, die täglich in die Stadt zur Nähterin ging. Da sie um 7 Uhr früh durch die einsame Allee heraufwandelte, war die Zeit recht gelegen, errötend ihren Spuren zu folgen, ebenso abends um fünf, wo sie heimkehrte. Weil er nicht schön war, wollten wir ihm sein Glück nicht glauben; er bestellte uns daher auf den nächsten Tag. So standen wir an einem kalten Wintermorgen mit erfrorenen Nasen hinter einer Gruppe dickstämmiger Pappeln, harrend der Sonne, die da aufgehen sollte. Plötzlich sahen wir ihn jedoch im gestreckten Galopp atemlos daherrennen, daß der rotgefütterte, schwarze Mantel in die Lüfte flog, hintennach fluchend und prustend zwei Brauknechte, derbe Knittel schwingend. Da sie den Leichtfüßigen nicht einholten, drohten sie von weitem ihm die „Haxen" abzuschlagen, wenn er sich noch einmal sehen lasse. Das Mädchen fühlte sich nämlich durch die beständige Verfolgung belästigt und die Eltern machten auf diese nicht sehr idyllische Art der Sache ein Ende. Der Herzensschatz eines andern wohnte in der Sommer-

frische auf dem Mittelgebirge bei Innsbruck. Ihr Anbeter stieg um Mitternacht hinauf, um wenigstens mit dem schnarchenden Engel die gleiche Luft zu atmen. Die Villa war von einem Garten umgeben, wo ein Brunnen stand. Er kletterte über den Zaun, pflückte von Rosen, was er erreichte und verzehrte sie wie ein Käfer, denn vielleicht hatte sie der Saum ihres Kleides gestreift. Darauf trank er vom Brunnen, dessen Röhre ihre roten Lippen wahrscheinlich berührt hatten, wenn sie es nicht vorzog, aus einem Glase den Durst zu stillen. Nachdem er dies mit dem seligsten Wonnegefühl vollbracht, klomm er wieder über den Zaun, purzelte jedoch so heftig auf den Boden, daß er den Hund weckte. Dieser fuhr auf ihn zu, zwickte ihn scharf in die Waden und jagte ihn durch dick und dünn schneller bergab, als er heraufgestiegen war. Was mich betrifft, so war meine Narrheit immer mit Vorsicht gepaart. Ich schnitt zwar als echter Tiroler den Namen der Holden in den Kolben meiner Flinte, stellte mich aber nicht öffentlich blos. Ich mag über diese kleinen Erlebnisse lächeln, spotten nie und nimmer. Trotz aller kindischen Überschwenglichkeiten wehte ein Hauch jugendlicher Poesie durch dieselben, der manchen vor Ausschweifungen schirmte und auch diese Erfahrungen trugen dazu bei, uns mehr und mehr zu reifen.

Es haben sich aus jener Zeit in vergilbten Heften manche Gedichte erhalten, lyrische Spielereien an ein Mädchen, dann ein Wunsch, fast im Tone des Volksliedes:

„Ich möchte wohl ein Adler sein,
Der über Blitzen tront,

Dann ſtürmt ich zur Geliebten mein,
Die ferne, ferne wohnt!"

Ein Spätzlein hätt' es wohl auch getan. Es waren eben Bilder auf die jeder junge Menſch von ſelbſt verfällt. Auch ein Trinklied liegt vor, das ich bei einem Ausfluge der Studenten mit Profeſſor Flir zu Abſam dichtete:

„Flammen, wildes Feuerſprühen
Schenk' ich mir als Leben ein."

Die Not des Daſeins wendete bisweilen den Blick nach oben: unfertige, wenn auch tiefgefühlte Verſe, in denen proteſtantiſche Kirchengeſänge nachklangen:

„Mut, armes Herz, verzage nicht,
Wenn auch die letzte Hoffnung bricht
Blick aufwärts zu den Sternen.
Es wohnt ja über Erdenmacht
— Sein Schemel iſt des Himmels Pracht —
Gott in den dunklen Fernen."

Dieſe Plänkeleien zeigen bei aller Unbeholfenheit doch auch Spuren eigenartiger Richtung. So ging es fort etwa bis 1840; da ſchwollen aus der unklaren Gärung allerlei reimloſe Dithyramben empor; ſie ſpritzten ihren Schaum trotzig bis vor den Tron der Götter und bargen die erſten Keime philoſophiſcher Gedanken. Auch Balladen und Romanzen deuteten ſchon auf den künftigen Erzähler: Am Altare zu Stams ſtand im goldgeſtickten Meßgewand ein Mönch und erblickte vor den Stufen ſeine Geliebte; — der Geiſt eines mächtigen Königs ſchwebt nach Jahrhunderten über ſein Reich hin und ſieht nur noch die Trümmer der Vergangenheit. Stolz auf die Erinnerung verſinkt er wieder. — Zur

Politik führten mich die polnischen Gefangenen in der Festung Kufstein, die ich damals noch als edle Märtyrer verehrte. Dann schilderte ich wieder einen Dichter, wie er als Gesandter Gottes vor die Menschen tritt und ihn dann die Polizei fragt, wer er denn eigentlich sei? Oder jene Strophen, die auf meine faustischen Kameraden so großen Eindruck machten:

„Es scheint der Mond herab ins enge Kämmerlein,
Was sinnst du, bleicher Denker, so schweigend und allein?"

Ein sanfter Tod löst alle Fragen des Jünglings, etwa wie Horaz sagte: Mors ultima linea rerum est. Doch genug!

Überall Sturm und Drang! Ich habe diese Splitter einer Zeit voll hoffnungsreicher Ahnung und reiner Begeisterung, die nur zu stammeln, kaum zu singen vermochte, im April 1888 nach einem heftigen Anfalle von Brustkrampf verbrannt, weil ich nicht erwarten kann und darf, daß sich einst jemand um die Marken meiner jugendlichen Entwicklung kümmere, und einem Mißbrauch vorbeugen wollte. Mit Wehmut ruht mein Blick jetzt auf den Blättern, die ein Zufall erhielt; sie erinnern mich an die ersten Flüge einer jugendlichen Phantasie, selten klingt ein neuer Gedanke, ein neues Motiv an, doch deutet mancher epische Strich auf die Zukunft.

Ein Gewinn anderer Art war für mich einige Kenntnis der Musik, soviel sich nämlich mein für Auffassung der Tonunterschiede und ihrer Zeitverhältnisse stumpfes Gehör aneignen konnte. Als Knabe durfte ich deswegen in Kirche und Schule nicht mitsingen, und gegen meine Versuche, geigen zu lernen, legte die

ganze Nachbarſchaft Proteſt ein. Ein Troubadour muß ſich jedoch auf die Kunſt der Töne verſtehen und was für ein Inſtrument hätte ſich da beſſer geeignet, als die unter den Studenten ſo beliebte Laute? Ich übte meine ungelenken Finger mit größtem Eifer auf den Saiten; nach einem halben Jahr brachte ich es ſo weit, daß ich ſie rein ſtimmen konnte und dann gelang es mir, irgendein leichtes Stückchen leidlich zu klimpern oder die Flöte zu begleiten. Im Faſching ſaß ich mit dem Sohne der Quartierfrau auf dem Tiſche und ſpielte den Schloſſergeſellen zum Tanz. Auch Wildgruber, der ſehr tüchtig Violoncell ſpielte und ſich ſeinen Unterhalt zum Teil dadurch erwarb, ſuchte mich immer für Muſik anzueifern. In einem Brief — obwohl wir uns täglich ſahen, ſchrieben wir einander, — äußerte er ſich darüber ſehr kräftig. Ich teile dieſe Stelle mit, weil ſie die Art unſeres Verkehres im allgemeinen und ihn insbeſondere charakteriſiert: „Unter uns geſagt, kann ich Ignaz Schöpfs Freude an der Muſik unmöglich tadeln, im Gegenteil würde ich ſie auch bei Dir gerne ſehen. Allein dieſe Freude ſoll ſich nicht blos durch die Neigung, ſondern auch durch die Tat äußern: wenn ich mich vielleicht zu unbeſtimmt ausdrücke, ſo wiſſe, daß ich meine, Du hätteſt gleichfalls zum Geſang Dich verwenden ſollen, oder ſonſt zu was immer für einem Inſtrumente. Warum ſollteſt Du, der Du doch nach allſeitiger Bildung ſtrebſt, dies Fach vernachläſſigen? Dies ſchöne Fach! Muſik und Poeſie ſind die Genien, die uns durchs Leben leiten. Wo weht die Liebe ſanfter als in der Muſik? Wo ſind die Gefühle zarter, erhabener, majeſtätiſcher? Man ſage

auch nicht, daß Muſik kein wahres Vergnügen geben könne, weil es ein vorübergehendes iſt. Vorübergehend iſt ja alles auf dieſem Erdenrund, nichts iſt ewig dauernd als die Wahrheit und dieſe iſt ja keine Erden- ſondern eine Himmelsbürgerin. Die Muſik veredelt unſer Herz, zähmt unſere Leidenſchaft, leitet uns em- por zum ſchönen Himmel. In ihr würdeſt Du Deine Lieblingswiſſenſchaft, die Mathematik angewendet fin- den. Aber, wirſt Du mir entgegnen: ich lernte ja Gitarre ſpielen. Das heiße ich ſo viel als nichts. Dir fehlt ſchon der Grund und was iſt das für eine Selbſt- unterhaltung, wenn ſo vieles mangelt. Geſetzt auch, daß Du taktfeſt ſeieſt und wirklich viel treffeſt, wirſt Du doch ſehr irren, wenn Du glaubſt, ein guter Lauten- ſpieler zu ſein. Dann fehlt der Vortrag, der ſchöne Vortrag, den man ſich ohne Leitung nie angewöhnen kann, weil man auch all die Feinheiten, die ein anderer, der zuhört, ſo leicht bemerkt, und die leiſe, biegſame Wendung in mancher Stelle vermißt. Ich habe mich da weiter verbreitet als ich wollte. Nichts für ungut!"

Sein Zureden half aber nicht viel.

Nachdem ich allmählich zur Einſicht gelangt, daß ich es als Muſiker nie zu etwas bringen werde, hängte ich die Laute für immer an den Nagel. Ich habe es übrigens oft beklagt, daß ich für dieſe Kunſt ſo wenig Anlage beſitze, und war jedem Senner neidig, der ſo recht aus voller Bruſt ſeine Luſt von einer Bergſpitze über alle Täler hinausjodelte. Übrigens war die auf- gewendete Zeit nicht verloren; mein Geſchmack, die Freude an der Muſik entwickelte ſich und ich ſuchte gern den ſeltenen Genuß trefflicher Tonwerke. Dieſer

Mangel an musikalischem Talent ist um so auffallender, da die Natur mein Ohr für den Rhythmus der Sprache und ihren Klang sehr gut entwickelt hat.

Den Versuch tanzen zu lernen, gab ich vorläufig auf, selbst dem elastischen Walzer, wo der Leib ganz vom Takt getragen wird, mußte ich entsagen, denn ich stampfte meiner Dame entweder auf den Fuß oder ruderte sie in eine Ecke. Dennoch war ich stark und kräftig, durch das Bergsteigen so gewandt, daß es mir im Sprung oder Lauf kaum jemand zuvortat.

In ein neues Geleise brachte mich die Religiosität. Zwar war ich bisher stets gläubig geblieben; ich zweifelte an keinem Dogma des Katholizismus und erfüllte alle Forderungen desselben in bezug auf Kirchenbesuch und Beichte. Allein ich tat es nur, weil es so hergebracht war und wurde bloß äußerlich berührt, wie gar manche, die ohne Nachdenken Katholiken bleiben, weil sie einmal in dieser Religion geboren sind. Solche Gewohnheitsmenschen sind eigentlich vielen Priestern am liebsten; sie rauben dem Klerus nie den Schlaf, verursachten ihm durch keinen Skandal Sorge und verfehlen den breitgetretenen Pfad zum Himmel nicht.

Mir stiegen wegen meiner Verliebtheit Bedenken auf. Ich weiß nicht mehr, was dazu den nächsten Anlaß gab; vielleicht das Lesen der Bekenntnisse des heiligen Augustin, genug: sie waren aufgestiegen. Ich beschloß, mich in der Beichte Rates zu erholen. Wär' ich auf einen Geistlichen alten Schlages gestoßen, dieser hätte die Sache als das aufgefaßt, was sie war, und mich klug aus der Torheit weggeleitet. Dem von mir gewählten war aber Christus nicht christlich und der Papst

nicht päpſtlich genug. Jetzt ſind ſolche Eiferer zahlreich und mächtig; jene guten Greiſe, die den Menſchen Menſchen ſein ließen, wankten allmählich dem Grabe zu. Mein Beichtiger war ſogleich von der ungeheuren Sündhaftigkeit meines Tuns überzeugt, verſagte mir die Abſolution, wenn ich nicht ſchleunigſt dieſes Treiben aufgebe und beſtellte mich nach acht Tagen zur Generalbeichte, wo ich über mein ganzes vergangenes Leben Rechenſchaft ablegen ſollte. Um mich vorzubereiten, lieh er mir verſchiedene Bücher. Ich erſchien ganz zerknirſcht. Von nun an wurde ich ein Mucker, lief in jeden Roſenkranz, betete nachts mit ausgeſtreckten Armen und auf Scheitern kniend, und kehrte alle acht Tage im Beichtſtuhl ein. Wohl begreifend, daß mich der Schrecken in die Kirche gejagt, aber ſchwerlich dort lange feſthalten werde, machte er mich auf die Schönheit des Gottesdienſtes, die tiefen, myſtiſchen Beziehungen desſelben, die naive Frömmigkeit der Legenden aufmerkſam und richtete all mein Denken und Dichten auf Maria, als das reine Urbild der Weiblichkeit. Ich lernte ſie lieben, wie ein Ritter des Mittelalters jene Prinzeſſin von Byzanz, von der er nicht einmal den Schleier geſehen. Vor Entzückung übertrug ich jeden Reiz, alle Wunder des Lebens auf ſie, die eine Krone von Sternen um die jungfräuliche Stirn, den Mond zu Füßen der Schlange den Kopf zertritt.

Das iſt begreiflich.

Ich war im Alter erwachender Geſchlechtlichkeit. Dieſe nimmt bei poetiſchen Jünglingen zuerſt einen idealen Flug, bis ſpäter eine wahre Liebe Seele und Leib auf dem Weg der Natur und dadurch rein und

lauter erhält. Der Heiligenschein verklärter Himmelsbräute kann nicht den Teufel der Versuchung vom Kopfkissen der armen Mönche verscheuchen; diese Himmelsbräute sind selbst oft nur der Versucher in anderer Gestalt. Die Legenden wissen davon zu erzählen.

Uruntur Cypriis castissima pectora flammis!

steht in der Abtei zu Fiecht unter dem Bilde Benedikts von Nursia und seiner Genossen, die sich in Dornen und Nesseln wälzen, um die Brunst des Innern zu kühlen.

Im Mittelalter, wo diese Strömung allgemein herrschte, wäre aus mir vielleicht ein pater exstaticus geworden; hätte man mich in ein Seminar gesteckt, wo alles Fremdartige hermetisch ausgeschlossen bleibt, würd' ich die Weihen empfangen haben, wie viele andere, um dann, wenn es zu spät, desto schrecklicher zu erwachen. Vor dem äußersten schützte mich jedoch einerseits die Liebe zum klassischen Altertum, diesem Urborn männlicher Gesundheit, andererseits wehten mich die Ideen an, die in der modernen Luft schweben. Gewohnt, einen Gegenstand, den ich ergriffen, lebhaft nach allen Seiten zu wenden, tat ich es auch hier. Mehrere Zweifel tauchten mir von selbst, einige aus Büchern auf. Ich trug sie dem Beichtvater offen vor, dieser suchte sie zu widerlegen, erklärte jedoch, daß schon der Zweifel Sünde sei und mich unabwendbar ins Verderben stürze. Die Kirche wolle den Glauben und nur den Glauben. Da hörte ich einmal: der heil. Paulus habe gesagt, aller Glaube sei aus Gott. Nun brütete ich in finsterer Angst, gequält von der Sorge, außer der Gnade Gottes zu sein. Ich konnte nicht so mir nichts dir nichts glauben, was war zu tun? Wie

sehr mich damals mein Inneres in Anspruch nahm, ergibt sich daraus, daß ich in dieser einzigen Zeit ein Tagebuch innerer Beschaulichkeit führte, denn ich war sonst zu unmittelbar auf das Leben gerichtet, um mich solcher Selbstbespiegelung hinzugeben. Ein Gedicht, das ich darin aufgezeichnet finde, drückt mein Schwanken aus und erinnert mich lebhaft an die Seelenkämpfe jener Tage. Ich weiß mich an die Entstehung noch wohl zu erinnern; an einem herrlichen Fronleichnamsmorgen ging ich auf dem Rennplatz spazieren und hörte von fern das Gebet der Festprozession.

Ach ich habe schweren Kampf gerungen,
Da kein Freund mein stummes Weh verstand,
Und von schwarzer Traurigkeit bezwungen
Mir die Kraft, des Lebens Mark, entschwand.

Einsam war ich, trug die grimmen Qualen
In die Öde, in den dunkeln Wald,
Wie in Ruinen, wie in Grabeshallen
War's in meinem Busen leer und kalt.

Doch gesprungen ist die Eisesrinde
Und gewendet kalten Schweißes Pein,
Nach dem Fluch, der schwer wie eine Sünde
Auf dem Herzen lag, glänzt Sonnenschein.

Endlich kehrt der fromme Glaube wieder,
Bringt die Hoffnung und die Liebe mit,
Nichts mehr drückt den freien Geist darnieder,
Der in Schwermut Todesqualen litt.

Gott, ach Gott! nun kann ich wieder flehen,
Da von mir der düstre Wahn entschwand
Und die Seele nun mit schweren Wehen
Sich der frechen Höllenfaust entwand.

Nicht mehr drängen mich die wüſten Sorgen,
Schnell entfloh der Traum wie Wahnſinnstrug
Und es weckt Natur, ein Schöpfungsmorgen
In des Peters Bruſt den Seraphflug.

Und vertrocknet ſind die heißen Tränen
Wie der Tau der Morgenſonne weicht,
Nur von Ahnung, nur von ſtillem Sehnen
Iſt die bleiche Jünglingswange feucht.

Und im Buſen keimen heilig Triebe
Wie im Herz der reinen Gottesbraut,
Weil ſie milde ſtrahlt, die Himmelsliebe,
Wird nicht mehr des Fluches Stimme laut.

Da führte mir der Zufall oder ſoll ich es Schickung nennen? — eine Geſchichte der Reformation in die Hand. Wie ſtaunte ich bei den Männern jener Zeit ähnliche Zuſtände zu treffen, wie ſie mir jetzt ſo viel Pein verurſachten. Ich erwarb einige Schriften Luthers und ſeine Bibelüberſetzung. Sie beſchäftigte mich Tag und Nacht. Zu meiner Überraſchung entdeckte ich, daß gerade jene Dinge, die mir an der katholiſchen Religion zweifelhaft erſchienen, von den Reformatoren verworfen wurden, während der Glaube an Chriſtus und das Heil in und aus ihm den Angelpunkt ihrer Lehre bildeten. Der Roſenkranz des Beichtvaters vermochte nicht mehr mich länger zu feſſeln; ich wurde allmählich aus einem frommen Schüler ein Gegner, erſt ſchüchtern, bis ich mit ihm auf Mord und Brand disputierte, daß Luther und Eck eine Freude gehabt hätten. Weil ich ſeiner Theologie die klaren Worte der Bibel, wie ich ſie auffaßte, entgegenhielt, gab es keine Verſöhnung mehr; ich ſtand auf einem anderen Boden.

Voll Freude teilte ich meinen Fund Wildgruber und einigen Freunden mit. Im Jahre 1838 am 10. Dezember um 2 Uhr nachmittags nahmen wir mit tiefer Bewegung das Abendmahl unter beiden Gestalten. Von jetzt an versammelten wir uns immer in meiner Stube, wo ich das Bild Luthers aufgehängt hatte. Das Unheil folgte aber bald. Einer meinte seinem Haß gegen die vor kurzem zu Innsbruck angesiedelten Jesuiten tatsächlichen Ausdruck geben zu müssen, und besudelte nachts ihr Kloster auf sehr unanständige Weise. Man lauerte ihm auf, ertappte ihn, und er erkaufte Straflosigkeit durch Verrat. Da die Ferien bereits eingetreten waren, hielt man es für klüger, kein Aufsehen zu machen, und unterließ die weitere Anzeige. Als ich nach Innsbruck zurückkehrte, fand ich daselbst meinen Koffer, den ich vorausgeschickt, erbrochen und alle auf Religion bezüglichen Briefschaften weggenommen. Meine Quartierfrau behauptete stets fest, nichts davon zu wissen, und so liegen diese Schriften vermutlich noch in den Akten der santa casa. Ich selbst wurde mit keinem Worte behelligt, dafür nahm man Wildgruber ganz besonders ins Gebet, so daß er sich richtig zum katholischen Theologen bekehrte und 1853 zu Feldkirch als Priester starb. Aus dem kleinen Nachlasse stellte unser Freund, der Gymnasialprofessor Otto Vorhauser, ein Bändchen Gedichte zusammen, nicht gerade bedeutend, aber ein liebes Andenken für seine Freunde.

Wildgrubers Zustand nach diesen Kämpfen deutet der folgende Brief an, er deutet an, wie tief diese Kämpfe gingen und sichert ihm wohl die Teilnahme

und das Mitleid jener, die innerlich ähnliches erlebten.

L. F.! Es iſt wohl eine geraume Zeit ſeit jenem Tage dahingegangen, wo ich Dich das letzte Mal ſprach und wir uns gegenſeitig gelobten, Menſchenwohl zu gründen und zu fördern, in welchen Kreis uns auch die Vorſehung hineinführe. Eine lange Zeit! Zwar wollte ich Dir voriges Jahr öfters ſchreiben, doch —. Aber ich will es jetzt tun und mich vorerſt für die Grüße bedanken, die Du mir öfters ausrichten ließeſt, wenn ſie nicht jene ſchon entgegnet haben, die Dir antworteten. Auch jene *ἐπιστολὴ ἐγκυκλική* mit den drei Liedern habe ich durch die Hand meiner Freunde empfangen. Das letzte aus dem „Studenten" ſprach mich mächtig an und weckte in mir Rückerinnerungen der vergangenen Tage — ſchöne Tage frohen Aufſchwunges und begeiſterten Sanges. Ja was da in früherer Zeit mich gehoben, das klang wieder in der Seele, als ich das Lied las und wieder las. Schöne verfloſſene Tage — aber auch Tage des Widerſpruches, fürchterlich kontraſtierend gegen das Leben! Mir graut vor der Erinnerung wie wir da ſtanden, mit dem Hochgefühle in der Bruſt gegenüber der kalten, toten Menge. Und da war es die heilige Dichtkunſt, nach der wir die Arme rangen und Troſt im Kampfe erhielten. Doch auch dieſe ſchöne Zeit — ach in der ſchönſten Blüte erſtarb ſie; denn ein ertötendes Element drang durch. Du kennſt es, glaub' ich; denn man ſagt, du ſeieſt nicht mehr, was du geweſen und ich geweſen und noch einer. Ha! Glück auf zum neuen Tagewerke! Sag an, Freund! iſt es wahr? Ich habe mich losgeriſſen oder beſſer nicht ich,

sondern der erwärmende Strahl, der da von oben herab das verkehrte Herz durchbricht, der Frühlingshauch, der die Schollen zertrümmert und neues Leben schafft rundum. Ach, wie ich noch draußen stand, da war es Winter ringsumher — eine weite erstorbene Gegend, Stürme rasten und unheimlich war's überall. Aber in den Schoß der Mutter zurückgekehrt, wie ruht sich's da so sanft, keine Trauer mehr, als beim Gedanken, daß noch draußen vom Sturme herumgetrieben werden, die meinem Herzen so teuer sind. Man sagt auch, der andere sei auch anders geworden, — und Du? — Nur ein Wort als Antwort! — — — —

Seit jenem Tage, den ich oben erwähnt, hab' ich viel gelesen und studiert und auch das Leben hat mich wacker abgebeutelt; aber ich bin zufrieden, hoch zufrieden. Voriges Jahr wie Du vielleicht von Rothmiller weißt, haben wir Odyssee und Hebräisch, heuer im ersten Semester Plato und Hebräisch privatim betrieben, im zweiten machen Vorhauser, Weiler, Wasserer, Kolb und ich Herodot und Hebräisch. Andere haben sich zu anderen Zwecken vereint; es herrscht heuer ein rühriges Leben da. — — Um Ostern wirst Du schwerlich hereinkommen, wie Meister Ignatz Schöpf einmal sagte, daß du nach Bozen wollest. So wünsche ich Dir schriftlich ein frohes Halleluja und erinnere Dich noch zum Schlusse, daß ich eine baldige Antwort sehnlichst erwarte. Indes lebe wohl.

Briren, 21, 3. 42.

Dein Freund

Adolf Wildgruber.

Von Spionen überwacht wagten die wenigen, welche dem Bunde treu blieben, nicht mehr, die Zusammenkünfte fortzusetzen, sondern jeder feierte zu einer verabredeten Stunde das Abendmahl für sich in der Erinnerung an die Genossen und im Gebete für alle. Endlich löste die Zeit auch diesen unsichtbaren Verein und jeder ging für sich den Weg, zu dem er berufen war.

Ich hatte mich allmählich über diese Seelenstimmungen hinausgelebt, so wie ich auch die Versuche, die Wildgruber wagte, nicht beachtete. Er schrieb, ohne mich zu fragen, unter meinem Namen an den bekannten Romanschriftsteller Spindler; wenn sich in dessen Nachlasse ein solcher Brief findet, so ist er nicht von mir. Ich ließ daher die Verbindungen, welche ich im Auslande behufs eines Übertrittes angeknüpft, wieder fallen, gewiß nicht zu meinem Schaden, denn ich hätte im orthodoxen Luthertum schwerlich eine Heimat gewonnen; der protestantische Geist, den man so oft heraufbeschwört, ist eben nicht der Geist des Protestantismus, er verneint diesen als Religion und religiöse Genossenschaft gerade so wie den Katholizismus; Luther würde ihm als dem Teufel das Tintenfaß zwischen die Hörner werfen und seinen Anhang mit dem Antichrist in die Hölle verfluchen. Er ist als kritischer Geist, vor dem keine Autorität besteht und bestehen kann, nicht der Sohn der Reformation, sondern der Renaissance.

Was ich außerhalb der Kirche suchte, war innerhalb derselben zu finden, wenn ich es bedurfte. Durch die Erschütterungen der Reformation fielen nur einzelne Mörtelbrocken von dem alten gewaltigen Bau,

deſſen lockere Quadern durch das Konzil von Trient feſter verbunden wurden. Das Prinzip der freieren Forſchung war in und neben ihr ſtets vorhanden, es war als Gegenſatz notwendig, daher bemühten ſich die Prieſter vergebens, es durch alle Schrecken der Inquiſition auszurotten. Der Proteſtantismus iſt nur eine Epiſode des Chriſtentumes, ob jetzt ſchon fertig, wie Lagarde ſagt? mögen andere entſcheiden. In England wenden ſich viele zum verlaſſenen Schafſtalle; mächtig und mächtiger ſchwillt die katholiſche Bewegung in Nordamerika, Europa liegt vor unſeren Augen, das Feld Petri bietet in einer Zeit wo alles ſchwankt, manchen einen ſicheren Ankergrund. Wer hätte in den Tagen Voltaires, der Enzyklopädiſten, des Febronius das gedacht?

Mein Weg führte nicht nach Rom zurück; dieſe inneren Kämpfe hinterließen jedoch heilſame Wirkungen. Sie vertieften mein inneres Leben, erweiterten mein geſchichtliches Verſtändnis und eröffneten Perſpektiven, die ich nie geahnt hätte. Was ich hier andeutete kann Einſichtigen genügen, es weiter auszuführen iſt nicht am Platze, ſo ſehr der Gegenſtand verlocken könnte.

Treu geblieben iſt mir nur das Büchlein De imitatione Christi, dieſer ſtille Freund unzählbarer Menſchen. Profeſſor Heidegger lieh es mir, auf meine Bitte durfte ich es behalten. Es enthält eine Summe tiefer Weisheit und Lebenserfahrung, mir iſt es auch pſychologiſch intereſſant. Alles atmet Ruhe und Frieden, wer aber genauer zuſieht, ahnt bald, daß ein leidenſchaftliches Gemüt erſt nach heftigen Kämpfen und inneren

Krisen zu dieser Ruhe gelangte. Wer es einmal kennen gelernt, schlägt es gern wieder auf, jeder Spruch, den das Auge zufällig trifft, ist bedeutungsvoll und daher stammt wohl der Glaube, daß Thomas von Kempis jedem antworte, der ihn vertrauend fragen will.

Ebenfalls in dieser Zeit — vielleicht etwas früher oder später — machte ich Bekanntschaft mit dem heiligen Augustin. Mit Recht verliehen ihm Maler ein brennendes Herz als Symbol; aus seinen Konfessionen wehte es mich an, wie der Gluthauch schmelzender Lava; mit Spannung begleitete ich diesen Liebessturm, aber nur selten konnte ich mich besinnen oder ausruhen. Die Dogmatik seiner Rechtfertigungslehre beachtete ich wenig, wohl aber eröffnete sich mir ein großartiger geschichtlicher Ausblick. Nur wenige Jahrhunderte liegen zwischen ihm und Horaz, wie ist jedoch die Weltanschauung der Menschheit in so kurzer Frist völlig umgestaltet, ja in ihr Gegenteil verkehrt worden und diese Wandlung hat Augustin an sich selbst erlebt. In der Jugend besuchte er die Schulen der Rhetorik, erfreute sich an den grausamen Gladiatorenspielen, dann führte er stark und scharfsinnig den Ausbau der Kirche weiter, der zum Teil auf seinen Schultern ruht. Darum sind auch Paulus und er kongenial. Man überläßt diese Dinge fast nur den Theologen, da sie jedoch in manchem Sinne eine typische Bedeutung haben, sollte sie kein denkender Mensch ganz übergehen. Solche Fragen mag die Jugend anregen, erwägen wird sie erst das reifere Alter, das eine Summe aus den flüchtigen Erscheinungen des Lebens zu ziehen weiß.

Wenn ich auf diese Tage zurückblicke, wie zerfahren

und planlos erſcheinen ſie, verloren für jede Entwicklung und doch haben ſie mich in die Tiefe geführt und in die Höhe, weil ich über den Stundenpaß des Tages auf das ewige und ideale Maß der Dinge emporſah und wenn ich auch fehlging, doch nicht im ſchmutzigen Kot zu meinen Füßen liegen blieb!

Auf Heinrich Suſo verwies uns Flir, freilich kannte man damals nur die Bearbeitung von Diepenbrock. Ignaz Schöpf hatte Geld, er kaufte das Buch bei einem Antiquar und wir laſen es alle. Uns entzückte beſonders die Sprache, ſo zart, ſo warm, ſo innig. Bei ihm und den Myſtikern könnten unſere Philoſophen tiefſinnige Ausdrücke entlehnen, wenn ſie ſich nicht bereits eine griechiſch-lateiniſche Terminologie zurechtgeſchnitten hätten. Hier war eine lautere Quelle, für ein reines, edles altes Deutſch, aus der man ſchöpfen konnte, ohne daß man auf Luther wartete, wenn auch die Tragweite ſeiner Arbeit nur blöder Ultramontanismus verkennen kann.

Für Wildgruber übertrug ich den Epiktet. Auch Senecas Schriften gefielen mir ſehr, denn wo hätte die Jugend der Rhetorik widerſtanden? In den Briefen an Lucilus, wo er z. B. die Sklaverei beſpricht, weht ein Zug moderner Humanität. Er iſt ſtellenweiſe breit und wiederholte ſich, doch ſind manche Sätze ſcharf zugeſchliffen, wie Aphorismen. Aber nicht bloß Moraliſt iſt er, die Vorrede zu den questiones naturales erhebt ſich auch zu metaphyſiſchen Ideen oft von großer Schönheit.

Dazu geſellte ſich ſpäter Marc Aurels εἰς ἑαυτόν. Auf der Stirn dieſes hohen Mannes, auf ſeinem ganzen

Weſen liegt ein Schatten von Schwermut und Entſagung wie ihn das naturkräftige klaſſiſche Altertum, das mit Adleraugen in die Welt geſchaut, nicht kannte, und gerade darum paßt dieſer Römer mit den Stoikern nicht mehr in ſeinen Rahmen. Er geht den Chriſten parallel, ſo daß man an nähere Beziehungen dachte, aber er verfolgte ſie als Kaiſer, weil ſie die Pflichten gegen den Staat verweigerten. So regt ſich überall friſches Leben unter Trümmern, aber Niobe ſah ihre herrlichen Kinder am Lichte der neuen Sonne hinwelken.

Die Muſe hat all dieſe Verirrungen und Kämpfe treu begleitet; den Kern dieſer Zeit ſuchte ich in einem jugendlich übermütigen Drama „Ulrich von Hutten“ zu kriſtalliſieren, das aber nicht vollendet wurde, indem ich über den Stoff hinauswuchs, ehe ihn völlig die Form umſchloſſen, ebenſowenig als „Der Student“. Von dieſen Anſätzen iſt freilich ein weiter Weg zu „Fra Seraſico“ und dem „Zaggler Franz“, obwohl ſie ein unſichtbarer Faden, der durch Jahre zieht, verbindet.

Am 31. Juli 1838 hatte ich das Gymnaſium vollendet und wieder den erſten Preis heimgetragen, was damals noch viel galt, während jetzt Knaben und Jünglinge über ſolche Kindereien längſt hinaus ſind und man nur noch alten Eſeln Titel und Orden als Prämien anhängt. Ich hatte mir etliche Gulden von meinem Stipendium für eine Ferienreiſe zuſammengeſpart. Das ſchwarze Samtkäppchen auf dem Kopf, in der grauen Bluſe mit ledernem Gurt marſchierte ich zu Fuß nach München, um dort ein Stück Welt zu ſehen, — etwas anderes als die Tirolerberge. Wichtig war für mich

der Beſuch der Glyptothek. Obwohl ich mich mit den Griechen vielfach beſchäftigt hatte, wehte mich immer etwas fremd an, da leuchtete mir plötzlich in jenen Feſtſälen der Geiſt antiker Kunſt entgegen: das war Leib und Seele. So öffnet uns ein Blick die reichſte Fülle einer ungeahnten Zauberwelt, an deren Türe wir in Nacht und Nebel taſteten, doch muß das Auge dafür gereift ſein. Dem Studium von Meiſtern der Plaſtik und Malerei verdanke ich überhaupt ſehr viel für meine poetiſchen Arbeiten, namentlich weil dort das Maß, ein Hauptgeſetz aller Kunſt, ſozuſagen greifbar waltet und ein Verſtoß gegen das richtige Verhältnis das Ganze oder Teile unrettbar zerſtört.

Zum Schluß will ich noch ein Zuſammentreffen mit König Ludwig I. erzählen. Als ich all die Herrlichkeiten der Stadt bewundert hatte, trieb es mich auch in die Au; man hatte mir geſagt, dort werde eine Kirche im gotiſchen Stil gebaut, für den ich damals als deutſcher Jüngling ſchwärmte. Der ganze Raum war aber ringsum durch Planken abgeſperrt, ſo daß ich nur von außen zum Turm und Giebel emporſchauen konnte. Da kam ein Herr, das Lattentor öffnete ſich, er trat ein, das Studentlein dachte, da könne es auch mit, wurde jedoch von einem Arbeiter barſch zurückgewieſen. Nun wandte ſich jener Herr um und ſagte: „Den jungen Menſchen hereinlaſſen, den jungen Menſchen hereinlaſſen!“ — Und ſo fand ich ſchnell Zutritt. Ich beſichtige die Schiffe und was eben frei war, voll Bewunderung, an den Pfeilern ſtiegen jedoch Gerüſte zum Gewölb' empor. Der Herr betrat die Treppe, das vorwitzige Studentlein glaubte: Dann kann ich vielleicht

auch mit, — wurde jedoch zurückgewiesen. Nun trat wieder jener Herr ins Mittel. „Soll nur hinaufsteigen!“ Ich kletterte hin und her als mache ich Studien wie ein Architekt und kehrte dann in das Schiff zurück, wo jener bereits mit einem Arbeiter, der gebückt vor ihm stand, verhandelte. Ich meinte: Danken mußt du auch! und hätte bald in den Sack gegriffen, um dem Herrn, der gar schäbig gewandet war, ein Sechserl als Trinkgeld in die Hand zu drücken, traute mich aber nicht recht. Nachdem ich mein Sprüchlein vorgetragen, fragte der Herr „Hat's Ihnen gefallen?“ „Freilich!“ rief ich, „so was haben wir in Tirol doch noch nicht.“ — Jener sagte: „Recht, recht!“ und ging lächelnd weiter. Da traten ein paar Arbeiter heran und fragten „Wissen Sie, wer das gewesen ist?“ — „Wie sollte ich den kennen, ich bin ein Fremder und zum ersten Male in München hier.“ — „Das war der König Ludwig!“ — Erstaunt trat ich zurück, denn ich hatte fest geglaubt, so ein Fürst müsse aussehen fast wie die Könige im Kartenspiel, dem Ludwig bewahrte ich aber stets ein treues Andenken.

Den Rückweg wählte ich über Füßen und Paß Fern; leider schleppte ich den Typhus mit, der mich in Kufstein einige Wochen ans Bett fesselte und endlich der Jugendkraft meines Körpers wich. Während der Genesung, wo meine Seele weich und empfindsam besaitet war, machte Jean Paul, dessen Kaskaden sprühenden Witzes und bizarr-originelle Gedanken ich schon früher bewundert hatte, tiefen Eindruck auf mich, ich dachte und fühlte während dieser kurzen Zeit ganz in seiner überspannten Weise und eine prosaische Dichtung

„Der Traum" war in jeder Zeile das Echo ſeiner Manier. Als ich jedoch die volle Geſundheit erlangt hatte, kam mir dieſes Werklein, das ich ſauber in ein Oktavheftlein geſchrieben hatte, ſo bedenklich vor, daß ich es vernichtete. Zu Jean Paul habe ich mich nie mehr gewendet, er widerſprach meinem innerſten Weſen.

Der Übergang zur Hochſchule hatte damals in Öſterreich nicht die gleiche Bedeutung, wie in Deutſchland. Das philoſophiſche Studium ſtand nur wenig höher als das Gymnaſium und ſtellte uns bloß an die Schwelle einiger neuen Gegenſtände: Der Geometrie, Logik, Pſychologie und Metaphyſik, die jedoch nur ſehr oberflächlich vorgetragen wurden; die Profeſſoren, wenn ſie auch das Beſſere erkannten, durften weder rechts noch links abweichen. Die Univerſität ſollte uns nur für die verſchiedenen praktiſchen Berufsarten dreſſieren; man behandelte uns nicht als junge Männer, obgleich wir den Titel „Herr" erhielten, ſondern als halbwüchſige Knaben. Von einer akademiſchen Freiheit war keine Rede. Wir mußten am Sonntag in der alten Jeſuitenkirche dem Hochamt beiwohnen, der Beſuch der Kollegien, wenn man es ſo nennen will, war nach Stunde und Fach genau beſtimmt und ſtrenge überwacht. Die Lehrer riefen uns nach Belieben vor, gaben Noten und zuletzt entſchied eine Schlußprüfung über unſer Los. Freilich brauchten wir kein Kollegiengeld zu bezahlen. Die Schüler des Gymnaſiums und dann der Univerſität ſtammten in der Mehrzahl aus Bauernſtuben, ſie zogen keine Wechſel, ſondern frötteten ſich mit Koſttagen und Monatsgeldern, die ihnen Bürger gaben, durch oder frondeten als Inſtruktoren. Dar-

über ſchwammen als Crême die Söhne der Beamten und des Adels, die ſich mit den Armen nicht gemein machten, wenn ihnen nicht von dieſen der Standpunkt hier und da durch eine wohlgezielte tüchtige Watſche klar gemacht wurde, der dann aber keine Paukereien folgten.

Noch war die Univerſität voll vom Ruhme Schwalts. Wie wenig brauchte es damals, den Ruf eines Gelehrten zu erlangen: Er war ein geſchickter Rechner, trug den Appeldauer ohne anzuſtoßen vor und wurde als großer Mathematiker angeſtaunt, obwohl er von der Analyſe ſchwerlich einen Begriff hatte. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten ihn die Studenten, wenn er, den Schwalbenſchwanz läſſig über den Bauch zugeknöpft, die gelbe Nankinghoſe in den Stiefelröhren zum Bierwaſtl watſchelte, um dort ein Gabelfrühſtück von einem halben Dutzend Würſteln mit Kren und etliche Maß Bier zu vertilgen! Zwei Ökonomen hatten gewettet, wer am Thomasmarkt die größere Sau zum Markt bringe. Der eine führte am Arm unſeren Profeſſor daher und der andere gab ſich überwunden. Schwalt war grob wie ein Salzſack, ohne Anſehen von Geburt und Rang warf er dem unwiſſenden Prüfling Schwamm und Kreide an den Kopf, daß der Staub aufflog. „Sie Kuhloch Sie!“ — brüllte er einem Grafen zu, der auf der pythagoräiſchen Eſelsbrücke ſtolperte. Dieſer rief, ſich beleidigt in die Bruſt werfend „Ich bin Graf.“ — Schwalt ſah ihn verächtlich von oben bis unten an und kehrte ihm mit den Worten den Rücken: „Ja ein gräfliches Kuhloch!“ — Ein anderesmal meldete ſich der Sohn eines Ochſen-

wirtes und beſtand ſchlecht. „Schreiben Sie Ihrem Vater," brummte der Profeſſor unwillig, „er ſolle den Schild nicht mehr erneuern laſſen, ſondern Sie dafür hinaufſtellen, denn ein ſolches Prachtſtück von einem Ochſen bringt doch kein Maler zuwege." — Übrigens war er ſehr gutmütig, liebte die Studenten väterlich und behandelte, weil er Spitaldoktor und ein trefflicher Arzt war, die Kranken gern. Ein junger Menſch, den er von einem ſchweren Leiden hergeſtellt hatte, kam zu ihm und dankte für ſeine Güte. Schüchtern fragte er was er ſchuldig ſei. Da nahm Schwalt ergrimmt ſein Rohr, maß ihm ein paar Hiebe auf den Rücken, daß er heulend zur Türe hinauslief und ſchrie: „Jetzt will mich der Tropf gar bezahlen." Solche Anekdoten erzählte man von ihm häufig.

Der Nachfolger Schwalts war der Pole Stefan Kuczinski, ein feiner eleganter Mann, den man als tüchtigen Lehrer achtete, wenn auch ſein Wiſſen ein beſcheidenes ſein mochte. Wir verehrten und bedauerten ſeine junoniſche Frau, wie ſie neben dem kleinen, buckligen Männlein mit dem ſchwarzen „Potenzenfrack" ſtattlich durch die Gaſſen ſchritt. Die Phyſik demonſtrierte der hochwürdige Michael Heidegger, der Much, wie man ihn ſcherzweiſe nannte, ſchlecht und recht, ſoweit es die Hilfsmittel der Sammlungen geſtatteten. Er predigte auch ab und zu. Da war die Kirche gewöhnlich voll und alles paßte auf, weil er ſich oft in drolliger Weiſe verſprach. Allbekannt und belacht wurde es, als er einmal ſtatt „Maria hatte ein menſchliches Herz" ſagte: „Maria war ein herziges Menſch!" Es charakteriſiert unſere Preßzuſtände, daß dieſe harmloſe Anekdote

beſchlagnahmt wurde. Wir hatten ihn aber dennoch gern, weil er freundlich und gutherzig war. Er wurde bald als Probſt nach Innichen verſetzt, wo er ſtarb. Ihm folgte, wie man ſagte auf Empfehlung des Profeſſors Andreas Ettinghauſer, der große Stücke auf ihn hielt, Anton Baumgartner, geboren 1817. Später ging er zur Mathematik über, es liegt keine wichtigere wiſſenſchaftliche Leiſtung von ihm vor; erwähnen kann man ſeine barometriſchen Höhenmeſſungen und einen kleinen Aufſatz in den Berichten des naturwiſſenſchaftlichen mediziniſchen Vereines (VII. Jahrgang 1876, 1. Heft S. 116—121). „Über die Töne, welche durch Reflexionen von Geräuſch mit gleichmäßig geordnetem Schallfelle entſtehen.“ Man hielt ihn für einen tüchtigen Rechner, daß er fleißig ſtudierte, zeigt ſeine Bibliothek von beiläufig 4000 Bänden, die er der Univerſität vermachte.

Schön und kräftig, wie er war, hatte er großen Erfolg bei den Frauen; zumeiſt hielt er ſich an die ſeiner Quartiergeber. Es ließe ſich da manche Geſchichte erzählen. — Im Jahre 1848 wurde er Oberleutnant bei der Innsbrucker Studentenlegion und dann mit einem Orden ausgezeichnet. Offiziere äußerten, er habe ſich vorzüglich zum Soldaten geeignet. Später kränkelte er und wurde zur Überraſchung aller Bekannten — kirchlich gläubig: eine fromme Frau ſoll ihn bekehrt haben. Erwähnen will ich noch, daß er durch mehrere Jahre der Vorſtand der Gymnaſialprüfungskommiſſion war. Am. 30. September 1880 ſtarb er zu Meran, wo er ſeinen Aufenthalt genommen, dort liegt er auch begraben. Die Vorleſungen über Naturgeſchichte waren

570493 A

ſo mittelmäßig, daß ich ſie nur mit Unluſt anhörte. Am Schluſſe des Semeſters genügte mir ein Tag, um mich auf die Prüfung vorzubereiten und ich erhielt ſtets eine gute Note.

Die Weltgeſchichte leierte uns nach der bekannten öſterreichiſchen Schablone der hochwürdige Ingemin Weber vor. Matt, geiſtlos, wie ſeine ſchwarzen Kanonenſtiefel! Während ſeiner Stunde exzerpierte ich die Geſchichte der Philoſophie von Hegel und trieb allerlei Allotria. Einmal mußte ich bei ihm die Religionsprüfung machen. Ich ſtudierte damals fleißig das Neue Teſtament. Als ich nun aus den Briefen des Apoſtels Paulus Stellen griechiſch vorbrachte, lächelte er und ließ mich laufen. Wenn ich mich recht beſinne, verſcholl er als Dekan von Hall.

Als Supplent der Philoſophie beſtieg ein neugebackenes Herrlein aus Wien die Kanzel: der Böhme Ignaz Joſ. Prohazka. Er war hübſch, galant, harmlos, er tat uns nichts zuleide und wir ihm auch nicht. Für den Unterricht in der Logik ließ er große Tafeln drucken, Barbare, Falapton und ſo weiter; ich benützte ſie als Scheiben für die Piſtole. Er kehrte im nämlichen Jahre dorthin zurück, woher er gekommen. Als ich Mediziner war, begegnete er mir zu Wien. Sogleich lud er mich ein, ihn zu beſuchen. In ſeiner Wohnung verriet er mir, daß er eine philoſophiſche Wochenſchrift herauszugeben gedenke. In Wien! O weh! Mir zuckte es in den Füßen wie bei einem Walzer von Lanner oder Strauß. Er lud mich zum Mitarbeiten ein, ich ließ mich aber nicht mehr ſehen. Dann beſtieg Prohazka allerlei Sättel, auch den der

Politik, wo er ſich in den Kämpfen der Deutſchen und Tſchechen einige Ehre holte.

Für die Vorleſungen über die Metaphyſik ſchickte man uns den Herrn Joſef Jäger, der ausſah wie ein Damenſchneider. In der erſten Vorleſung kündigte er ſich mit großem Selbſtbewußtſein an: „Seine Majeſtät, unſer allergnädigſter Kaiſer haben mich heraufgeſchickt um Licht zu verbreiten, wo Finſternis war!“ Allgemeines Murren und Stampfen. Dieſe Anrede war echt wieneriſch, in der Reichshauptſtadt hielt man uns manchmal noch für armſelige Provinzler, etwa wie der bekannte Waſtl in der Operette. Jäger war der Verfaſſer einer Geſchichte in nuce ad usum Delphini, wo alle Syſteme bis auf Hegel kurz über das Knie gebrochen wurden. Ich hatte den Mann bald los. Schnell las ich einige Handbücher, um ihn zu hänſeln und vor der Schule in Verlegenheit zu ſetzen. Das gelang mir mehrmals. Er hatte ſich endlich unmöglich gemacht und mußte abziehen. Nach etlichen Jahren fand ich ihn auf dem Verdeck eines Donaudampfers. Er war ein Sokrates: Sein Weib keifte, etliche Rangen kletterten an ihm auf und ab. Ich bedauerte ihn von Herzen. Die Geſchichte der Philoſophie kennt Jäger und Prohazka nicht. Sie ſind verſchollen; einiges enthält das Lexikon von Wurzbach über ſie; einiges aber — mehr als genug.

Bald jedoch gewann ich lebhaftes Intereſſe an der Philoſophie ſelbſt, ich ſchämte mich vor der Erhabenheit des Gegenſtandes meiner Kindereien und beſchäftigte mich eifrig mit Plato, Fichte, dann aber vorzüglich mit Schelling und Hegel, deſſen Geſchichte der Philoſophie

ich fleißig und vollständig erzerpierte. Ich stand lange unter dem Eindruck seiner Weltanschauung und Ausdrucksweise, wie sich aus verlorenen ästhetischen Aufsätzen nachweisen ließe. Die Kette seiner Syllogismen brach, als ich mich ernstlich den Naturwissenschaften zuwendete. Jetzt gilt er als abgetan, aber wie viel ging von ihm in unsere Bildung über und deswegen muß die Zukunft schon geschichtlich auf ihn zurückgreifen. In diesen zwei Jahren lernte ich auch Schiller und dann Goethe näher kennen. Der Einfluß Schillers war allerdings begeisternd, namentlich entflammte mich das Pathos seiner Lyrik, er verschwand aber nahezu, sobald ich Goethe in die Hand bekam. Hier traf mich auf den ersten Blick die nahe Verwandtschaft mit den Alten, welche ich durch ihn, so wie ihn durch sie noch besser verstehen lernte.

Auch die französische und italienische Literatur traten in meinen Gesichtskreis, leider fehlte es mir an Geld, um Lehrer lange zu bezahlen. Mit den Grundzügen der französischen Grammatik machte mich der hochwürdige Sandbüchler bekannt, diese bête noire des Pfarrwidum, wo man ihm seine harmlosen Galanterien nach dem Vorbilde der abbées sehr verübelte. Dann las ich Voltaires Louis XIV. und Charles XII., die neuere und neueste Litteratur blieb mir bis auf die Namen unbekannt; im kleinstädtischen Innsbruck trug auch niemand Verlangen danach. Von den Italienern schätzte ich Tasso, Metastasio, Alfieri, Goldoni; im Sprechen übte ich mich mit einem italienischen Studenten, der von mir deutsch lernte. Niccolini, Prati, Berchet, Giusti, Guerazzi waren als nicht zensurkoscher —

taref, wanderten aber zu Trient und Roveredo unter den Schulbänken von Hand zu Hand. Das Engliſche habe ich damals nur flüchtig berührt.

Mit dem Schluß des zweiten philoſophiſchen Kurſes hatte ich meine Standeswahl zu treffen. Längſt für die Medizin entſchieden, mußte ich, weil ich keine Mittel zur Reiſe nach Wien beſaß, in das Jus wandern, wollte ich nicht nach Brixen in die Theologie, was ſo viel geheißen hätte, als mich auf den Kopf ſtellen. Alſo in das Jus! In dieſen zwei Jahren ſtudierte ich eben nur ſo viel, um nicht ſchlechte Noten zu erhalten und der Trommel nachlaufen zu müſſen. Nicht, daß ich die Rechtswiſſenſchaft verachtet hätte, ich blätterte gern im Corpus juris und wußte die Logik und Schärfe der Begriffsunterſchiede des römiſchen Rechts wohl zu würdigen. Doch verleideten mir die Profeſſoren das Fach. Sie waren nur dazu beſtellt, uns zu künftigen k. k. Beamten zu dreſſieren und erfüllten durchſchnittlich dieſe hohe Miſſion pflichtgetreu. Ich hatte aber keinen Beruf dazu und mochte, beſonders wenn ich an meinen Vater dachte, lieber Vogelſcheuche auf einem Kirſchbaum werden.

Den wuchtigen Joannes C. Kopatſch mit ſeiner ſpeckigen Stimme habe ich im „Studenten" faſt wortgetreu angeführt.

Das höchſte Ideal, das er uns ſtets vor Augen ſtellte, war „ein Brot im k. k. Staatsdienſte". Von Wiſſenſchaft kein Dunſt. Etwas beſſer war der zierlich geſchniegelte Joſef Waſer, der es mir freilich übel nahm, daß ich wie Sand auch im Winter mit offenem Hemdkragen umlief, während er den ſiebenfachen Bruſt-

latz österreichischen Bewußtseins umgeschnallt trug. Er heiratete die Tochter des einflußreichen Präsidenten Jenull, eines pedantischen Bureaukraten gewöhnlichsten Schlages, dem man nachsagte, daß er die geheime Polizei in höheren Gesellschaftskreisen besorge; man nannte auch die Summe, die er jährlich für diesen Liebesdienst bezog. Der Schwiegersohn brachte es zu hohen Ehren, zur Exzellenz und starb hochbetagt in Graz, sein Name bleibt jedoch unvertilgbar mit dem Prozesse gegen den freisinnigen Bauer Konrad Deubler verflochten; dieser sowie die Verurteilung G. Schönerers gehört zu den dunkelsten Flecken in der Geschichte Neuösterreichs, die überhaupt nicht viel Ruhm und Ehre bietet.

Sehr belangreich war diese Zeit für mich als Mensch. Auf den juridischen Schulbänken in einem Pack Kräutern wühlend, die ich zur Zerlegung während des geisttötenden Vortrags mitgeschleppt, wurde ich mit Adolf Purtscher bekannt. Geboren 1819 zu Lienz im Pustertale als Sohn des Landrichters verbrachte er dort die Kinderjahre, bis er für die Gymnasialstudien im Kosthaus der Benediktiner zu Meran untergebracht wurde. Der Vorstand desselben war Albert Jäger, der ihm stets ein treuer Gönner blieb und ihm auch später eine Unterstützung von seite des Gouverneurs Grafen Clemens Brandis verschaffte. Erst religiöser Schwärmer, erwarb er sich große Kenntnisse in der griechischen Literatur, zog Homer und Plato, von denen er lange Stellen auswendig wußte, allen vor und vertiefte sich dann in Hegel, dessen Werke er, besonders die Phänomenologie gründlich durchgedacht hatte.

Mit der innigsten Liebe hing er an seiner Heimat

und man hörte ihm gerne zu, wenn er seine Jagdabenteuer und Bergfahrten, verklärt von den Farben einer reichen Phantasie erzählte. Da röteten sich seine blassen Wangen, unter der hohen Stirne loderte das blaue Auge und die kraftvolle Gestalt schien gehoben durch die innere Bewegung.

An freien Tagen stieg er gern im Hochgebirge herum, übernachtete manchmal auf Almen und las den Sennern am Herd, wo die Molke brodelte, aus der Odyssee vor, hocherfreut, wenn sie in jenen uralten Zuständen die eigenen, im wackern Eumäos ihr Bild erkannten. Nicht selten machten wir gemeinsame Ausflüge. Welcher Anstrengung wir fähig waren, beweist ein Übungsmarsch über die Frau Hitt, einen Grat von 7000 Fuß Höhe, durch das wilde Gleirschtal in die Scharnitz und von der Scharnitz, wo wir schnell einen Schöpsbraten verzehrten, nach Innsbruck zurück. Aufgebrochen waren wir um 6 Uhr früh und erreichten die Stadt um 4 Uhr morgens wieder. Wir waren also die Essenszeit abgerechnet 21 Stunden teils im rauhesten Gebirg geklettert, teils auf der Landstraße gegangen. Als ich vormittags in die Schwimmschule kam, saß Purtscher bereits nackt hoch droben rittlings auf einem Balken, unter ihm ein Haufen nackter Jünglinge, die wie Frösche halb aus dem Wasser gestiegen waren, um die Erzählung unserer Fahrt anzuhören. Wir fuhren zusammen auf der Donau nach Wien um Medizin zu studieren. Von seinem Leben in der Großstadt weiß ich wenig zu erzählen, gern spielte er in einem Kaffehause auf der Landstraße Billard, immer umsonst, denn er übertraf jeden Gegner. Im Frühling und Sommer

machte er gern Ausflüge, kam er abends in die Kneipe, so legte er uns wohl eine seltene Pflanze von der Türkenschanze oder vom Kahlenberg vor und lächelte, wenn wir sie zu bestimmen suchten.

Einmal erkrankte er an einer heftigen Halsentzündung. Wir wachten abwechselnd bei ihm. Da hatten wir einen Kollegen, dem wir nach Studentenweise einen Spitznamen beilegten. Gstraun-Hammel! Ich las nun Purtscher aus der griechischen Apokalypse vor und bei der Stelle „*Εἶδον ἰχτῆς θαλάσσης θηρίον ἀνάβαινον*“ ging plötzlich die Tür auf und jener trat ein. Der Kranke brach in ein schallendes Gelächter aus und war geheilt, weil der Eitersack sich entleerte.

Um Kunst und Kunstsammlungen kümmerte er sich wenig.

Mädchen blickten dem schönen Mann wohl nach, wenn er vorbeistreifte. Er hatte jedoch für die Frauen nur Spott oder trotz seiner Sittenreinheit einen zynischen Witz. Das Jahr 1848 warf ihn in die Politik. Man möge bei Wurzbach, der aber vielfach ungenau ist, lesen, wie ihn der Minister Kraus abfertigte; seine Reden, in welchen er die Aufhebung des Adels beantragte, teilt Helfert mit. Mehr Phantasie als Verstand! Nach der Sprengung des Reichsrates flüchtete er aus Kremsier nach Schlesien. Als der Aufstand in Wien unterlegen war, wandte er sich an die Regierung, ob er ungefährdet nach Tirol zurückkehren dürfe. Er bekam den geringschätzigen Bescheid: „Man werde sich um ihn nicht kümmern“.

Nun ging er nach Windischmatrei, wo er sich als

Arzt anſiedelte und bald großes Vertrauen genoß. Da befiel ihn unerwartet ein tückiſcher Typhus, der ihn ſo ſchnell wegraffte, daß man von Vergiftung munkelte.

Er war auch Dichter. Manches von ihm enthalten die „Frühlieder", auch in der „Iris" von Gabriel Seidl begegnet er uns. Dieſer äußerte ſich in einem Artikel über ihn mit vorzüglichem Lob und hob die treffliche Charakterzeichnung mit beſonderem Nachdruck hervor.

Ich beſitze das Bruchſtück eines erzählenden Gedichtes. das ich hier mitteile:

. . . O ſchwerlich greift ein Ohr
den hehren Einklang glücklich je heraus,
Wenn ob der Erde ewigem Verließ
Und ihrer Klagen ewigem Gebraus
Gleich ewig die beſchwingten Harmonien
Der Engel hoch und hehr vorüberziehen
Zugvögeln gleich, den raſchen, nimmermüden,
Die überm Land in neblicht weiten Fernen
Nach ſchönern Welten, glücklicheren Sternen
Mit mild'rer Luft, voll Licht und Frieden,
Ohn' einen Frageblick herabzuſenken
Die ſehnſuchtſtraffen Silberflügel ſchwenken.
Tief unten horcht der kranke Wandersmann
Dem traulichen Gezwitſcher über ſich,
Er hebt das Haupt wie forſchend hoch hinan,
Er ſucht im Blau der Karawanen Strich,
Er fühlt tiefinnerſt aus dem Herzen drinn
Den warmen Lebensſpringquell aufwärts ſchießen
Zwei einſam ein'ge Röslein zu begrüßen,
Die eine tröſtend milde Gärtnerin
Die Hoffnung an die kummerbleichen Wangen
Vielleicht zur letzten Fahrt ihm aufgehangen; —
Er ſtrebt empor, die Augen hell geweitet,

Er winkt, sie seh'n nicht, was er unten deutet,
Er ruft laut schluchzend: „Nehmt mich mit hinauf
Ihr Himmelspilger dort!“ und überzählt
Das Tränenfährgeld in die bessere Welt, —
Es ist zu wenig, hemmt nicht ihren Lauf, —
Willkomm von ihnen, Landungsruf von drüben —
Aus flügel-offnem Paradies ein Strahl —
Das hört er noch, das sieht er noch im Trüben —
Und hört nichts mehr und sieht nichts mehr zumal.
Die Hände, erst noch hoch emporgerungen,
Versinken langsam jetzt in seinen Schoß,
Erstorbnes Lächeln, süß wie Dämmerungen
Und voll Zufriedenheit mit seinem Loos
Umspielt des Märtirers halb offnen Mund.
Doch niemand, wenn nicht Heilge ungesehen, —
Kniet bei dem Toten in geheimen Wehen
Mit feuchtem Auge auf der Straße Grund.

Er war groß, von riesiger Kraft und vollendeter Schönheit, die Muskeln jedes Gliedes durch beständige Gymnastik zu plastischer Rundung ausgewirkt, Gesicht und Leib glichen auffallend jener prächtigen Statue des Herkules Farnese, der auf die Keule gelehnt ruhig vor sich hinblickt. Konnte er wochenlang fasten wie ein Asket, so war er auch wie ein römischer Gladiator imstande, Kugelpyramiden von Knödeln unter Dach zu bringen. Wein trank er nie. Die Wäsche trug er stets reinlich, doch war seine Kleidung im ganzen sehr vernachlässigt.

Die Nachricht von seinem Tode erschütterte mich tief, wehmütig gedachte ich jenes Verses der Iphigenie: „So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!“

In jenen Jahren entwickelte sich überhaupt, — gleichsam ein Vorspiel von 1848, — reges Streben

unter der Jugend; keine äußere Gunst förderte es, wohl aber lauerten argwöhnisch die Spitzel, wie der Teufel auf eine Seele.

Es gelang mir, viele brave Jünglinge zu einer Gesellschaft zu vereinigen, deren Zweck teils edlere Unterhaltung im Gegensatze zu burschikoser Roheit, teils wechselseitige Anregung in Kunst und Wissenschaft sein sollte. Besonders hob ich in der am 14. April 1841 im Löwenhause gehaltenen Eröffnungsrede den Wert des Studiums der altdeutschen Literatur für das Erwachen des Vaterlandsgefühles hervor und auf meinen Vorschlag wählte die Gesellschaft den Namen der Nibelungen. Wir versammelten uns wöchentlich einmal; Johann Malschedl genannt Alpenburg, der auch dichtete und dann Sagen aus Tirol veröffentlichte, damals Besitzer des Schlosses Büchsenhausen, räumte uns bereitwillig den Rittersaal ein; es wurden Vorträge der verschiedensten Art gehalten, Musik und Deklamation erheiterten die Abende und immer mehr Teilnehmer schlossen sich an, so daß schon die Polizei zuschlagen wollte. Dies verhinderte der vielgelästerte Graf Brandis, Statthalter von Tirol. Mag man über die Richtung dieses Mannes, eines entschiedenen Hochtorys und Jesuitenfreundes, denken wie es beliebt, so muß man doch zugeben, daß er Sinn für geistiges Leben besaß, den er vorzüglich durch Unterstützung talentvoller Jünglinge bewies, und für das Land, zu dessen ältestem Adel ihn sein Stammbaum gesellte, ein warmes Herz hatte. Auch auf historische Studien verwandte er viel Zeit; er ließ manches drucken, so eine Geschichte Friedrichs mit der leeren Tasche. — Lieber ein Aristokrat

von Charakter, als ein Bureaukrat, der in allen Farben ſpielt, nach oben kriecht und nach unten tritt, oder gar ein Plutokrat, deſſen einzige Bildung im Handhaben der Schere beim Abſchneiden der Kupons beſteht! Man vergeſſe nie, daß jeder, der eine beſtimmte Richtung vertritt, wenn wir auch dieſe Richtung von unſerem Standpunkte aus bekämpfen, vor Gott und Menſchen Achtung fordern darf.

Großen Beifall erntete mein Vortrag über das Nibelungenlied; der Aufſatz liegt mir noch vor, eignet ſich jedoch nicht zum Drucke, nur den Schluß will ich, um die Beſchaffenheit des Ganzen erſichtlich zu machen, hier anfügen:

„Ich könnte, nachdem ich Entſtehung, Inhalt, Männer und Frauen, die alle ein tragiſches Schickſal verſchlingt, geſchildert, nach Sitte der Äſthetiker und Kritiker noch allerlei Gemeinplätze anbringen; ſei mir dafür am Ende ein Gleichnis geſtattet. Raphael malte Fresken in einer Villa. Sein großer Nebenbuhler Michelangelo trat, als er abweſend war, hinein. „Der ſoll nicht mehr weitermalen!“ rief er und nahm eine Kohle, welche ihm zufällig vor den Füßen lag, auf. Er ſann; da flammte ſein Blick und plötzlich riß er mit kühnen Zügen die Skizze eines Rieſenhauptes an die Wand. Raphael kam und ſchaute bewundernd und ſchaute, — er legte den Pinſel weg und ließ die Wand unbemalt. Sie kennen Ilias und Odyſſee, Sie kennen die klaren, farbenhellen, vollendeten Bilder der Griechen, ähnlich den herrlichen Schöpfungen Raphaels; — gegenüber ſteht das Rieſenhaupt: in rauhen Strichen erhaben, groß, faſt ungeheuer — das ſind die Nibelungen.“

Als ich nach Wien zur Medizin gegangen war, erloſch die Geſellſchaft von ſelbſt.

Ich will nun auch einige meiner Mitſchüler erwähnen, die in weiteren Kreiſen bekannt wurden. Von Purtſcher und Wildgruber habe ich geſprochen, ſo ſtreife ich nun den Bauersſohn Ignaz Schöpf aus Arzel bei Imſt. Er machte im Gymnaſium nur mittelmäßige Fortſchritte, las aber Engliſch und Franzöſiſch und erhielt dafür den Spitznamen Voltaire. Dann mußte er, wie ſo mancher andere arme Burſch, gezwungen in die Theologie wandern. Nach Empfang der Weihen diente er in mehreren Dörfern als Hilfspriester, bei ſeiner Neigung zur Exzentrizität fand er jedoch nirgend Ruhe und wanderte nach Kärnten aus. Eine Broſchüre, wo er den Mantel der chriſtlichen Liebe von den Zuſtänden des Klerus ſchonungslos wegriß, machte ihn dort unmöglich. Da wandte er ſich dem Altkatholizismus zu und wurde Pfarrer in Baden, war jedoch zu wenig liberal, um Wurzeln zu faſſen. So kehrte er wieder in den Schafſtall von Briren zurück, dort nahm man den reuigen Sünder liebevoll auf. Der Biſchof verlieh ihm eine Kuratie bei Sterzing. Hier machte er jedoch die Weiber toll, ſie hoben im Widum Türen und Fenſter aus und zwangen ihn zur Flucht. Endlich blieb er als Frühmeſſer in Heil. Kreuz ſitzen, er ſtarb bald und ruht nun von ſeinen Pilgerfahrten im Friedhof zu Hall. Auf ſeinem Grabſteine ſteht der paſſende Spruch: „Richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet werden!“

Beſſer ging es ſeinem Namensvetter Joſef, dem „kleinen Schöpf“. Er war ebenfalls ein Bauernſohn aus Ötztal und wurde, da er ſich freiwillig dem geiſt-

lichen Stande widmete, dann nach Salzburg als Professor berufen, wo er sich als theologischer Schriftsteller einen Namen erwarb. Er rückte auch zu hohen Titeln vor; jetzt lebt er in ehrenvollem Ruhestand in Guggental bei Salzburg. Aber auch jetzt läßt er die Tinte nicht eintrocknen. Klar, ruhig und human wirkt er als beliebter Prediger und Kalendermann, ohne sich gerade nach Brixen zu sehnen, wo eine gar zu scharfe Luft weht. Dabei hat er sich durch sein Auftreten gegen den Antisemitismus einige Feindschaft zugezogen, die ihm jedoch den Schlaf und Appetit nicht raubt. Nebenbei treibt er mit Leib und Seele Landwirtschaft auf einem Gute, das er sich gekauft und möge sich hier noch lang als rüstiger Greis an seinen Hennen, Böcklein, Rindern, Heuschobern und Korngarben, die er mit solcher Liebe schildert, freuen.

Insbesondere verweise ich noch auf zwei Oberinntaler: den am 12 Februar 1872 in bester Mannes-kraft verstorbenen Josef Daum, der als Gymnasiallehrer bei ausgesprochener liberaler Gesinnung keinen Boden zur Entwicklung seiner Gaben fand, und Alois Meßmer.

Er wurde am 11. November 1822 zu Nassereith im Oberinntale geboren. Seine Eltern waren schlichte Bauersleute. Er besuchte die Schule des Dorfes, ein Förster lehrte ihn zeichnen. Frühzeitig wirkte jedoch die herrliche Gebirgslandschaft in der Nähe des Fernpasses mit den Trümmern der romantischen Sigmundsburg auf ihn. Im Jahre 1835 finden wir ihn am Gymnasium zu Innsbruck, von wo er immer als Preisträger in die Heimat zurückkehrte. Alle, die ihn kannten,

rühmen seine Begeisterung für Kunst und Wissenschaft; im Umgange war er freundlich aber ernst.

Während seiner philosophischen Studien übte Professor Alois Flir auf ihn so wie auch auf andere großen Einfluß. Bei den Nibelungen trug Meßmer 1842 „Rolands Tod" vor und begeisterte uns alle durch seine klangvollen Verse; Äußerlichkeiten lassen, wie bei „Geisterleben", den Einfluß Uhlands erkennen, im Wesentlichen ist Meßmer bereits — Meßmer und wir dürfen sagen: Uhland hätte sich mancher Gedichte nicht zu schämen gebraucht. Beim zweiten drängt sich uns wohl die Frage auf: „Hat Frauenliebe Meßmers Herz nie berührt?" — Man sagt es; in seinem Tagebuche jedoch, soweit es gedruckt ist, finden wir keine Andeutung.

In die Zeit seiner Studien fällt das tiefsinnige erzählende Gedicht „Faust" I und II; es berechtigt uns zu dem Schlusse, daß auch er schwere innere Kämpfe bestanden habe, bis er im Glauben der Kirche die volle Ruhe fand. Seine deutsche Gesinnung bezeugen unter anderem „Thuistons Geist" und die Verse an Uhland.

Meßmer entschloß sich zum Studium der Theologie — entschloß sich! als ob es eines Entschlusses gebraucht hätte, dem feurigen Drange des Herzens zu folgen. Er ging 1844 nach Brixen, Hierapolis, wie es Fallmerayer damals scherzend benannte; hier fand er den Boden für die Entwicklung der Keime, die in ihm lagen und man darf behaupten, daß er schwerlich in einer anderen Diözese Österreichs das geworden wäre, was er wurde. Dort herrschte unter

den jungen Theologen ein sehr reges Streben, manche waren hochbegabt, wie: der früh verstorbene Rothmüller, Stephan Knoflach, dessen romantische Liebe in Marseille damit endete, daß sich das Mädchen ins Meer stürzte, Heinrich Erler, der edle Alois Wasserer, deren Namen auch jetzt noch nicht verschollen sind. Sie gründeten einen Leseverein, um auf dem Laufenden der Wissenschaft zu bleiben, selbst naturhistorische Vorträge wurden gehalten; überlassen wir jedoch die Schilderung jener Zustände einer berufeneren Feder. Maßgebend waren zwei Professoren: Vinzenz Gaßner und Franz Rudigier. Beide zeichneten sich als Bischöfe, jener von Brixen, dieser von Linz, in die Geschichte Österreichs ein. Meßmer empfing die Weihen, im Herbste 1848 berief ihn der Bischof als Professor der Exegese an das Seminar zu Brixen.

Das Jahr 1851 brachte dem Dichter Meßmer große Anerkennung und reichen Ruhm. Schützenfreunde hatten für ein Schützenlied einen silbernen Becher als Preis ausgesetzt. Wer sich am Wettbewerbe beteiligte, wüßte ich nicht anzugeben. Meßmer erhielt den Preis, der ihm zu Brixen in feierlicher Weise überreicht wurde. Sein Schützenlied wird wohl selten mehr gesungen, als Zitat jedoch manchmal die Strophe verwendet:

Vom gleichen Eisen sind ja noch
Die Jungen und die Alten,
Tiroleradler lebe hoch:
Du wirst den Kranz behalten.

Häufiger jedoch die Travestie derselben, sie entstand infolge verschiedener Zeitereignisse:

Die gleichen Esel sind ja noch
Die Jungen und die Alten,
Tiroleradler lebe hoch:
Du wirst den Schwanz behalten.

Magnus Beyrer zerfaserte nachträglich das Schützenlied in der „Inn-Zeitung" grausam und es läßt sich gegen diese Kritik woh nicht viel Stichhaltiges zur Verteidigung vorbringen.

Meßmer besuchte Gilm einmal zu Bruneck am 7. Mai 1851. Ein näherer Verkehr ergab sich jedoch nicht, der geniale Lyriker widmete ihm gelegentlich etliche Neckverse: „Der Meßmer zieht das Glöcklein an." Zwischen beiden bestand wohl der größte Gegensatz der Charaktere, den man sich vorstellen kann.

Wichtiger war für Meßmer jedenfalls der Verkehr mit F. Schlegels Nichte: der Baronin Buttlar, die seit 1848 als Witwe zu Brixen lebte. Sie war eine geachtete Malerin und mußte vom Ertrage ihrer Kunst leben, weil sie wegen des Übertrittes zum Katholizismus enterbt worden war. Meßmers Porträt ist von ihrer geschickten Hand, er widmete ihr einige Poesien. Auch auf Reisen begleitete er sie; er verdankte der kleinen Frau vielfache Förderung beim Studium der christlichen Kunst.

Da überraschte ihn im Juli 1852 der erste Anfall von Bluthusten, dem ein noch gefährlicherer im nächsten Februar folgte. Dennoch gönnte er sich bei der Arbeit an theologischen Werken, die erst nach seinem Tode erschienen, keine Rast. Endlich reiste er 1856 nach Italien, wo er besonders die Dome zu Trient, Mailand und Florenz studierte. Seine Weltanschauung drücken

die Worte aus: „Es ist das katholische Dogma, auf dem der ganze Wunderbau der christlichen Kunst gegründet ist. Das Dogma von der Eucharistie hat die Kunst geboren und zum Danke für dieses Leben, zur Ehre Gottes hat die Kunst dem Dogma eine wunderbare irdische Verklärung durch die herrlichen Schöpfungen verliehen. Könnte es je aus dem Glauben der Menschen entschwinden, so müßte die Erde unfehlbar in einen Schutthaufen sich verwandeln, auf dem die Tradition der Schönheit verschollen, die Bewohner in das materielle Alltagsleben versunken und ohne Teilnahme für ein edleres wären." Das ist die Weltanschauung des katholischen Theologen, ja! tausend und tausend ernste Menschen beruhigen sich dabei, sie ist berechtigt wie alles, was aus dem innersten Gemüte stammt, für dieses Gemüt berechtigt ist. Meßmer studierte aber auch Philosophie, und zwar nicht bloß die scholastische; — er biß sich wie Purtscher, Schnell, Eisendle, ich und andere tüchtig mit Hegel herum. Johannes Schuler galt damals als der gewaltigste Philosoph vor dem Herrn in Tirol; ich führte Meßmer zu ihm. Gleich ging es los, die Beweise für das Dasein Gottes wurden auf den Tisch geworfen. Da ich meinen Johannes besser kannte, so drückte ich mich in die Sofaecke und warf endlich eine ironische Bemerkung dazwischen. Er brummte; Meßmer, dem es schwerer Ernst war, bat mich mit sanfter Stimme: „O laß' mich reden." Ich drückte mich wieder in die Sofaecke und horchte mit stiller Andacht dem erbaulichen Gespräche zu. Handelseins sind die beiden ebensowenig geworden als Luther und Eck; Meßmer hat mich seit dort für frivol gehalten,

— nun ich kann es nicht mehr anders machen — und mich mit jenem pfäffiſchen Hochmut behandelt, der auch andere abſtieß.

Schon 1851 begann er eine größere epiſch-philoſophiſche Dichtung: „Religion und Kunſt", die man dem Gehalt nach mit einem berühmten Gemälde Overbecks im Städelſchen Inſtitut zu Frankfurt in eine Linie ſetzen könnte, wenn ſie fertig geworden wäre. Das Bruchſtück, welches vorliegt, läßt bedauern, daß das Werk nicht vollendet wurde. Es bewegt ſich in ſchwungvollen Oktaven; reich an Schönheit, erinnert es an die Romantiker, mit denen Meßmer in Fühlen und Dichten verwandt iſt. Seine Stoffe ſind gegeben: die Religion, das Vaterland, bisweilen ein hübſches Naturbild wie der „Schneekuß". — In der Metrik und dem Reime iſt er freilich noch nicht bei Platen angelangt: warum mußten er, der geiſtig freie Adolf Purtſcher und der zarte Sigmund Schlumpf im Lenze dahinwelken, ehe ſie noch die Reife des Sommers erreichten!

Im März 1857 treffen wir ihn zu Florenz, im Juni zu Rom, von wo er bald nach Albano ging, um ſich zu erholen. Dort ſtarb er am 23. Auguſt.

Freunde ſetzten ihm in der Kirche zu Naſſereith ein Denkmal: die mater dolorosa, darunter die Verſe, die er gedichtet:

Du hältſt den Sohn am Mutterherzen,
So kalt, verblutet und verbleicht,
Wo iſt ein Schmerz wohl, der den Schmerzen,
Maria, deiner Seele gleicht?
Doch tröſte dich: drei kurze Tage,
So lebt der Sohn dir neu verklärt,

Dann wird Maria, deine Klage
Zur Wonne, welche ewig währt
Verſüßet iſt auch uns das Scheiden,
Des Todes Stachel iſt zerſtört,
Da dieſe Mutter mutig leiden
Und dieſer Sohn uns hoffen lehrt.

Dieſe ſchlichten Strophen klangen wie die des „Stabat mater" im Herzen des Volkes an; ſie verbreiteten ſich weiter und ſo begegnet man ihnen auch auf dem Kreuzwege unter dem Thaurer Schloſſe.

Meßmer hinterließ auch Tagebücher, wo er faſt jede Regung ſeines Seelenlebens verzeichnete. Auf Veranlaſſung des Fürſtbiſchofs Vincenz erſchien bei Weger in Briren: „Alois Meßmer, ein Lebensbild, gezeichnet nach deſſen Tagebuch und Briefen von J. G. Vonbank, herausgegeben von Dr. J. Ch. Mitterußner."

Wie mir Ignaz Zingerle ſagte, wurde es leider arg verſtümmelt, es blieb alles weg, was auf Seelenkämpfe und Zweifel deutete; die Handſchrift wurde verbrannt.

Dieſe zwei Bändchen ſind pſychologiſch intereſſant, beſonders für Studierende der Theologie in den Prieſter-Seminarien. Mich erinnerten ſie an „The life and the letters of Ch. Kingsley." Wir haben hier zwei Dichter, die, wenn auch nicht von gleicher Konfeſſion, doch mit allen Faſern ihres Daſeins im poſitiven Chriſtentum wurzeln: wie verſchieden iſt aber der Parſon der Hochkirche vom katholiſchen Tiroler Prieſter — eben wie ein Engländer vom Deutſchen. Daß jener der weitaus bedeutendere Schriftſteller iſt, wollen wir hier nicht in Anſchlag bringen, ſo wenig als ſeine hervorragende Tätigkeit auf ſozialem Gebiete.

Meßmer veröffentlichte auch drei Bände Reiseblätter: Kunst und Natur liefern reichen Stoff, die Darstellung ist frisch, klar und lebendig. Die Ansichten des theologischen Verfassers braucht man nicht immer zu teilen, seine manchmal einseitigen Urteile nicht zu unterschreiben. Als man an den Gymnasien an brave Schüler noch Prämien austeilte, wurden in Tirol diese Bücher häufig gewählt, manches Stück ließe sich gar wohl in einer Chrestomathie für österreichische Mittelschulen verwerten, wenn man endlich bei uns aufhörte, das aus dem Auslande zu beziehen, was man in der Heimat ebensogut, ja noch besser fände und sich nicht von den Namensverzeichnissen oberflächlicher Literaturgeschichte leiten ließe.

Über seine theologischen Werke, steht mir kein Urteil zu, Fachmänner behaupten, der Schwung der Phantasie sei größer als die Tiefe. Nebenbei sei gesagt, daß Meßmer, nachdem ihm Flir vorgearbeitet, bei den jungen Theologen mit Erfolg für die Weckung des Kunstsinnes wirkte und so manches alte Werk vor der Hand von Pfuschern rettete.

So sei auf sein Leben, seine Gedichte verwiesen; wenn sich auch das Buch nicht gerade zur Modelektüre eignet, bietet es doch viel Interessantes und Treffliches, auch für den Nichttheologen!

Meßmer war eine ernste Natur, das Schicksal eines Bruders, der wegen Brandstiftung hingerichtet wurde, warf dunkle Schatten in sein Gemüt. Seine Gedichte zählen wohl zum Bedeutendsten, was die katholische Muse in Deutschland bis zu jener Zeit hervorgebracht; in der Form nicht immer vollendet,

gehören sie in die romantische neukatholische Schule; das meiste ist veraltet, „Rolands Tod“ verdiente aber auch jetzt in jeder Anthologie einen Platz. Georg Vonbank hat die Gedichte gesammelt in Klagefurt herausgegeben.

Dann Josef Prarmarer, ein armer Bauernbub aus einem Dörflein ober Imst, geboren 1820. Der kleine dicke Kerl war so recht der Typus eines rhätischen Urtirolers, aus dem viereckigen Kopf lugten die schwarzen Äuglein pfiffig in die Welt, die Haare trug er stets kurz geschoren, daß überall die weiße Schwarte vorquoll. Da machten wir uns einmal Bogen aus Fischbein und beschossen ihn mit kleinen hölzernen Pfeilen. Er brüllte wie ein harpunierter Walfisch, der Professor lief herzu, konnte jedoch keinen Schuldigen finden, weil niemand einen angab. Sonst erfuhren wir von ihm nicht viel, als daß er ein unersättlicher Fresser war: da hätte niemand etwas besonderes erwartet. Er studierte die Rechte, praktizierte in Wien und Triest, wurde Polizeikommissar und heiratete die Tochter eines Innsbrucker Schneiders. Als diese in den Wochen gestorben war, ging er in die Theologie, erhielt die Weihen und war dann als Redakteur der „Tirolerstimmen“ eben nicht besser als andere seinesgleichen. Nun schrieb er einige christliche Romane, aber auch ein Buch, das die Zukunft bewahren wird, wenn der Zeitenstrom viel Modeschlamm weggeschwemmt hat. „Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre“ (Innsbruck 1862, 2. Auflage 1890) ist eine wahrheitsgetreue Schilderung seiner Jugend, schlicht und einfach, echt in jedem Striche, so daß sie auch Lagarde, der sie zufällig erhielt,

ſehr rühmte. Es iſt in ſeiner Art eines der beſten Bücher, die ich kenne und dabei kulturhiſtoriſch bedeutend; was er ſonſt noch drucken ließ, hat daneben kaum einen und überhaupt nur geringen Wert. Er ſtarb als Kurat in Kematen am 6. April 1883 im 63. Jahre; an der Kapelle des Friedhofes rühmt eine Marmortafel ſeine Verdienſte. Auch er entging manchen üblen Nachreden nicht, ich laſſe das auf ſich beruhen.

Nur inſoweit es der Zuſammenhang und das Verſtändnis erfordert, berühre ich hier noch einige bedeutende Tiroler.

Von Einfluß auf unſere Kreiſe war Dr. Michael Stotter, der uns auf ſeinen geologiſchen Ausflügen, die abends heiter und fröhlich unter den Bäumen eines Wirtsgartens endeten, mitnahm. Dann Alois Flir. Ein Müllersſohn aus Landeck, geb. 7. Oktober 1805, hatte er ſich erſt in Wien der Medizin, dann in Brixen der Theologie zugewendet und wurde endlich an die Univerſität befördert. Er las außer den Vorträgen über Philologie, die zu beſuchen alle Hörer der beiden philoſophiſchen Kurſe verpflichtet waren, jährlich wechſelnd auch noch andere Kollegien, die um ihn, weil er ſich darin ohne amtlichen Zügel ergehen durfte, ſtets einen zahlreichen Kreis aus allen Ständen verſammelten. Durch das Feuer ſeines Ausdruckes, vielfache, wenn auch nicht gründliche Kenntniſſe, Ideengehalt und Originalität der Darſtellung wußte er anzuziehen, anzuregen wie wenige, ja er war faſt der einzige, der den Namen Profeſſor verdiente. Ihm lauſchten daher die Jünglinge voll Enthuſiasmus, beſonders bei der Äſthetik, wo er das Wort durch zahlreiche Beiſpiele, Kupfer-

ſtiche und Zeichnungen unterſtützte. Auch als Prediger war er ſehr beliebt. Bald lernte ich ihn nicht blos auf dem Katheder ſchätzen, ich durfte ihn auch beſuchen. Da die Poeſie für mich eine Hauptangelegenheit war, und er hierin als der größte Kenner galt, ſo legte ich ihm verſchiedene Arbeiten vor. So ſehr er mich ſonſt durch ſein Wort gehoben, hier förderte er mich nicht. Im Gegenteil! Er hatte den Grundſatz, man dürfe junge Leute von Talent durch Strenge nicht abſchrecken, ſondern müſſe das Lob als Sporn benützen, ſie auf der Bahn zu erhalten und vorwärtszutreiben, ſo daß jeder, der einige Verſe gebracht, ihn mit dem Bewußtſein eines großen Dichters verließ. Das war ein falſches Verfahren, es weckte nur Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung. Gerade dichteriſche Verſuche fordern ein ernſtes Urteil, das jedoch, wenn es von Nutzen ſein ſoll, im einzelnen durch den Nachweis der Fehler begründet ſein muß, ſonſt entſchlüpfen die jungen Leute leicht und erklären es für ungerecht. Laſſen ſich Schwächlinge dadurch abſchrecken, ſo iſt es für ſie und die Welt von Nutzen; das echte Talent wird nicht gehemmt, ſondern eben weil es echt iſt, bewogen, aufwärts zu ſteigen. Die Richtigkeit dieſer Anſicht hat mir der Erfolg beſtätigt, und ich bereue es nicht, ihr dann im Verkehr mit Jünglingen ſtets als Regel gefolgt zu ſein. Insbeſondere legte Flir auf die Technik zu wenig Wert und zwar nicht blos bei Durchſicht der jugendlichen Verſuche ſeiner Schüler, ſondern auch in eigenen Arbeiten. Seine „Kriegsbilder aus Tirol“ zeichnen ſich allerdings durch Plaſtik der Darſtellung und ſchlichte Einfachheit aus, die Verſe ſind aber holperig und rauh, als hätte ſie

eine Bärentatze skandiert. Seine Briefe über Shakespeares Hamlet rechnete Bodenstedt zum Besten, was diesen Gegenstand behandelte. Die Vorträge über Faust machten im Winter 1848 Aufsehen, erschienen jedoch nie gesammelt. Die Tragödie Ragnar Lodbrog, die nach seinem Tode erschien, ist mehr katholisch als dramatisch. Über die im Unterinntal längst ausgestorbene Sekte der Manharter veröffentlichte er ein schätzbares Buch, für das er die Akten der Statthalterei benützen konnte. Die Handschrift des Werkes „Die Protestanten im Zillertal" war nach seinem Tode nicht mehr zu finden, den Verlust ersetzte reichlich der Kreishauptmann Gustav von Gasteiger, der ohne priesterliche Befangenheit schrieb und ohne Rücksicht diese schändliche Episode altösterreichischer Geschichte der Welt schilderte. Durch die Art, wie Flir für das Priestertum, freilich in der besten Meinung, Kandidaten warb, hat er mehrere talentvolle Jünglinge in einen Abgrund von Elend gestürzt. Er riß ihren unreifen Verstand durch seine überschwengliche Begeisterung für die Schönheit des Katholizismus hin, schneeblind gingen sie in die Theologie und dort wußte man schon dafür zu sorgen, daß sie dem Garn nicht mehr entrannen. So Josef Obertimpfler; ein Mensch von unbändiger Kraft und wilder Originalität; als der Taumel verraucht war, fand er sich in der Öde eines verfehlten Lebens, floh aus dem Kloster und endete irrsinnig in der Schweiz. Von anderen will ich schweigen. Flir beteiligte sich auch an Politik, bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie schwankte er jedoch haltlos zwischen rechts und links, hielt einige schwungvolle Rede zu Frankfurt und starb 1856 als

uditore della rota auf einem hohen kirchlichen Posten zu Rom, wie man ſagt in der Hoffnung den Kardinalshut zu empfangen. Seine „Briefe aus Rom" erſchienen 1864 und mußten, da ſie großes Aufſehen machten, zweimal aufgelegt werden. Darauf folgten „Briefe aus Wien und Frankfurt". Die zweite Auflage ſeiner „Kriegsbilder aus Tirol" wird von einer Biographie eingeleitet, welche Chriſtian Schneller verfaßte. Wenn ſich jemand für Flir näher intereſſiert, ſo verweiſe ich auf die drei Programme des Gymnaſiums zu Hall, in denen Profeſſor Franz Lanznaſter über ihn ausführlich und ohne Voreingenommenheit für ſeine Leiſtungen berichtet.

Durch ihn wurde ich mit Sebaſtian Ruf bekannt. Der Sohn des Amtsſchmiedes zu Abſam, dem berühmten marianiſchen Wallfahrtsorte nördlich von Hall, wurde er 1802 am 23. Februar geboren. Er ſchwang in der Werkſtätte ſeines Vaters als Lehrling bereits rüſtig den Hammer, als ihn die Sehnſucht nach einem höheren Beruf ergriff und ſo trat der alte Bua als Schüler ins Gymnaſium zu Hall ein. Dann ging er in die philoſophiſchen Kurſe zu Innsbruck über. Er war ein luſtiger Student; gelegentlich erzählte er mir, wie er ein hübſches Mädel, ſpäter ſeine Schwägerin, in einer Kaleſche herumkutſchierte, dabei jedoch zu oft umſchaute, ſo daß das Pferd die Richtung verlor und mit der Deichſel dem Juwelier Primaveſi durch die Scheiben der Ladentür fuhr. Vor allem wäre er zum Arzt berufen geweſen, allein Wien war zu weit und die Börſe zu eng; Beamter oder Advokat mochte er nicht werden, ſo wanderte er denn mit ſo vielen anderen

Jünglingen des Bürger- und Bauernſtandes nach Brixen, wo damals freilich unter dem milden Gallura der Südwind nicht ſo ſcharf und trocken wehte. Er wurde 1829 ausgeweiht.

Junge Prieſter werden vom Ordinariat gleich als Seelſorger auf das Land verſetzt.

Sebaſtian Ruf finden wir zuerſt als Kooperator in Leutaſch, damals die Heimat vieler Schmuggler und Wilderer; dann zu Tobadill. Am Gehäng des Roſanna-Tales, weſtlich von Landeck, ſind die Häuſer dieſes kleinen Dörfchens mit dem ſonderbaren Namen hingeſtreut; hier verlebte er in völliger Weltabgeſchiedenheit mehrere Jahre. Als Kurat erfüllte er die Pflichten der Seelſorge, ſeine freien Stunden gehörten nicht dem Tarock und dem Becher, ſondern den Büchern. Er fühlte ſich vereinſamt. Da ward die Stelle eines Kaplans im Irrenhauſe zu Hall ausgeſchrieben; er meldete ſich und erhielt den wenig einträglichen Poſten.

Es war ein beſcheidenes Amt, das er jetzt antrat; er verwaltete es jedoch mit dem reinen Pflichteifer des Menſchenfreundes und brachte vielen Unglücklichen, die in das Elend geiſtiger Nacht verſunken waren, Troſt, wenn nicht Heilung; manche Familien bewahren ihm ein dankbares Andenken. Seine geiſtlichen Freunde und Studiengenoſſen ſtiegen allmählich auf der Leiter der Hierarchie höher und höher, er aber träumte nie von roten Strümpfen und Biſchofsmützen und blieb ſtets der beſcheidene gute Kaplan. Einerſeits mochte er fühlen, daß ihm der Dienſt des Staates mehr Sicherheit vor den Narren außer dem Narrenhauſe verſchaffe, als ein kirchliche Würde; Schnüffler und Spione

konnten ihm hier nicht leicht was anhaben; hauptsächlich jedoch hielt ihn der Umstand fest, daß er hier ein reiches Feld für seine psychologischen und philosophischen Studien fand, zu welchem ihm niemand den Zutritt wehren konnte. Der kleine Gehalt und ein geringes väterliches Vermögen reichten für seine Bedürfnisse völlig aus; so schaffte er sich nach und nach alle bedeutenderen philosophischen und psychologischen Werke an und erwarb auf diesen schwierigen Gebieten Kenntnisse, um die ihn mancher deutsche Professor der Philosophie beneiden könnte. Vor allem beschäftigte ihn Hegel, der damals in Deutschland die Herrschaft behauptete; bald ging er jedoch zu Feuerbach über, welcher ihm kongenialer war. Das Studium der Hegelschen Philosophie wurde damals von vielen Studierenden der Universität, die ihre Bildung nicht, wie es jetzt nur zu häufig geschieht, mit dem Brotfach abschließen wollten, emsig betrieben. Ruf half nach, wo und wie er konnte, und auch mich machte er mit Feuerbach bekannt. Er war ein scharfer Dialektiker und übte die jungen Leuten und arroganten Schwätzern gegenüber so treffliche sokratische Methode mit großem Geschick; jene überraschte er oft mit einer einfachen Frage, die ein klares Licht in dunkle Irrgänge warf, diese verwirrte er dadurch in ihrem unfehlbaren Dünkel mit der feinsten Ironie.

Hall liegt nahe bei Innsbruck; durch Flirs Vermittlung lernte Ruf die hervorragenden Männer dieser Stadt kennen, und bald rösselte er an jedem Dienstag herauf, um an ihren Symposien Anteil zu nehmen. Zu diesem Kreise gehörte Johannes Schuler, damals Re-

dakteur des „Tiroler Boten“, wie der Konrektor Phil. Georg Schönach. Dieſer bewies ſeine Sittenſtrenge dadurch, daß er ein Mädchen, das beim Liebhaber betroffen wurde, vom Küſter auspeitſchen ließ. Er war aber auch Philoſoph. Sein Werk „Der konkrete Monismus“ bezeichnet Ruf als abſoluten Kretinismus. Dem Miniſter Graf Thun gefiel jedoch dieſer Eiertanz zwiſchen Theologie und Philoſophie ſo gut, daß er Schönach als Leibphiloſophen nach Wien berief, um, wie Stahl, die gottloſe Wiſſenſchaft zur Umkehr zu bewegen. Sie hat ſich aber um ihn ebenſowenig gekümmert, wie die Poeſie um Redwitz. Graf Thun vermochte nicht mit der roſtigen Hellebarde aus „Hamlet“ Geiſter zu bannen, und die Ultramontanen haben ihm auf ihre Weiſe gedankt.

Bei dieſen Sympoſien wurde nun wacker philoſophiert; insbeſondere war die Frage über die menſchliche Freiheit an der Tagesordnung und man kann ſich da leicht vorſtellen, daß Ruf die Rolle des Mephiſtopheles ſpielte: Für der katholiſche Kunſtſchwärmer, Schuler, der an die Seherin von Prevoſt glaubte und Schönach, der chriſtliche Vermittelungsphiloſoph! Ruf war ein Schalk, wenn auch gutmütiger Art, man könnte lang von ſeinen Eulenſpiegeleien erzählen. Nach dem Sonderbundskriege flüchteten die Helden des Glaubens, voran Metternich, nach Tirol. Gleichzeitig war ein neuernannter Profeſſor der Mineralogie angekommen. Ruf führte dieſen nun nach Volders, wo eine große Anzahl katholiſcher Geiſtlicher tafelte. Sie waren nicht wenig verwundert, daß man ihnen einen fremden Laien bringe und ihn gar nicht einmal vorſtelle. Da ſchlich nun Ruf

den Tiſch entlang und tuſchelte einem um den andern ins Ohr: das ſei einer der Hauptkämpfer für die heilige Sache der Sonderbündler; er habe ſich vor den böſen Liberalen flüchten müſſen und nichts gerettet, als das Hemd auf dem Leibe, ja ſogar über die Grenze hätten ſie ihm nachgeſchoſſen. So ſtehe er nun da mit dem ſeligen Bewußtſein des Märtyrers, aber ohne einen Heller im Sack. Da begann ein geheimnisvolles Flüſtern; die Herren griffen zu den ſeidenen Beutelchen, endlich erhob ſich einer und wollte dem Opfer mit einer wohlgeſetzten Rede das Geld überreichen. Die Erkennungsſzene war von draſtiſcher Komik.

Auch Fremde zog der Name und die Perſönlichkeit des Narren-Kaplans an. So beſuchte ihn unter anderen auch David Strauß. Sie machten mehrere Ausflüge zuſammen. Das mußte natürlich den hochwürdigen Brüdern auffallen und ſie erkundigten ſich daher neugierig um das Wie und Was. „Seid nur ruhig," erwiderte ihnen Ruf, „dem Strauß ſind allerlei religiöſe Skrupel gekommen, er verhandelt nun mit mir darüber; denkt euch, was das wäre, wenn es gelänge, ihn zu bekehren!" Die hochwürdigen Brüder zerſchmolzen vor Rührung. Nach meiner feſten Überzeugung hätten Strauß und Ruf an einander gleich viel zu bekehren gehabt.

Ein andermal wurde der Arzt in Hall nachts fort und fort durch mutwilliges Ziehen der Hausglocke aufgeſtört. Er erzählte es abends im Wirtshauſe. Da ſonſt nichts nützte, beſtellte er zwei handfeſte Knechte, die den Buben prügeln ſollten. Nach einigen Tagen kam Ruf wieder in das Wirtshaus. Er erſuchte einen Herrn

ihm zu ſagen, wann er fortgehe. Dies geſchah. Als ſie nun in die Nähe der Wohnung des Doktors kamen, verabſchiedete er ſich von ſeinem Begleiter, „er möge beim Doktor läuten und dieſem eine gute Nacht wünſchen“. Auch hier brauche ich die Fortſetzung nicht zu erzählen.

Mit dem Katholizismus war Ruf längſt fertig. Ich kann beſtimmt ſagen, daß er ſein Brevier, das immer auf dem alten Platz des Fenſtergeſimſes lag, gar nicht anrührte. Im Salettel bei der Scholaſtika trank ich einmal mit einem Freunde den Frühkaffee. Die Meſſe war vorüber, Ruf trat ein und verlangte ein Frühſtück. Ich rief lachend zu Frankl und Schleicher: „Jetzt hat er ſoeben einen ganzen Juden mit Haut und Haar verzehrt und will nun noch Kaffee!“ Frankl lachte, Ruf auch.

L. Steub, der auch viel mit ihm verkehrt hat, bezeichnete ihn ſpäter geradzuwegs als den atheiſtiſchen Pfaffen.

Er glaubte nicht an die Freiheit des Willens. So ſagte er einmal zu mir, als wir darüber ſprachen: „Die Leute unterſcheiden nicht die libertas a coactione, die tatſächlich beſteht, von der Freiheit. Du kannſt mir nicht befehlen, hier aufzuhüpfen, bin ich deswegen frei? Ebenſowenig an die Unſterblichkeit der Seele. Nicht lange vor ſeinem Tode begleitete ich ihn auf den Bahnhof. „Ich fürchte mich vor dem Sterben gar nicht, nach meinem Tode iſt es gerade ſo, wie vor meinem Tode. Nichts! ich werde nichts mehr wiſſen!“

Man fragt nun wohl: Wie ſtand denn Ruf bei ſolchen Studien zu den Dogmen der katholiſchen Kirche?

Er war ihnen allmählich entwachsen; sie waren ihm Tatsachen geschichtlicher Entwicklung, wie er denn überhaupt Glauben und Wissen nicht als konzentrische, sondern als auseinanderliegende Kreise betrachtete und ihnen so ihr subjektives Recht ließ. Als Priester hielt sich Ruf vollkommen legal; wehe ihm, hätte man ihn hier auf dem geringsten Fehltritt ertappt oder beschlichen! Seine Überzeugungen gehörten ihm, waren Sache seines Innersten; nie verleugnete er sie seinen Freunden gegenüber. Er hätte öffentlich für sie eintreten sollen! Das ist bald gesagt. Wir lebten dazumal in den Tagen Sedlnitzkys, in den Tagen des Konkordats. Ruf war kein reformatorischer Geist; sollte er den liberalen Bummlern zuliebe dreinfahren und sich als Luther aufspielen, damit sie ihn, wäre er im Elend gesessen, auf echt deutsche Weise beim sicheren Bierkrügel hätte verhöhnen können: „Warum ist er so dumm gewesen und hat sich hineingesetzt?“ Wir kennen das. Zudem besaß er kein kirchliches Amt; er war Diener des Staates, der leidenden Menschheit. Daß er jenem gegenüber seine Pflichten erfüllte, beweist das goldene Verdienstkreuz, welches er bei der Pensionierung erhielt; wie er dieser gegenüber sich verhielt, habe ich bereits angedeutet. Wer ihn verurteilen will, mag es tun. Ich entschuldige ihn, ohne ihn hier zu verteidigen.

Ruf behielt jedoch die Schätze seiner Erfahrungen, seines Denkens nicht ausschließlich für sich. Er prägte die Resultate in Aphorismen aus, die oft durch die Originalität und Tiefe des Inhalts überraschen, wenn sie auch nicht immer der Form nach präzis und korrekt

ſind. Er legte manches davon in Zeitſchriften nieder, wenn auch meiſtens anonym. Von Belang wäre ſein ausgedehnter Briefwechſel, er ſcheint ihn aber vor dem Tode vernichtet zu haben.

Mit einem Buche trat er 1852 auf: „Pſychiſche Zuſtände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung mit beſonderer Rückſicht auf pſychiſche Störungen.“ Dieſes ſein Hauptwerk machte Aufſehen, und zwar nicht blos deswegen, weil es aus der Feder eines katholiſchen Prieſters kam. Eine zweite Auflage war in Sicht. Da gab ihm ein Freund aus Rom den Wink, daß es in dieſem Falle wohl auf den Index kommen dürfte. Erhielt doch auch der orthodoxe Verfaſſer des konkreten Monismus die Warnung, er werde in Zukunft einen Schritt rückwärts auf das Gebiet der Kirche zu machen haben. Das ſind ſo kleine Seitenſtücke zur Geſchichte der Philoſophie Günthers. Dann folgten 1856 „Die Delirien. Eine Darſtellung der Viſionen und Halluzinationen des Tag- und Nachtlebens und der phantaſtiſchen Zuſtände“. Der Verfaſſer hielt ſich klugerweiſe ganz auf dem pathologiſchen Gebiete und blieb ſo ungefährdet, wenn auch der Argwohn mehr und mehr erwachte. Das nahm Einfluß auf ſein drittes Werk: „Die Kriminaljuſtiz. Ihre Widerſprüche und die Zukunft der Strafrechtspflege. Kriminalphyſiologiſche Studien.“ Es erſchien 1870. Ruf rückte hier vor der Kirche, welche im Beichtſtuhl Herzen und Nieren prüft, tiefer den Hut, als eben notwendig, um der Verdächtigung und Anfeindung zu entgehen.

Nun zog er ſich auf das Gebiet hiſtoriſcher For-

schung zurück; nach den Quellen der Archive, die er überall sorgfältig durchforschte, schrieb er eine Menge von Monographien, so die Chronik von Achental, zu dessen Ruhm er wesentlich beitrug, so daß es jetzt die Touristen aus aller Herren Ländern unsicher machen. Den größten Fleiß widmete er jedoch der Stadt Hall und ihrer Umgebung. Für die Kunstgeschichte von Belang ist seine Biographie des berühmten Geigenmachers Jakob Stainer von Absam. Vorzüglich nahm die geistige Bewegung der Reformation und des Humanismus seine Aufmerksamkeit in Anspruch. An dem Tage, wo er starb, wurde dem Ausschusse des Ferdinandeum sein letztes Werk zum Druck überreicht: es behandelt den gelehrten Johann Fuchsmagen aus Hall, der als Rat des Kaisers Maximilian I. verschiedene Werke schrieb.

Ruf wurde 1870 pensioniert und zog aus seiner bisherigen amtlichen Wohnung in ein anmutiges Gartenhaus. Er war stark gebaut und rüstig; da berührte ihn ein leichter Schlaganfall, so daß er nur noch mühsam gehen konnte. Das Haupt mit dem echt sokratischen Typus und der hohen Denkerstirn senkte sich schwer nach vorwärts. Er verstand die Botschaft.

Am 11. April 1876 fand man ihn, ein Buch in der Hand tot auf dem Sofa. Sein Begräbnis war wohl das großartigste, das Hall noch gesehen. Er war ein Mann von Bedeutung, ein Phänomen unter dem Tiroler Klerus. Sein Bild, wie wir es hier nach mehr als dreißigjähriger Bekanntschaft mit wenigen Strichen hingeworfen, mag manchem mißfallen. Immerhin! Es gehört in die Galerie ausgezeichneter Österreicher,

hervorragender Deutſcher und muß daher vor allem wahr ſein.

Laſſen wir nun Ruf ſelbſt das Wort und teilen aus einem Briefe etliche Aphorismen mit, die einen Blick in ſein für viele verſchleiertes Inneres geſtatten:

Wend' dich ab von einem Denken,
Das dich lehrt, dich in dich verſenken!
Willſt du das volle Leben gewinnen,
Erfaß das Leben mit allen Sinnen.

Ochſen ziehen treu am Wagen,
Das ſind ausgemachte Sachen!
Mußt die Leut' zu Ochſen machen,
Sollen ſie das Joch ertragen.

Jeder ſucht das ihm Gemäße;
Wer es findet, hat ſein Glück:
Immer iſt des Menſchen Größe
Nur ein glückliches Geſchick.

Nicht der Haß, die Liebe nur
Soll ein ſchönes Herz erfüllen!
Aber auch der Haß iſt ſchön,
Iſt er um — der Liebe willen!

An des Glückes gold'ner Tür
Klopft' ich; Niemand ſprach: Herein!
Stoiſch ſprach ich dann zu mir:
Muß man denn grad glücklich ſein?

* * *

Mit Ruf und Flir befreundet war der einſt viel genannte, jetzt ganz verſchollene Dr. Johannes Schuler. Er erblickte zu Matrei an der Sill am 11. Dezember

1800 das Licht, wurde in jugendlicher Schwärmerei Noviz bei den Benediktinern zu Fiecht, verließ dann die Zelle und flüchtete zum Entsetzen seines frommen Vaters nach Salzburg. Nachdem er Verzeihung erlangt, studierte er Jus und wurde 1848 Professor wie einst sein Vater. Gatte einer galanten Frau hatte er keine Kinder und nahm daher von der Wiege weg ein armes Mädchen an, das er sorgfältig erziehen ließ. Mir wurde der Unterricht der deutschen Sprache und Geschichte übertragen; Anna mochte damals etwa dreizehn Jahre zählen. Später war sie auch poetisch angeregt, wie einige Gedichte im „Phönix" beweisen. Seit meiner Reise nach Wien hatte ich keine näheren Beziehungen mehr zu ihr und als ich nach Tirol zurückgekehrt war, blieben sie nur oberflächlich, so daß ich auf ihre Entwicklung keinen Einfluß hatte. Schuler gestattete mir auch den freien Gebrauch seiner Bibliothek, was für mich — abgesehen von dem anregenden Umgange mit dem freisinnigen Mann — von unschätzbarem Werte war, denn hier fand ich die neueste deutsche Literatur aus allen Zweigen der Poesie, Geschichte und Philosophie. Ich schöpfte mit unersättlichem Durst und auch Purtscher bemächtigte sich manches Buches auf meiner Stube. Schuler wirkte aber auch durch seine Persönlichkeit, wie das der folgende Brief zeigen mag, der in die Ferien 1841 fällt.

Lieber Adolfus!

Die Gährung, in welcher sich Ihr jugendlich kräftiger Geist befindet und welche ein notwendiger Lebensprozeß für alle ist, die nicht schon von Haus aus ein

caput mortuum ſind, wird am meiſten und freieſten durch poetiſche Geſtaltung und Belebung zur Klarheit gefördert. Dazu aber möchte ich Ihnen beſonders hiſtoriſche Studien empfehlen; dieſer bedarf der wahre Dichter vor allem. Erſt wenn er ſein großes Verſöhnungsfeſt mit der Wirklichkeit gefeiert hat, erhält er ſeine wahre Weihe; zu dieſer Verſöhnung gelangt er aber nur durch hiſtoriſches Studium. Dieſes erhebt ihn über das einzelne Erſcheinende, das ſo oft hemmend, ſtörend, herabſtimmend und die wilde Kraft des Widerſpruchs aufrüttelnd in unſern Weg tritt; es lehrt uns aber auch die Gegenwart ehren und lieben; die Gegenwart iſt das Schoßkind, an dem Jahrtauſende mit unzähligen Opfern, mit ihren beſten Kräften gepflegt haben und dies Schoßkind iſt zugleich auch die ehrwürdige Mutter, die eine noch ſchönere Zukunft, eine weitere und reinere Entwicklung des Geiſtes Gottes in der Geſchichte in ihrem Schoße trägt. Ich meine, dies ſei ein erhebender Standpunkt, von dem aus ſich für das Leben eine mehr objektive und poetiſchere Anſicht gewinnen läßt, als jene ſubjektive, deren Kraft und poetiſche Weihe eigentlich nur in dem Erweitern der Kluft zwiſchen dem Subjekt und der Welt beſteht. Ich tadle dieſe, übrigens auf den Kulminationspunkt getriebene Richtung nicht, weil ich ſie als ein notwendiges Moment der Zeit erkenne, aber ich meine, es ſei überwunden und wer ſich jetzt noch ihr hingibt, iſt hinter der Gegenwart und läuft einem Geſpenſt der Vergangenheit nach. Sie, mein lieber Freund, ſind berufen, dieſen Verſöhnungsakt an ſich zu vollziehen, tätig, nicht blos leidend und zuſchauend; und

das Resultat wird ein wahrer Dichter oder ein kräftiger, zu allem guten tüchtiger Mensch des echten Lebens oder, wenn die Götter günstig sind, beides im schönen Einklange sein.

Dazu aber gehören fleißige historische Studien, Übung der Seele in der Liebe, die eine große schwere Kunst ist und ein heller freundlicher Blick in das Leben.

Ihr

Schuler.

Sein Nachlaß mit einer überschwenglichen Biographie aus der Feder des Anton R. v. Schullern erschien im Verlage der Wagnerschen Buchhandlung.

Die Bekanntschaft mit ihm wurde der Anknüpfungspunkt für die Freundschaft mit seinen zwei Schwestern Cornelie und Mathilde. Dieses Verhältnis sank nie unter die Linie des reinsten geistigen Verkehrs, ein Fall, der gewiß nicht oft begegnet, wenn so junge Herzen einen Bund schließen. Mathildens Kopf verglich Flir oft mit dem einer Muse, wozu mehr der durchgeistigte Ausdruck desselben als die Regelmäßigkeit der Züge berechtigte. Später heiratete sie den Direktor der Spinnfabrik zu Innsbruck, Josef Ganahl, einen tüchtigen und gebildeten Geschäftsmann, der im Januar 1872 sein tätiges Leben schloß.

Am 4. Dezember 1877 folgte sie ihm in die Familiengruft auf dem städtischen Friedhof und wenn diese Zeilen ihr Andenken erneuern, so haben sie auch die armen Fabrikarbeiter nicht vergessen, die sie mit ihrem Rat und offener Hand unterstützte. Besonders wendeten sich die Weiber vertrauensvoll an sie.

Cornelie war am 1. Februar 1824 geboren. Das Haus ihres Bruders Johann, der im Oktober 1859 verschied, bildete im Vormärz den Mittelpunkt aller geistigen und lieberalen Strömungen in Tirol, so daß sein Name mit der Geschichte des Landes verwachsen bleibt. Hier verkehrte das kleine Fräulein mit den unansehnlichen Gesichtszügen, wenn es aus Salzburg, wo die Mutter als Witwe wohnte, zum Besuche kam und lernte die Freunde des Bruders: einen Ruf, Flir, Stotter und so manche Berühmtheit kennen. Aufmerksam auf alles, eignete sie sich eine tiefe Bildung an, welche sich nicht blos auf die Belletristik, sondern auch auf die Geschichte erstreckte. Ich lernte sie 1842 kennen und als ich am 8. Mai dieses Jahres das erstemal ihr die Hand zum Gruß reichte, ahnte ich nicht, daß sich ein langjähriger Bund für das ganze Leben daran knüpfe. Schnell erkannte ich ihre geistige Begabung, die sich so schön in ihren Briefen aussprach.

Ihr Urteil entschied langsam, aber klar und sicher; sie hatte eine feines Gefühl für das Vergängliche und Bleibende in der Literatur. Nach dem Tode ihrer Schwester lebte sie einsam und zurückgezogen; zu Innsbruck hatten nicht viele eine Ahnung, welch hoher Geist in diesem gebrechlichen, durch Krankheit entstellten Körper wohnte, welche reine Humanität, die sich auch im Stillen durch Taten bewährte. Ihr Herz war edel und heilig, forderte nichts für sich und tat alles für andere. Sie griff nie ins weite, mit jedem Schicksal glich sie sich in der stillen Tiefe ihres Gemütes aus. Ihr Leiden ließ das Nahen des Todes voraussehen, sie starb mit dem ruhigen Bewußtsein der Weisen, mit dem

Blick auf eine edle unentweihte Vergangenheit am 24. Juni 1883.

Ihr Gedächtnis, die Erinnerung an die treue Freundschaft, die sie mir, der ich oft so schwer zu behandeln war, durch vier Jahrzehnte unerschütterlich bewahrte, soll nie erlöschen, bis ich meine alten Augen schließe.

Von meinen Gedichten, die aus dieser Zeit als „Marksteine" bei Amthor in die Öffentlichkeit gelangten, erwähne ich die Legenden, den letzten Priester der Isis, den ein fanatischer Einsiedler mit dem Kreuz am Altare niederschlägt, und Luzifers Werbung, wo der Dämon des Abgrundes als Vertreter der starren Individualität, welche sich mit titanischem Trotz niemand unterordnen will, Gott Vater, dem allmächtigen König Himmels und der Erde im Stile des patriarchalischen Orientes gegenüber auftritt. Der himmlische Hofstaat ist humoristisch skizziert, das ganze überhaupt in der Manier des Holzschnittes behandelt, wenn man diese in die Poesie übertragen möchte. Daß der Mann, auch bei seiner schroffsten Selbstüberhebung gerade durch den kühnen Mut er selbst sein zu wollen, das Weib anziehe und wenigstens zu tiefem Mitleid bewege, deutet Maria auch hier als milde und gnadenvolle Vermittlerin an.

Es erübrigt mir nur noch über meine äußeren Verhältnisse im Laufe dieser Jahre zu sprechen. Meine Eltern hatten nach den Ferien der zweiten Gymnasialklasse Kufstein zum Aufenthaltsort gewählt, weil dort Quartier und Lebensmittel billiger waren und der Vater an diesem Städtchen von seiner Jugend her mit Vorliebe hing. Ich war nun zu Innsbruck ganz auf

mich gestellt, sie konnten mir nicht einen Pfennig zum Unterhalt beitragen, sondern waren im Gegenteil stets bereit, die armseligen Kreuzer, welche ich mir mit Instruieren im Schweiße meines Angesichts erwarb, zu beanspruchen, ja sogar der Bogen, auf welchen ich die Zahlung eines kleinen Stipendiums von 27 Gulden jährlich zu ziehen hatte, war lang voraus verpfändet, so daß ich nichts davon erhielt. So mußte ich nach jeder Richtung die Bitterkeit jener Verse Dantes erproben:

Tu proverai si come sa di sale
Il pane altrui e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per l'altrui scale.

Gar manchen von den sieben Tagen der Woche hatte ich nichts als ein Stücklein Brot und war zufrieden, wenn ich mir dazu eine Wurst kaufen konnte. Noch im vorigen Jahrhundert wanderten die armen Studentlein, ein schwarzes Mäntelchen um die Schultern mit einem Topfe in den Küchen herum, sich die dürftigste Nahrung zusammenbettelnd und auch jetzt nennt sie die Gassenjugend spottweise „Suppeler" und singt das Liedlein:

„Student, Student,
Hat's Mantele verbrennt,
Geht über die Brugg
Und bettelt a Supp!"

Allmählich wurde die Sache besser, vermögliche Bürger luden arme Jünglinge wöchentlich einmal an den Tisch und das hatte für diese auch noch einen andern Vorteil als die Befriedigung des Hungers. Sie blieben in einer Art Familienleben und wurden

ſelbſt zu beſſerer Sitte erzogen, als im elterlichen Bauernhauſe, — denn daher ſtammen die meiſten Studenten. Manchmal entſpannen ſich auch innigere Beziehungen, es war nicht ſelten, daß ſich ein ſolcher Student, nachdem er ſpäter zu Amt und Ehre gelangt, aus dem Hauſe des Wohltäters die Braut holte. So z. B. der Vater unſeres Johannes Schuler. Jetzt hat ſich die Sache neuerdings geändert. Die Lebensmittel ſind ſo im Preiſe geſtiegen, daß der Bürger und Beamte kaum einen Tag in der Woche an ſeinem Tiſche einen Gaſt ſehen kann; da übernahm der religiöſe Verein des heiligen Vincenz die Sache, er läßt für kleine Geldbeiträge von Wohltätern armen Jünglingen in einem eignen Hauſe die Koſt reichen.

Sehr viel verdanke ich einer alten Tante; ſie gab mir nicht nur zu eſſen, ſondern flickte auch meine Kleider und beſorgte meine wenige Wäſche; in der Woche einmal das Hemd zu wechſeln, galt damals ſchon für große Reinlichkeit. Die ſtille Dulderin, treu, fleißig, arbeitſam, jedem zum guten redend, niemanden aufſäſſig, ein Muſter chriſtlicher Tugend und Frömmigkeit ruht jetzt von den Leiden, die das Leben bis zum letzten Atemzug auf ſie häufte, denen ſie nichts entgegen zu ſetzen hatte, als eine wahrhaft engelsgleiche Ergebung in den Willen Gottes. Nach Jahren forderten ihre Söhne für das, was ich im Hauſe der Eltern als Student genoſſen, Erſatz. Ich machte einen Überſchlag und teilte, ohne verpflichtet zu ſein, die Summe zwiſchen beide. Ihre Quittungen liegen bei meinen Schriften.

War die Kirche dem Kind mild und freundlich, ſo reichten mir auf dem rauhen dornigen Kreuzweg manch-

mal auch Prieſter die hilfreiche und tröſtende Hand; das werde ich nie vergeſſen. Mag man auch meine menſchlichen Schwächen noch ſo ſtreng prüfen und verurteilen, wenigſtens ſoll man mich nie des Undankes zeihen.

In den Ferien wanderte ich nach Kufſtein, bald zog ich es jedoch vor, nicht mehr bei meinen Eltern zu wohnen und ſiedelte mich auf der Naggelburg an, einer Kneipe, die faſt nur von Soldaten und ihren Dirnen beſucht wurde. Ein ſolches Mädchen, leichtſinnig und reizend, hatte mein inniges Mitgefühl dadurch erregt, daß ich vom Fenſter aus beobachtete, wie ſie einem armen Weibe bei kaltem Wetter das Tuch vom Halſe weg ſchenkte. Ich ſah ſie danach öfter, ſie wurde von Leidenſchaft für mich ergriffen und ſuchte jede Gelegenheit auf, ſich mir zu nähern. Ich bemühte mich, ſie auf beſſere Wege zu bringen und ſtellte ihr zugleich den traurigen Ausgang, der ſie erwarte, in dunklen Bildern vor Augen. Da brach ſie einmal plötzlich in Tränen aus, ſie geſtand mir, daß ſie meinen Worten unbedingt glaube, denn ich ſei nicht wie andere Männer, die gleich im erſten Augenblick des Alleinſeins Erfüllung ihrer Begierden forderten; ich hätte nie mit einem Wort, ja nicht mit einem Blick ſo etwas merken laſſen, deswegen wolle ſie mir gehorchen und gut tun. Sie hielt vorläufig Wort, freilich weiß ich nicht, ob ſie nach meiner Abreiſe gegen Verſuchungen feſt blieb.

Zu Kufſtein hatte ich Einſamkeit genug. Vormittags ſtreifte ich durch Gebüſch und Wald, Vögel zu fangen oder einiges Wild zu erlegen; nach dem Eſſen gab ich den Söhnen des Apothekers Unterricht. Beides reichte eben aus, meinen Unterhalt zu ſichern. Sehr

gern weilte ich an den kleinen Waldseen bei Tierberg oder auf dem einsamen Schrofen der Zellerburg. Auf dem Gipfel des Pendling, wo sich eine großartige Fernsicht in die Zentralalpen mit ihren Gletscherkronen öffnet und der Blick zugleich weithin die bayrische Ebene überfliegt, feierte ich einmal Goethes Geburtsfest mit einem Freunde. Wir hatten uns zusammenbestellt und waren in der nämlichen Stunde — er von Westen, ich von Osten auf der Höhe eingetroffen. Ein Fläschchen Wein wurde im frisch gefallenen Schnee gekühlt und dann dem Genius des deutschen Volkes ein Hoch gebracht. Schüsse aus meinem Gewehr sollten die Feier dem Tal verkünden, dem Tale, wo vielleicht kaum zehn Menschen je ein Wort von Goethe ernsthaft gelesen.

* * *

Immer schmerzlicher fühlte ich den Zwang, Studien treiben zu müssen, die mir zwar nicht an sich — wem könnte auch die Bedeutung von Recht und Gesetz verschlossen bleiben? — zuwider waren, mich aber durch den Blick auf das Tor der Kanzleien, in das sie mündeten, mit Grauen erfüllten. Wie Galeerensklaven aus Scheu vor der Peitsche, studierten Adolf Purtscher, und ich nur höchstens soviel als nötig, um der noch fürchterlicheren Kaserne, deren geistige Öde, deren brutale Barbarei uns Senn düster und verzweiflungsvoll geschildert hatte, zu entrinnen. Wir wurden immer unruhiger; eine gewisse Verbitterung bemächtigte sich meiner, die sich wohl mit scharfem Spott gegen die völlig schuldlosen juridischen Pro-

feſſoren wandte. Ich ſann auf verſchiedene Auswege; in der Ferne winkte Amerika, wie jedoch ohne Geld über den Ozean fahren, um in dem Hafen aller bankerotten Exiſtenzen zu landen, vielleicht als Wrack zu ſcheitern.

III.

Purtſcher und ich zweifelten ſchon daran, ob wir je unſerer Neigung zu den Naturwiſſenſchaften folgen dürften, da zeigte ſich im vierten Semeſter unſerer juridiſchen Studien ein Hoffnungsſtrahl, wir fanden Freunde, die uns Mittel zur Fahrt nach Wien verſchafften; dort mochten wir uns ſelbſt weiter helfen. Ich eilte nach Kufſtein und hier begann der Briefwechſel mit Cornelie. Für die Mitteilung desſelben ſollten mir vor allem die Frauen dankbar ſein, es iſt ein reines, edles, großes Herz, das ſich hier offenbart.

Was bis jetzt von ihren Briefen gedruckt wurde, erregte den lebhaften Anteil aller Gebildeten, den ich wohl auch für die Reihe, die ich hier mitteile, hoffen darf. Auch einiges von Freunden mag hier als kleiner Beitrag zur Zeitgeſchichte einen Platz finden.

An Cornelie.

Ihren erſten Brief habe ich nicht erhalten, ſo beantworte ich den, der vorgeſtern in meine Hände kam. Ich habe viel freie Zeit, täglich 24 Stunden, und doch fehlt mir alle Luſt zur Feder. Aus langer Weile wär' ich bei dieſem trüben Wetter bald Moraliſt geworden;

ich blätterte im Pascal, kam jedoch nicht über die Stelle hinaus: „La vertu d'un homme ne doit pas se mesurer par ses efforts, mais par ce, qu'il fait d'ordinaire.“ — Ein deutscher Philosoph, der berühmte Hegel, sagt irgendwo: „Das Gewöhnliche ist das Vernünftige“. — Das ist in anderer Weise der Spruch Pascals. Könnte man nicht auch sagen: „Das Natürliche ist das Vernünftige?“ — Was aus der Natur eines jeden entspringt, danach soll man ihn beurteilen; das, wozu man nicht geschaffen ist, macht man schlecht und die Menschen rechnen es uns als Fehler an. Welche Tiftelei! — Zu Kufstein erwartete mich eine kleine Freude. Hinter dem Zellerberg zieht von der Naggelburg eine prächtige alte Lindenallee zum Portiuncula-kirchlein, wo einst meine Eltern getraut wurden. Nur an einem Jahrmarkt herrscht hier reges Leben, sonst stört uns selten jemand. Unter diesen Bäumen habe ich ein Lieblingsplätzchen mit der Aussicht auf den Schrofen des Pendling und die waldigen Maistallerberge im Hintergrunde und zur Seite die Täler. Als ich heuer zum ersten Male hinkam, fand ich eine Rasenbank roh zusammengefügt. Bald darauf sprang ein Bube daher und begrüßte mich lachend. Ich ließ ihn voriges Jahr oft mit mir laufen, erzählte ihm und lehrte ihn mancherlei aus dem Stegreif. Ich hatte ihn vergessen, er aber mich nicht und das war von ihm besser als von mir. „Die Bank“, sagte er, „hab' ich gebaut, Sie sind immer auf diesem Platz gesessen; ich habe den Tag Ihrer Ankunft erfragt und dann fleißig gearbeitet.“

Heute war der erste reine Tag, daß ich auf die Berge steigen konnte. Es bleibt mir nicht viel Zeit

mehr; in Tirol wünſche ich wenigſtens den Himmel heiter.

Kufſtein, 7. Auguſt 1842.

Ihr

Pichler.

Ich an Sebaſtian Ruf.

Für die Bücher Dank; einen Teil hier zurück. Lammenais kannte ich ſchon früher; Wienbarg ſchreibt flüchtig, ich habe ihn ebenſo flüchtig geleſen, als er es verdient.

Klagen Sie mich nicht als Mörder an; es gibt heuer in hieſiger Gegend ſehr wenig Wild und zum trockenen Brot ſchmeckt hier und da ein Braten ſehr wohl.

Ich habe Flirs Aufſatz in den „Katholiſchen Blättern" geleſen. Beiläufig bin ich kein Freund von dieſer Verhimmelung der Kunſt, die ſtets dort das Größte leiſtet, wo ſie ſich aus den typiſchen Windeln des Kultus entwickelte, wenn ſie auch noch religiös blieb.

Wenn wir nun aus dieſen Tales Gründen den Ausweg fänden! Aber wie? — Dieſer Herrgott Eurer frommen Äſthetiker kommt mir vor wie das Aderlaßmännchen im Bauernkalender. Alles ſtrömt von ihm aus und das Ausgeſtrömte iſt zwar an ſich ſchön, aber doch in bezug auf Gott ſchlechter als er. — Dieſe Leute ſehen blinzelnd die Herrlichkeit der Welt und getrauen ſich dennoch nicht Gott in die Welt und die Welt in Gott zu ſetzen. Da hatte Goethe weitere Augen, oder auch um Ihnen zu entſprechen: der heilige Paulus!

Meine Abreiſe iſt nahe. Da ich den Tag nicht

genau anzugeben weiß, ſo bitte ich mit der Antwort zu warten, bis ich die Adreſſe aus Wien ſchreibe.

Kufſtein, 4. September 1842.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Sie haben den Bergen die Botſchaft gegeben; ich ſende Ihnen in der Blume mein Wort; was bedeutet die ſchlichte vertrocknete Zeitloſe? Die Ferien ſind faſt zu Ende. Ich habe mich ſehr viel im Gebirge umgetrieben: Zeugnis deſſen die zwei Gedichte: „Ausſicht“ und „Der Wildſchütz“. Sie ſollten mich nur ſehen: ſonnenbraun, bärtig und zerriſſen, ſo recht ein Geſell aus dem Räuber Moor. Neulich rannte ich, den Stutzen über die Achſel, an einer Frau mit dem Kinde vorbei. Dieſes rief: „Wau, wau!“ — Ich mußte herzlich lachen.

Gegenwärtig treffe ich die Vorbereitungen zur Abreiſe. Von den Bergen ſcheide ich ungern; mir iſt, als hafte mein Herz, wie eine alte Tanne mit tauſend Wurzeln darin. Es iſt eine ſchöne Treue, die wir der Natur weihen. — Ja, das Natürliche iſt das Vernünftige! bleiben Sie ſtets auf dieſem Wege; wem die Natur nicht mehr in die Seele ſpricht, der iſt verloren für Gott und die Welt.

Ihr Bruder will, ich ſoll einiges in einen ausländiſchen Almanach geben; da ich es ihm nicht verſagen konnte, ſchrieb ich etliche Gedichte ab. Freilich bin ich mit mir ſelbſt nicht mehr recht zufrieden; frühere Ar-

beiten genügen mir nach Inhalt und Form nur noch selten; ich fühle deutlich das Regen neuer Keime.

Daß ich nicht nach Salzburg komme!

Wie sehr würde es mich freuen, noch einmal mit Ihnen zu sprechen. Die Richtung meines Weges gestattet es nicht. Bald werde ich hinabschiffen auf Inn und Donau in die Fremde. Mögen die Götter meinen Eintritt in Wien segnen; ich kenne keine freundliche Seele dort; bleiben Sie mir deswegen wohlgesinnt und schreiben Sie bald.

Kufstein, 16. September 1842.

Ihr Pichler.

* * *

Allmählich wurden die Tage kühler, die Bäume begannen zu verfalben und in den Wäldern sammelten sich die Zugvögel. Purtscher erwartete mich zu Innsbruck, wo ich noch manches zu erledigen hatte. Dann war unser Bündel bald geschnürt. Um wohlfeiler zu reisen, mieteten wir zu Hall Plätze auf einem Frachtschiff. Nachmittags am 20. September stiegen wir bei sehr launischem Wetter an Bord. Nach kurzem Gebet kappten die Fergen laut rufend das Tau und schoben die Plätte mit Stangen vom Kiese los: Gruß und Gegengruß vom Ufer zum Ufer; rasch glitt das Schiff in der wilden Strömung des Inn fort. Hinter uns blauer Himmel, vor uns düstere Wolken, auf deren dunklen Grund sich quer über den Strom ein Himmelsring spannte. Meine Seele erfüllte Wehmut, da schaute ich um und mußte unwillkürlich hell auflachen.

Wie Childe Harold, als er ſein:

Adieu, adieu my native land!

über die Wogen hinausſang, ſtand Purtſcher auf dem Deck, im Aug', eine Träne, bereits an einem mächtigen Stück des Gugelhupfes nagend, den mir meine gute Tante als letzte Gabe eingepackt. Die Morgen waren kühl und nebelig, ſo griffen wir zum Ruder und arbeiteten wacker mit, dafür zahlten wir auch nur zwei Gulden Fahrgeld. Weil untertags nicht gelandet wurde, verſahen wir uns in der Frühe mit Lebensmitteln und Holz, das wir meiſtens in einer Au, ohne lange zu fragen, von den Zäunen brachen oder von einem Spreuhaufen wegſchleppten und ich kochte dann auf dem Verdecke. Purtſcher lag, wenn die Sonne ſchien, auf dem Bretterdache und las mir am Herd, während wir an den ſchönen großartigen Landſchaften vorüberfuhren, aus der Odyſſee vor, bisweilen langte er auch mit einer Zinke in den brodelnden Topf, um ſich ein Stück Fleiſch aufzuſpießen. So erreichten wir in zehn Tagen die alte Kaiſerſtadt. Als wir um den Kahlenberg biegend zum erſtenmal den mächtigen Stephansdom erblickten, erfaßte uns ein banges Vorgefühl, das jedoch bald der mutigen Hoffnung der Jugend wich.

Wir landeten. Alſo in Wien! Ich ging vom Schanzel durch das Fiſchertor auf den Salzgries und blickte beklommen in das Gewoge der engen Straßen. Endlich fragte ich einen Schuſter, der ein paar Stiefel trug, nach der Univerſität. Da er gleichen Weges war, hieß er mich freundlich mitgehen. Auf der Aula traf ich einen Landsmann, der im Gefühle der Verlaſſenheit

mit einem langen traurigen Geſicht die Anſchläge auf dem ſchwarzen Brett betrachtete. Hocherfreut durch meinen Gruß, reichte er mir die Hand; auch er war, um Medizin zu ſtudieren, nach Wien gereiſt und am nämlichen Morgen eingetroffen. Wir gingen auf die Landſtraße, wo die meiſten unſerer Kollegen zu wohnen pflegten und mieteten uns ein beſcheidenes Zimmer unweit der Pfarrkirche. Das koſtete damals für den Monat fünf Gulden; den Titel „Doktor" erhielten wir anticipando von der Quartierfrau gratis. Über meine Schickſale in Wien verweiſe ich auf eine Reihe von Briefen; ſie geben, da ſie unmittelbar aus der Zeit reden, ein viel treueres Bild von Menſchen und Dingen, als ich es nachträglich zu entwerfen imſtande wäre.

Die Weitläufigkeit dieſer Mitteilungen entſchuldigt wohl jeder mit Nachſicht, der bedenkt, daß ſie aus den wichtigen Jahren ſtammen, wo der Jüngling dem Mann engegenreift. Meinen Genoſſen tue ich vielleicht einen Gefallen, wenn ich ihnen Tage, wo das Morgenrot einer neuen Zukunft am Himmel ſtand, wieder zurückrufe. Reich an Erfahrung und vielgeprüft kann ſich nun jeder die Sache leicht, nach ihrer Wirklichkeit zurechtlegen, deren Größe und Verhältniſſe Eitelkeit und Überſpannung der Jugend verzeichnete und jenes Selbſtgefühl, das in der Periode, wo die Phantaſie den ganzen Ideenkreis des Menſchen beſtimmt, unrichtig färbte. Ich aber will im einfachen Studierzimmer, ſinnend über ſo viel zerronnene Hoffnungen, ſo viel verlorene Kraft und Zeit das Glück jener goldenen Tage noch einmal in der Erinnerung nachgenießen.

Ja, wir hatten eine Jugend, denn wir waren Idealisten! Darum führ' ich dem heutigen Geschlecht, das realistischer aus dem Tag in den Tag geht, diese Bilder vor, daß es erfahre, wie die Väter träumten, liebten und schwärmten und wünschte ihm eine Zukunft voll heller Morgensterne.

Ihr sollt uns sehen, wie wir waren und wenn die Schellenkappe Parzivals um unsere Ohren klingelt, so mögt ihr immerhin spöttisch lächeln, vielleicht beneidet Ihr uns trotz eurer Altklugheit.

Cornelie an mich.

Ich möchte Sie in Wien willkommen heißen durch dies Blatt und Ihnen sagen: die Götter werden Deinen Eintritt segnen; ich hoffe es zuversichtlich. Dürfte ich Ihre Botschaft nach meinem Wunsche deuten, so spricht sie von zeitloser Freundschaft und wohl ist die Zeitlose, der letzte Schmuck der Flur, ihr Sinnbild.

Viktoria ist wieder vom Gebirge zurück; am gleichen Tag, wo ich Ihren Brief erhielt, brachte mir ihr Bruder die Nachricht, daß sie mich besuchen werde. Nun sind wir abends gewöhnlich beisammen; ich weiß nicht mehr, wie sie auf diesen Gegenstand kam: sie sagte: „ich möchte nichts herausgeben, denn ich würde schreiben, was ich fühle, nicht was ich denke, und ich könnte keine Kritik darüber ertragen." Ich kann diesen Grund nicht anerkennen und gebe Johann recht, daß er in Sie dringt, etwas zu veröffentlichen.

Neulich las ich meiner Mutter Manfred vor. Ich möchte gern Ihre Ansicht von diesem Werk ausführlicher hören, als Sie dieselbe in Innsbruck aussprachen.

Man vergleicht ihn oft mit Faust; ich finde wenig Gemeinsames zwischen beiden. Vielleicht verstehe ich ihn nicht ganz; sehen Sie, wie sehr ich Ihrer bedürfte; überall fehlen Sie mir. Früher glaubte ich, man könne aus Büchern ebensoviel lernen als durch mündlichen Unterricht; erst jetzt kenne ich den großen Unterschied zwischen dem toten Buchstaben und dem lebendigen Wort.

Glauben Sie nicht, daß der Ort, wo wir aufwachsen, großen Einfluß auf unsere Denkungsart und Entwicklung habe? Ich meine, ich würde anders sein, wenn ich nicht nach Salzburg gekommen wäre: vernünftiger, also besser. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen; lieber wäre es mir, der „Schütz" wäre nicht so von trüben Nebeln umgeben. Gute Nacht; Gott segne Sie.

An Cornelie.

Schon dachte ich: der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt.

Als ich meinen Brief auf die Post trug, traf ich dort Ihre Zeilen, die meine Wohnung nicht aufgefunden. So kehrte ich zurück und lege ein neues Blatt bei. Zufällig erfuhr ich: „Cornelie will in das Kloster." Warum haben Sie mir nie von diesem Plane gesprochen? Muß ich Ihnen erst sagen, daß in an allem, was Sie berührt, innigen Anteil nehme? Wohl hätte ich das Recht zu Vorwürfen, daß Sie einem Freund so wenig vertrauen.

Von Viktorien sollten Sie mir wohl mehr schreiben; Sie sprachen nie ein Wort von ihr, so daß ich sie gar nicht kenne. — Sie wollen meine Ansicht über Man-

fred? Es ist wohl schon länger her, daß ich ihn las; alles schwindet mir wie in einem Nebel zurück. In einzelnes kann ich daher nicht mit Sicherheit eingehen und muß mich auf das Allgemeinste beschränken.

Zwischen Faust und Manfred ist das Gemeinsame mehr scheinbar als wirklich; darin hat Sie ein sehr richtiges Gefühl geleitet. Manfred ist schuldbefleckt, hingegeben in die Gewalt seines düsteren Geistes, der ihn die schrecklichen Kräfte der Natur auffluchen läßt aus der Tiefe und der Fluch lastet auf ihm: Nie mehr Befriedigung zu finden. Faust dagegen erscheint als ein geistig Ringender; er hat nicht in der Welt gesündigt; sein Fluch ist, daß er abgewendet von dieser im Grau der Spekulation lebte und den reichen Inhalt des Gemütes mit der Wirklichkeit nicht ins Gleichgewicht zu setzen vermochte. Er ist ein Deutscher im wahrsten Sinne des Wortes; nicht imstande, die höchsten Aufgaben des Daseins zu lösen, baut er das Jenseits in das Diesseits; er ist Geist, darum wendet er sich an den Tod um Aufschluß; er ist Gefühl, darum zieht ihm das Osterlied den Becher vom Munde. In Manfreds Monolog spricht das Gewissen eines furchtbaren Mannes und er ruft in Verzweiflung: „Der Antwort schrecklichste ist doch das Grab!" Manfred ist ein abgerissenes Höllenbild; man sollte ihn zu Goethes Faust, der die Erde durchstrebt und den Satan selbst nicht vom Himmel reißen kann, gar nicht in Gegensatz stellen, höchstens zum Faust Lenaus mit seinen wundervollen Nachtgemälden.

Sie haben recht: die irdische Umgebung bedingt das Wachstum unseres Wesens. Ich merke das zu

Wien. Noch bin ich nicht zur Ruhe gekommen, das Treiben um mich herum hat mich nur verwirrt, allein ich will die Goldkörner der Erfahrung ſuchen und der Baum des Lebens ſoll mir nicht ohne Frucht bleiben.

Die Frauen gefallen mir nicht ſehr; was ich in beſſerer Geſellſchaft kennen lernte, ſcheint angeweht vom Scirocco des Genuſſes, eines Genuſſes ohne Geiſt. Dieſe Weiber ſind fertig; ich bin es noch nicht, hier und da fühl' ich mich als weltunerfahrener Tirolerwaſtel, ſchäme mich, werde verſchüchtert und ſchließlich ausgelacht — auch noch von meinen Kameraden. Da machen ſich neben dem Idealismus, der uns in Tirol wolkenan zog, noch ganz andere Mächte geltend. Jüngſt waren wir vor der Linie. Ging es da zu! Der halbgegohrene Wein ſchäumte in den Bechern nicht toller als die Luſt in den Köpfen dieſes Völkleins. Endlich Tanz! Meine Landsleute ſprangen mitten hinein und ich — mir wirbelte vom Zuſchauen und doch kannte ich auf den wildeſten Schrofen keinen Schwindel.

Heut war ich bei dem berühmten Gelehrten Endlicher; wir ſprachen von Botanik; ich dachte dabei an Alpenroſen und Aurikeln, die ich meinen Freundinnen vom Joch gebracht.

Neulich im Hoftheater Halms Sohn der Wildnis. Ich hielt es trotz des trefflichen Spieles kaum bis zum Schluſſe aus. Welch ein großartiger Stoff iſt hier zur Komödie verpfuſcht, oder beſſer, welche großartige Idee.

Ich vermute wenigſtens, es ſei die Abſicht des

Dichters geweſen, die höhere Berechtigung der Kultur über den urkräftigen Naturzuſtand dramatiſch darzutun, wie es „das eleuſiniſche Feſt“ epiſch-lyriſch tut.

Dazu Hellenen und Tektoſagen! Halm hat es ſo weit gebracht, wie etwa Clauren in anderer Form: ein ungezogener Korpsburſch verliebt ſich, wird Praktikant und Philiſter in einem Bureau. Gott wird den braven Jüngling bei ſeiner Bekehrung nicht verlaſſen und ihm zum Amte reichen Kinderſegen gewähren. Der ungeheure Beifall, den dieſes Stück hier fand, hat mich zum Teil über das hieſige Publikum aufgeklärt, aber gemacht iſt es ſehr gut, da könnte man lernen! Ich muß ſchließen, ſonſt komme ich vom Hundertſten ins Tauſendſte.

Wien, 20. Oktober 1842.

Ihr

Pichler.

Hier ungefähr iſt ein Brief von Johann Schuler einzuſchalten. Der bekannte Advokat Dr. Andreas Gredler, dem ich empfohlen war, ſuchte mich in meinem Entſchluſſe, Medizin zu ſtudieren, zu erſchüttern, um mich wieder dem Jus zu gewinnen; das hatte ich nach Innsbruck geſchrieben und nebenbei auch angedeutet: „Die Beſorgnis, daß mich die Entbehrung der Genüſſe, welche im Capua der Geiſter ſich üppig aufdrängen, unzufrieden machen werde, ſei völlig ungerechtfertigt, weil ich über mein beſcheidenes Daſein hinaus, welches mir die geiſtige Arbeit ermögliche, eben nichts verlange.“ Darauf bezieht ſich der folgende Brief:

J. Schuler an mich.

Lieber Adolfus!

Ihr letzter Brief hat mich recht erfreut; er zeugt von Zusammengenommensein, Mut und milder Kraft. Mut und Kraft sind zwei treffliche Ruder, um die Wogen eines auch widrigen Meeres zu bezwingen. O Freund! Danken Sie Gott alle Tage für die Frische der Jugend; fühlen Sie es innig und mächtig, daß noch ein ganzes reiches Leben vor Ihnen liegt und breiten Sie über diese weite Aussicht den goldenen Glanz aller feurigen Jugendhoffnungen, denn die Jugend ist so schön, weil sie die Zeit der Hoffnung ist. Das Mannesalter ist die Zeit der Resignation und es ist so schwer, sich in sie zu finden, wenn man sich sagen muß, daß zwischen der Jugend und dem Tode nur eine unabsehbare Reihe von Täuschungen liegt. Dieses Bewußtsein raubt alle Kraft und allen Lebensmut, möge es recht lange von Ihnen ferne bleiben. — Schreiben Sie mir nur oft, der frische Jugendhauch Ihrer Briefe erfrischt mich; er zaubert mir lang entschwundene Bilder zurück, mit dem regsten und liebevollsten Anteil verfolge ich Ihren Entwicklungsgang.

Wenn Sie vom juridischen Studium dieselbe Ansicht hegten, wie ich sie jetzt hege, so hätten Sie gewiß nicht schlecht getan, Dr. Gredlers Rat zu folgen. Auch ich verachtete einst die Juristerei als banale Philisterei, erst in späteren Zeiten bin ich durch die abstoßende Schale zur Kenntnis des tüchtigen Kernes gekommen und zu der Überzeugung, wie viel Treffliches auf dieser Bahn ein tüchtiger Mann wirken könne. Aber quem-

cunque sua fata trahunt! Man kann keinem zweiten eine Überzeugung einstopfen, jede will selbst gelebt sein, darum studieren Sie in Gottesnamen weiter auf die Medizin los! Ihr

Schuler.

Cornelie an mich.

Sie schreiben: „Fast dachte ich, der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt."

Wahrlich ich weiß nicht, ob Sie sich selbst oder mir dadurch mehr Unrecht tun. Daß man Sie so leicht vergessen könne, glaube ich nicht; wer Sie vergißt, muß Sie nie gekannt haben.

Meine Worte wurden falsch gedeutet. Ich kann aber dieses Mißverständnis nicht bedauern, da es mir Gelegenheit gibt, Ihre Ansichten vom Klosterleben kennen zu lernen.

Sie sind auch die meinigen. Nur wer gelebt hat, darf ruhen. Ich glaube zwar, daß vielleicht einst das Kloster mein Los sein könnte, aber ich weiß auch, daß ich jetzt das Gelübde nicht aussprechen dürfte und könnte. Ich fürchte das Leben nicht und sollte jemals solche Furcht mich beschleichen, so würden Ihre Worte, Ihr Beispiel mich erheben und trösten.

Neulich besuchten wir eine Bekannte meiner Mutter, die auf dem Lande ein ruhiges, einfaches Leben führt. Das kleine Häuschen, das sie mit ihrer Stieftochter bewohnt, das einzige, was ihr von den Gütern, welche ihre Familie einst besaß, geblieben ist, hat eine sehr schöne Lage und die Aussicht, die es darbietet, ist sehr lieblich. Wir verweilten länger, als wir uns vorgenom-

men, und als wir den Rückweg antraten, war der Mond aufgegangen und beleuchtete den Gaisberg, deſſen Grün ſchon anfing ſich mit Rot und Gelb zu miſchen, das Tännengebirge und den hohen Göll, deren ſchneebedeckte Gipfel das Auge kaum mehr von dem klaren Blau des Himmels zu unterſcheiden vermochte, und an ihrer Seite den finſter hervortretenden Untersberg, der wie der Herrſcher der Gegend ſtolz und einſam in düſterer Größe ſich darſtellt.

Auch die Feſtung Hohenſalzburg und die zu ihren Füßen ruhende Stadt erhellte ſein Licht und ſchimmerte wieder in der ſchnell dahinrauſchenden Salzach. Ich lehnte mich über das Geländer und blickte entzückt hinaus.

Ich habe Ihnen nie von Viktorie geſprochen? Das wundert mich, denn ich liebe ſie ſehr und immer mehr, je länger ich ſie kenne. Beſchreiben will ich ſie nicht, aber ich will herſchreiben, was ich einſt las und was ganz auf ſie paßt: „In ihrem Charakter lag etwas ſo Klares und Reingeiſtiges, daß man zuzeiten wünſchte, an ihr irgendeine menſchliche Schwäche, irgendeinen milden warmen Irrtum als einen Ruhepunkt wahrzunehmen.“ Ihren älteren Bruder liebte ſie über alles. Voriges Jahr kam er todkrank von Padua zurück. Die Ärzte erklärten, daß er unheilbar an der Lungenſucht leide und wir hatten alle Hoffnung aufgegeben. Sie wich nicht von ſeinem Bette. „Aber was ich auch litt, ich betete nie um ſeine Geneſung,“ ſagte ſie neulich, „denn was könnte es helfen? Meines Gebetes wegen würde ihn Gott nicht geſund werden laſſen.“ Das mag wahr ſein, aber ich könnte nicht ſo denken.

Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Wunsch erfüllten und mir Ihre Ansicht über Manfred und Faust schrieben.

Sie sind in Wien heiterer als ich mir zu erwarten getraute und so hoffte ich das Beste von der Zukunft.

Den Sohn der Wildnis kenne ich nicht; meine Schwägerin bezeichnete Sie mit diesem Namen, nach Ihrem letzten Genrebildchen scheint er aber nicht mehr zu passen, am Ende liefern Sie uns gar noch beim Heurigen einen Teniers.

Die Alpenrosen! wie oft erinnere ich mich daran, wie Sie sie uns gaben.

Jetzt blüht keine Blume mehr. Einmal hatten wir schon Schnee und bald werden die wenigen schönen Tage des Herbstes, die wir noch zu erwarten haben, vorüber sein und der Winter wird alles verhüllen. Ich aber habe mir hier selbst ein Reich eingerichtet, woraus der Winter verbannt ist, wenn nicht Sie etwa einen Frost schicken wollen, um meine Blumen zu schrecken.

Cornelie.

An Cornelie.

Ein Freund geht über Salzburg nach Tirol; ich benütze ihn als Boten für einige Zeilen. Frost werde ich schicken, aber nur an Ihr Fenster, daß er es mit schönen Eiskristallen ziere, drinnen sei's aber recht warm und behaglich, damit sich eine reiche Fülle von Knospen und Blüten auftue. Gestern, Allerheiligen, wanderte ich mit Nagiller zu Beethovens Grab. Ein einfacher Stein mit seinem Namen, einsam und verlassen; keine Kerze, kein Blumenkranz. Ich pflückte

einige Grashalme, die im Wind ſchwankten. Ihr Stilleben hat mich warm angemutet; Glückauf zum Winter! Gedenken Sie mein.

Wien, 3. November 1842.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Laſſen Sie mich für Ihre Zeilen danken und für die wenigen Halme, die Sie mir von jenem heiligen Grabe beigelegt. Faſt möchte ich Sie beneiden um dieſe Leichenfeier. Beethovens Name hat einen ſchöneren Klang für mich, als ſonſt einer, den die Muſik aufweiſen kann, und Ihre Feier war ſeiner gewiß würdig. Die tiefempfundene Dankbarkeit der wenigen, welche den Geiſt verſtehen, ſcheint mir beneidenswert; nicht der hohe Prunk womit die Nachwelt das Andenken der Toten zu ehren glaubt.

Ich möchte wohl wiſſen, was Sie jetzt machen. Es iſt Abend und ich bin allein; Ernſt iſt noch nicht nach Hauſe gekommen, meine Mutter und Schweſter ſind im Theater und Victoria hat ſich bereden laſſen, mitzugehen. Sie iſt in ihren Forderungen viel ſtrenger als ich, obwohl wir gewöhnlich der nämlichen Anſicht ſind. Meiſtens ſtreiten wir beide gegen meine Schweſter, die immer anderer Meinung iſt oder ſich ſo ſtellt, um uns zu necken. Sie kann aber recht liebenswürdig ſein und hat auch wirklich mehr Freunde, als wir zwei; jetzt kränkelt ſie leider und iſt daher manchmal verſtimmt. Ich liebe ſie; außer ihr iſt Viktoria das einzige Weſen, von dem ich einige Zuneigung verdient habe, das einzige, für welches die meinige einen Wert

haben kann. So halten wir zuſammen. Jetzt leſen wir Geſchichte. Geſtern Lykurg und Solon. Im Geſpräch werden die Geſtalten lebendig, man verſteht ſich und ſie und hat doppelten Genuß. Sind Sie zufrieden in Wien? Sie ſchreiben ſo wenig und ich möchte gern recht viel von Ihnen wiſſen. Man ſagt mir, ſie hätten Goethes Enkelin zu unterrichten; wie würde es mich freuen, wenn es wahr wäre.

Hier macht ein Fremder großes Aufſehen; er ſoll ein außerordentliches Gedächtnis beſitzen.

Von einem griechiſchen Werke hatte man ihm eine Seite vorgeleſen und er wiederholte das Wort für Wort; das wäre eine ſchöne Sache, ein ſolches Gedächtnis zu haben. Er ſoll auch ein Wahrſager ſein. Damit würde ich ihn nicht bemühen; ich möchte die Zukunft nicht wiſſen, wenn dies auch möglich wäre, ich bin zufrieden mit der Gegenwart und Vergangenheit. Was würde ich auch erfahren? Gewiß wenig Erfreuliches! Das Leben bietet mehr Leiden als Freuden, aber die Erinnerung an traurige Tage iſt oft angenehmer als an vergnügte. Die Zeiten, an welche ich am liebſten denke, die ich mir am eifrigſten zurückwünſche, ſind nicht immer die fröhlichſten meines Lebens. Ich glaube, es kommt daher, weil die Erinnerung ſich mehr auf das innere Leben bezieht als auf das äußere und jenes oft mit dieſem in grellſtem Widerſpruche ſteht. Jetzt iſt einmal eine heitere Zeit für mich.

Heut leſen wir von Miltiades, Ariſtides, Themiſtokles und Leonidas.

Welch große Männer! Leonidas war wohl der

glücklichſte. Themiſtokles der bewundernswürdigſte aber ich achte den Ariſtides am höchſten. Der Beiname: Der Gerechte! ſcheint mir der ſchönſte Ruhm.

Ich möchte Sie wohl bitten, mir über dieſen Gegenſtand überhaupt einiges zu ſchreiben. Neulich ſah ich Sattlers Panorama von Salzburg und deſſen Kosmoramen. Erſteres iſt ſehr getreu und fleißig gemalt; ich bewundere die Geduld und die Ausdauer des Malers. Es iſt von der Feſtung aufgenommen, bei ſchlechtem Wetter iſt es beſonders den Fremden, welche die Gegend um Salzburg kennen lernen möchten, ſehr zu empfehlen. Die Kosmoramen gefielen mir ſehr. Es waren Anſichten von den verſchiedenſten Gegenſtänden und Gegenden. Auch ein Platz von Wien mit der Stephanskirche war dabei. Aber unter dem Gedränge der Menſchen auf dem Bilde ſuchte mein Auge freilich umſonſt nach einer bekannten Geſtalt. Von Ernſt ſoll ich Ihnen einen Gruß ſchreiben. Vermutlich wird er im Mai nach Wien gehen. Er hat hier bei einem Advokaten einen Platz zum Praktizieren gefunden und ſich als Mitglied des Mozarteums einſchreiben laſſen. Neulich erhielt er einen Brief, worin es heißt: „Das Leben in Wien iſt nicht ſo angenehm, als Du Dir es vielleicht vorſtellen magſt.“ Ich wollte, Sie fänden das Gegenteil. Leben Sie wohl!

Cornelie.

An Cornelie.

Nicht Trägheit oder Vergeſſen hielt mich von der Beantwortung Ihres Briefes ſolange ab, ſondern winterliche Stimmung. Die Wiener habe ich mir nach

und nach angesehen. Kein Gedanke, keine Idee: Sinnengenuß und nur Sinnengenuß! Lobe mir einer die Gemütlichkeit dieſs Völkleins; Weichheit ohne Kraft iſt unerträglich, nur dieſer ſteht die Milde ſchön. So wirkt es nur als Maſſe. Aber die Maſſe erzeugt durch den Druck ihrer Wucht Wärme, die Wärme Bewegung, dieſe Bewegung nun zeigt ſich vor- und rückwärts geſchichtlich wirkend. Man ahnt, daß man ſich an einem Mittelpunkt menſchlicher Schickſale befinde, aber wo ſind die großen Menſchen? Faſt ſcheint's, das Erz der Männer hat die Vergangenheit ſchon aufgemünzt und nur das Flittergold des Salons iſt geblieben. Die Natur iſt immer groß, wie ſelten aber der Menſch! Warum nennen wir uns die Herren der Natur, wenn wir meiſtens ärmer, niedriger ſind als ſie?

Halten Sie feſt an den Geſtalten des Altertums, ſie ſind rein und edel wie die ſchönſten Ideale. Es iſt doch noch einiger Unterſchied zwiſchen den Ölzweigen von Olympia und dem Haslinger der Kaſernen.

Schon als Knabe erbaute ich mich an den Heroen der Vorwelt. Schöner, reiner, menſchlicher ſind die Züge der Griechen; die Römer ſind erſtarrt im ſchroffen Egoismus ihres Gemeinweſens. Es iſt ſehr bezeichnend: Griechenland kannte die Gladiatorenkämpfe nicht, an denen ſich ſelbſt römiſche Damen kaum ſatt ſahen. Hier focht der galliſche Knecht um ein feiles Leben und ſtarb beim Jauchzen des grauſamen Pöbels, vor deſſen Blick er auf der Arena ſeine rohen Künſte gezeigt; dort rangen freie Bürger um einen Kranz in begeiſterten Geſängen und anderen Werken der Muſen oder im Wechſelſpiel geübter Kraft. Wie

gerne möchte ich mit Ihnen ein und das andere griechiſche Buch durchleſen, z. B. Antigone. Sie würden ſtaunen vor dieſem ſittlichen Ernſt, dieſer Heiligen im Schimmer echter Menſchlichkeit. Und dann Odyß und Nauſikaa! nie wurde etwas Keuſcheres gedichtet; mich ergreift ſtets Ehrfurcht vor dieſer Jungfräulichkeit der Poeſie. So wirkten die wenigen Reſte des Griechentums auf mich: veredelnd, läuternd, ſittigend! Fahren Sie fort Geſchichte zu ſtudieren; es iſt ein gewaltiges Buch; nicht mit Blut geſchrieben, wie ſentimentale Schwätzer ſagen: der Genius, der göttlich durch die Menſchheit ſchreitet, ſie führt und lenkt, hat darin mit unſterblichen Zügen ſeine Majeſtät bewieſen und die großen Männer als Geſandte durch alle Zeiten, alle Länder zerſtreut mit dem Lorbeer des Sieges, mit dem Palmenzweig der Märtyrer. Lernen Sie falſchen Tand und Schimmer, dieſe große Kleinheit, an der unſere Zeit krankt, erkennen und verachten, bis wieder einmal der Boden vulkaniſch zittert und die Völker ihren Ammen Saugfläſchchen und Schlafhaube an den Kopf werfen.

So lebe ich ſehr eingezogen. Vor meinem Fenſter rauſcht der breite Strom, ſchmutzig, ſeicht, trüb aber dennoch mächtig; das Geld, welches ich mir durch Lehrſtunden verdiene, würde mir zwar einigen Genuß erlauben, ich will jedoch bei meiner alten ſtrengen Weiſe bleiben.

Ich habe mir vorgenommen, das Gute nicht blos an andern zu preiſen, ſondern es ſoviel als möglich an mir ſelbſt darzuſtellen und jeden Widerſpruch zwiſchen Denken und äußerlichem Leben aufzuheben.

Manchmal möchte ich freilich nach Tirol fliehen und dort als Eremit zwiſchen Felſen eine Zelle bauen; ich Narr wollte Ihnen vom Kloſter predigen. Was iſt der Menſch für ein kleiner Topf; bei etlichen Tropfen fließt er über und ſtets iſt das Auge weiter als der Magen.

Bezüglich Goethes Enkelin ſprach einmal die Baronin Buol, deren Töchter ich ja auch unterrichte, obenhin mit mir; ohne gerade abzulehnen, verwies ich auf die Stunden, die ich bereits zu geben habe; ſo weiß ich nicht was nun geſchehen wird und noch weniger, wie die Sache zu einem Gerücht werden konnte.

Das Theater beſuche ich nicht ſelten. Leider wird man aber bei den klaſſiſchen Stücken, die man rein für ſich genießen möchte, am widerlichſten an die Gegenwart gemahnt durch die Schere des Zenſors, der manche berühmte Stelle dadurch zu vernichten glaubt, daß er ſie ſtreicht. Die rezitiert dann freilich jeder in der Stille und ſie wirkt doppelt.

Manches verſchuldet aber auch die Direktion, indem ſie durch ſchwächliche Bearbeitung die Tragik hoher Werke, deren Urform das Publikum nicht erträgt, abſtumpft. So wurde jüngſt Lear zu einem Rührſtück von Kotzebue. Dieſe Lämmer — nein Auſtern!

Sie möchten das Gedächtnis jenes Wahrſagers, der in Salzburg ſolches Aufſehen machte? Das ſchönſte Gedächtnis wohnt im Herzen, das alles Edle, Gute, Schöne fühlt und den Eindruck davon ſtill in ſich bewahrt. Nicht die Anhängſel des Wiſſens, nein, was wir innerlichſt erlebt, bildet den echten Kern des Daſeins. Ihre Schilderungen haben mich in Ihrem häus-

lichen Kreiſe heimiſch gemacht, fahren Sie fort mir alles, was auf Sie erfreulich oder wie immer wirkt, ausführlich mitzuteilen. Glückauf zum neuen Jahr!

Wien, 22. Dezember 1842.

Ihr

Pichler.

An Sebaſtian Ruf.

Bereits drei Monate in Wien und noch keine Zeile an mich! werden Sie ausrufen. Jetzt iſt mein kleiner Haushalt in Ordnung und ſo kann ich Ihnen deſto ruhiger ſchreiben. Endlich gelingt es mir auch, mich innerlich ins Gleichgewicht zu ſetzen. Alles brach in mir zuſammen; Neues drängt von allen Seiten heran und ich habe Mühe, mich gegen den Strom zu ſtemmen. Das war eine Zeitlang ein wirres Durcheinander; jetzt ſinkt freilich wie ein trüber chemiſcher Niederſchlag manches zu Boden, was ich für unvergänglich hielt. Wer kann der elementaren Gewalt des Wachſens widerſtehen und ſei dieſes Wachſen auch noch ſo ſchmerzlich! Die Kinderzähne fallen aus, die Stockzähne drücken nach und da will ich denn friſch und munter zubeißen, das Wo und das Was ſoll mir noch gegeben werden.

Iſt doch das meiſte, was wir ſind und haben, ein Geſchenk, zu dem wir gekommen, wir wiſſen ſelten wie, und unſer einzig Verdienſt iſt mutig zuzugreifen und damit geduldig weiter zu arbeiten. Ich beſchäftige mich viel mit den Naturwiſſenſchaften; höchſt merkwürdig ſind mir die Geſetze der Kriſtalliſation, die jedoch nicht rein mathematiſch in die Luft gezeichnet werden ſollen, wie von Mohs, ſondern mit Bezug auf die Grundſtoffe

und die aus ihnen hervorgehenden Zusammensetzungen. Im Hofmineralienkabinett ist Material für vieljähriges Studium. Ich werde mich mit all diesen Dingen so umfassend als möglich beschäftigen und so auch ein festes Fundament für geschichtliche Studien, die ohne Natur in der Luft hängen, zu legen trachten. Freie Stunden verbringe ich im Belvedere und anderen Galerien. Auch hier verlege ich mich nicht auf das Naschen, sondern auf das Studium und mit der Erkenntnis wächst auch der Genuß.

Schade, daß uns Flir fehlt, der würde uns mit seiner Begeisterung wie Elias mit dem Flammenwagen in den siebenten Himmel reißen. So strapple ich genug; wie ein Käfer, der aus der Traufe an ein sonniges Plätzchen krabbelt. Schreiben Sie bald und ausführlich über die verschiedenen Geistesstörungen meiner faulen Freunde außerhalb des Irrenhauses und was in Tirol fliegt und stiebt.

Wien, den 27. Jänner 1843.

Ihr

Pichler.

* *
*

Zu meinem Freundeskreise gehörte auch der Unterinntaler Sebastian Edenstraßer, eine treue gute Seele. Jung liebte er die schöne blonde Mariandl, die Tochter eines Kaufmannes. Wie oft streifte ich mit ihm als treuer Elefant am Ladenfenster links von den Lauben vorüber! Ihr Bild im Herzen studierte er in Salzburg Theologie; ausgeweiht versah er dann die Seelsorge zu Aurach im Unterinntale. Dort zeigten

ſich ſpäter Spuren von Geiſtesſtörung, er wurde als dienſtuntauglich im Prieſterhauſe zu Scherenberg untergebracht, wo er 1897 ſtarb. Ein Brief von ihm kann die Erregung zeigen, die damals in tiroliſchen Studentenkreiſen herrſchte.

Lieber Freund Adolf!

Dein Brief hat uns wieder ſehr gefreut! Heute habe ich Dir manches mitzuteilen. Wenn Euſebi Dein Pflaſter, welches Du zu ſchicken verſprachſt, hätte abwarten wollen, ſo wär' er wahrſcheinlich ſchon längſt in der anderen Welt. Er befindet ſich gegenwärtig auf Koſten des Prieſterhauſes im Spital, wo ihm aber die beſte Pflege zuteil wird. Die gänzliche Heilung wird wohl noch vier bis fünf Wochen erfordern.

Dein früherer Profeſſor Inama iſt als Miſſionar in Nordamerika. Er hat bereits einen Brief in die „katholiſchen Blätter" einrücken laſſen. Wer hätte das erwartet! — Es tauchen eben ſeltene Erſcheinungen auf.

Du fragſt, was die Brixner Theologen machen? Sie befinden ſich alle wohl und ſtudieren recht tüchtig. In Tirol ſcheint jetzt allenthalben ein Leben rege zu werden, daß es eine wahre Freude iſt. Die Brixner haben einen Bücherverein geſtiftet, jedes Mitglied legt jährlich drei Gulden ein und ſie haben ſchon ziemlich viel köſtliche Werke beim Wagner zu Innsbruck angekauft, meiſt theologiſche. Am Ende des Jahres erhält jeder ſeine angeſchafften Werke zurück, muß ſie aber im nächſten Jahr wieder zum Gebrauch herleihen.

Du haſt voriges Jahr zu Innsbruck Treffliches angeregt. Damals bedurfte es Deiner die Bahn zu brechen, jetzt ſtrebt Dir alles nach.

Schon vor einiger Zeit ſchrieb uns Flir, daß ſich auch heuer wieder ein Studentenſalon gebildet habe und man hört das Beſte und Erfreulichſte davon. Zeit und Ort iſt beſtimmt, es ſind jetzt ſchon 100 Teilnehmer, Purtſcher, Othmar und Aloys Meßmer an der Spitze, unter dem Schutze des Gouverneurs Graf Brandis und der Leitung Flirs und Stotters; zudem wird im Sommer eine Turnſchule eröffnet, die Schwimmſchule den Studenten für beſtimmte Stunden ausſchließlich überlaſſen und die Fechtkunſt betrieben. So werden ſich tüchtige Jünglinge heranbilden. Geht es bei uns nicht zu wie auf den deutſchen Univerſitäten? Die Begeiſterung ſcheint nun allmählich die ganze Studentenmaſſe zu ergreifen und zu durchdringen!

Auch unter den Künſtlern regt es ſich. Im „Tiroler Boten" las ich, daß ſich in Rom ein gewiſſer Fink, Schüler des Flatz, aus Vorarlberg hervorgetan. Obwohl er erſt drei Jahre malt, ſo haben Kenner über einige Werklein von ihm geurteilt, daß ſelbe mehr von einem reifen Künſtler als von einem ſolchen Jüngling zu ſein ſcheinen. Sein ehemaliger Mitſchüler Pig aus Oberinntal hat bereits ein überaus zartes Gemälde in das Ferdinandeum geſchickt, er iſt der Liebling von Heß und Schraudolph und wurde vorigen Jahres ſchon zur Ausmalung der neuen Baſilika verwendet. Blaas in Rom und ſein Ruhm wird Dir bekannt ſein. Vor kurzem erhielt durch Vermittlung des Kunſthändlers Unterberger das Muſeum eine Perle mit einem Gemälde

Hellwegers aus Puſtertal, die Flucht nach Ägypten; er iſt ein Schüler des Cornelius, ſtand ihm, obwohl noch ebenfalls ſehr jung, bei Ausmalung der Ludwigskirche zur Seite und erhielt jetzt einen Ruf zur Ausmalung des Speiererdomes. Es iſt eine wahre Freude, wie alles im Vaterländchen heranblüht. He, wie geht es mit Deinen Poeſien? Schick etwas! Ich bin jetzt in der Prüfungswüſte, zudem habe ich eine Predigt zu machen. Wünſcheſt Du Dir auch einmal eine? Zuvörderſt freut mich Deine Ankündigung im letzten Briefe, daß wir Dich nächſte Ferien auf den Tiroler Bergen wiederzuſehen bekommen und ſo leb indeſſen wohl, Du wackerer Trottelbär!

Salzburg, 22. Februar 1843.

Dein inniger Freund

Seb. Edenſtraßer.

Cornelie an mich.

Ihren Brief erhielt ich am Weihnachtsabend; er war mir das liebſte Chriſtgeſchenk, das ich hätte erhalten können, aber meine Freude wurde vermindert durch die Stimmung, in welcher Sie ihn geſchrieben hatten. Mich fror, als ich las. Doch wenigſtens ſah ich daraus, daß meine Beſorgniſſe hinſichtlich Ihrer Geſundheit ungegründet geweſen ſind; immer hörte ich von den in Wien herrſchenden Krankheiten.

Sie ſagen: „Ich habe mir vorgenommen nicht blos an anderen das Gute und Edle zu preiſen, ſondern es auch ſo viel als möglich an mir ſelbſt darzuſtellen und jeden Widerſpruch zwiſchen Denken und äußerem Leben

aufzuheben." Das wäre auch mein Entſchluß; ich werde verſuchen, Ihrem Beiſpiele zu folgen. Ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht gern vor Ihnen erröten möchte.

Daß Sie ſehr einſam leben, hatte ich ſchon erfahren; Sie möchten als Eremit blos Ihren Studien leben? Nein, darüber lache ich nicht, aber aufrichtig geſtanden: ich glaube auch nicht, daß Sie dabei glücklich ſein könnten. Ich habe erkennen gelernt, daß Alleinſein nichts tauge. „Ich habe nie etwas entbehrt als Menſchen, die mich verſtanden und liebten," ſagte mir neulich ein Mädchen. Die Arme! Sie hat wohl alles entbehrt; ich bedauerte ſie, denn ich weiß, daß es kein bittereres Gefühl gibt, als das, mißverſtanden zu werden und allein zu ſein.

Ich gehe nur ſelten aus, aber vor kurzem war ich in einem ſehr ſchönen Konzert. Die Auswahl der Stücke und die Aufführung waren gleich gut.

Ein Marſch und Chor: „Die Ruinen von Athen" von Beethoven war es, was mich beſonders ergriff. Als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „ſo wirkten die wenigen Reſte des Griechengenius auf mich!" — da glaubte ich einen Nachhall dieſer Muſik zu hören. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Anſichten über Geſchichte mitgeteilt. Hätten Sie mir's nicht verſprochen, ſo würde ich Sie bitten, damit fortzufahren. O wie freue ich mich auf die Zeit, wann der tote Buchſtabe nicht mehr nötig ſein wird, mir Ihre Gedanken mitzuteilen, wann das lebendige Wort an ſeine Stelle tritt.

Bis dahin aber bin ich dem Erfinder dieſes Hilfs-

mittels ſehr dankbar. Das iſt ſchon einer der Vorteile unſerer Zeit: die Briefpoſten.

Ob Sie Viktorien in Salzburg treffen werden, iſt ungewiß; in unſerer kleinen Welt haben allerlei Revolutionen ſtattgefunden. Wenn es wahr iſt, was meine Tante ſagte: Daß der „Sohn der Wildnis" den Gedanken darſtelle: „Die Liebe macht Bären zahm", ſo möchte ich beinahe Viktorien einen weiblichen Ingomar nennen. Wie kalt und ſtolz fand man ſie immer! Geſtern ſagte ihr Ernſt: „Nun werde ich bald die Biographie eines Echos ſchreiben!" Mich freut ihre Heiterkeit und Zufriedenheit. Vorzüglich gefällt ſie mir, wenn ſie mit komiſchem Humor über die Nichtigkeit aller guten Entſchlüſſe Betrachtungen anſtellt. Nun, im Grunde hat ſie recht. Unlängſt war ich mit ihr in Leopoldskron: ein nahegelegenes Schloß mit einem Weiher. Ein Ort, den ich im Sommer wie im Winter gern beſuche. Es lag kein Schnee, der Weiher war zugefroren und ſo rein, daß wir jeden Stein im Grunde ſehen konnten, als wir darüber hingingen. Lange ließ ich mich auf dem Eiſe herumführen und betrachtete die Gegend, welche bei der herrlichen Abendbeleuchtung faſt ſo ſchön wie im Sommer ſich zeigte. Die Natur iſt immer groß, Sie haben wohl recht. Ich habe auch einen Wunſch, aber indem ich dies ſchreibe, ſehe ich ſchon das Lächeln um Ihren Mund zucken: Ich möchte ein Mann ſein.

Dann könnte ich dieſen Ort verlaſſen und dahin ziehen, wo ich leben wollte. Freiheit iſt ein herrliches Wort. Ich kann nicht zufrieden ſein mit dem Loſe der meiſten Frauen; meine Begriffe von Glück ſind anders. „Lerne etwas, dann biſt du frei!" ſagte meine

Mutter, und das will ich auch. Wenn ich mich unterwerfe, sei's freiwillig, nicht gezwungen.

Ernst ist herzlich froh, wenn er wieder Salzburg hinter sich hat; ich glaube, er bereut es schon, Tirol verlassen zu haben. Jetzt ist Stelzhammer hier und gibt eine Vorlesung. Vermutlich werden Sie ihn kennen; man hat ihn mir sehr gerühmt. Ich erhielt einen Band seiner Gedichte, was ich davon gelesen, gefiel mir sehr gut, so gut, daß ich Lust hätte eines herzuschreiben. Ich muß abbrechen; eine Visite ist vor der Tür. Wie viel Zeit wird uns von Toren gestohlen und wir Toren lassen sie uns stehlen! Könnten Sie alles lesen, was ich in Gedanken an Sie schreibe, so würde selbst Ihre Nachsicht nicht groß genug sein; denn alles, was mich erfreut oder betrübt, erzähle ich Ihnen. Ein glücklicher Stern lächle Ihnen im neuen Jahre.

Cornelie.

An Cornelie.

Mein Leben in Wien hat sich, wenn auch nicht nach außen angenehmer und mannigfaltiger, nach innen reicher und voller entwickelt und so ist ein heftiges Fieber überwunden.

All mein Dichten war bisher lyrisch; ich faßte die Welt und die Dinge um mich nicht wie sie sind, sondern nach der Leidenschaft meines Herzens, aus der Einbildung. Jetzt ist die Selbstsucht des Gefühles in den Hintergrund gedrängt; ich sehe alles — nicht kalt — aber ruhiger an. Ein lyrisches Gedicht wäre mir jetzt unmöglich. Dagegen treibt mich eine innere Notwendigkeit auf das Drama. Oft spät abends, wenn ich fast

allein im weiten Sezierſaale bei einer Leiche arbeite, beginnt ſich plötzlich der düſtere Raum, den die ſchwache Kerze kaum erhellt, mit Geſtalten zu füllen, ſie wogen auf und ab, ich lege das Meſſer weg und kritzle mit dem Bleiſtift in das Taſchenbuch. Der Gegenſtand iſt keine Herzensgeſchichte, ſondern berührt ſich eher mit Politik. Hier in der Hauptſtadt der Habsburger wählte ich den Tod des Kaiſers Albrecht. Andererſeits freilich wieder eine Familiengeſchichte. Rudolf war gewiß in ſeiner Art ein tüchtiger Mann, jedoch mehr auf Deutſchland berechnet und das hatte damals bereits enge Kuliſſen. Der welthiſtoriſche Zug beginnt eigentlich erſt wieder mit Karl dem Fünften. Am liebſten habe ich Maria Thereſia. War ein prächtiges Weib und der Kaiſermantel ihren Schultern nicht zu weit.

Erſt ſie hat eigentlich Öſterreich begonnen. Poetiſch läßt ſich vorläufig mit ihr noch nicht viel machen; ſie ſteht uns noch zu nahe, genau ſo wie der preußiſche Fritz.

Alſo Viktorie verliebt; ſo ſchnell duckte dieſe wilde Taube. Da hat man die ſpröden Amazonen! Sei's ihr vergönnt!

Wien, 12. Februar 1843.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lang iſt es, daß ich Ihre Zeilen erhielt und jetzt erſt beantworte ich ſie. Kaum weiß ich ſelbſt, was mich abhielt. Ich denke oft an Sie, nur zu oft an die

Zeit, welche ich zu Innsbruck verlebte, weil es mir, nicht unſer zurückgezogenes, ſtilles Leben, wie meine Mutter beſorgte, ſondern die Menſchen um mich herum verleidet. Die meiſten kommen mir eher wie Automaten vor und ſo ſehr ich mich hüte, Vergleichungen zu machen, fühle ich doch den Kontraſt. Dieſe Geſellſchaften und Beſuche ſind mir nun beinahe unerträglich geworden und ich ſuche mich ſoviel als möglich davon zu befreien. Doch den geſtrigen Abend muß ich davon ausnehmen. Wir waren bei meiner Tante, wo wir auch den Maler Petzold trafen. Ein Heft, das er von Köln mitgebracht, Anſichten und Grundriſſe des Domes enthaltend, führte zu einem Geſpräche über die verſchiedenen Bauarten der Kirchen und Tempel. Um es uns beſſer verſtändlich zu machen, zeichnete er überall die Grundform und die Abweichungen und Verſchönerungen, welche nach und nach damit vorgenommen wurden. Petzold hat ganz Italien und einen großen Teil von Deutſchland bereiſt und kehrte erſt vor einigen Monaten von einem dreijährigen Aufenthalt in Rom zurück. Selten wird jemand die Gabe, ſich anderen mitzuteilen, in höherem Grade beſitzen. Ich war außerordentlich erfreut, nach ſo langer Zeit ihm wieder zuhören zu können. Er hatte uns im Zeichnen unterrichtet, weil er bei meiner Schweſter einiges Talent wahrnahm, doch zu ſeinem Erſtaunen kam auch ich bei ſeiner Art ziemlich ſchnell vorwärts. Mathilde war vielleicht zu jung, um ihn ganz zu faſſen und durch ſeine Heftigkeit verſchüchterte er ſie, obgleich ſie eigentlich zu allem mehr Geſchicklichkeit zeigt als ich. Der Unterricht wurde leider zu bald unterbrochen, aber ich

verdanke ihm viel, denn er gab ſich alle Mühe, unſeren Geſchmack zu bilden.

Die Veränderung, die Sie ſchildern, freut mich, aber dabei habe ich den Wunſch, daß Sie gegen mich gleich nachſichtig und freundlich bleiben mögen! Ich glaube, ich habe mich auch ein wenig geändert, aber ruhiger und heiterer bin ich nicht geworden; ich verlebte die letzte Zeit nicht glücklich, wie ich bei den vielen Vorzügen meiner Lage wohl könnte.

Meinen Abſcheu vor Seziersälen habe ich ziemlich überwunden und wenn ich manchmal bei unvermeidlichen Geſellſchaften durch eine Reihe erleuchteter Zimmer hinſchreite, ſo ſteht mir Ihr Bild bei dem dämmernden Scheine des Lichtes im weiten Saale, wie Sie es mir geſchildert haben, vor Augen. Doch lieber denke ich an Sie bei dem ſanften Glanz der Sterne oder beim Anblick einer ſchönen Gegend oder Blume; denn ſeit Sie mir davon geſprochen, betrachte ich dies alles mit würdigeren Gefühlen.

Nun von dem Schluſſes Ihres Briefes. Das: „Da hat man die ſpröden Amazonen!“ will ich verzeihen, aber es geht den ſtolzen, kalten Männern auch nicht beſſer. Viktoria macht ihrem Namen Ehre, das werden Sie ſelbſt geſtehen müſſen, wenn Sie ſie ſehen. Übrigens gebe ich ihr ganz recht, daß ſie das Glück zu genießen ſucht, welches die ſchnell enteilende Jugendzeit ihr bietet.

Darf ich hoffen, daß Sie mich bald mit einigen Zeilen erfreuen?

Cornelie.

An Cornelie.

Sie ſchreiben mir, daß Sie viel allein ſind. Hüten Sie ſich vor ſchwärmeriſchem Hinträumen, denn nicht Empfindung, ſondern was wir wollen, was wir tun, gibt uns Wert. Wir müſſen am Marmorblocke unſeres Ich raſtlos arbeiten, dann erſt entſteht eine ſittlich edle Geſtaltung.

„Die Habsburger" habe ich fertig. Nach einigen Monaten, wo mir das Werk gewiſſermaßen fremd geworden, beginnt das Überarbeiten und ich kehre ſelbſt zu kleineren Dingen mehrmals zurück. Fertig iſt ein Gedicht bald, aber vollendet! Das urſprüngliche Schaffen iſt unmittelbar, eine Freude; das Ausfeilen, wodurch wir Rauhes glätten, Schroffes mildern, Flaches vertiefen, iſt Reflexion, iſt eine Mühe.

Viktorias Liebe ſoll einen ſchlimmen Ausgang gehabt haben. Welchen? Iſt es nur eine Lappalie, ſo hat ein ſo treffliches Mädchen gewiß Kraft genug, es zu verwinden. Noch iſt nichts verloren; denn nur daß ſie irrte, nicht daß ſie liebte, darf ſie bedauern. Leider gelangen wir Menſchen nur durch Verluſte zur Einſicht, daß wir das Ideale nicht in der Welt, ſondern im tiefſten Grund der Seele zu ſuchen haben. Erſt wenn wir es hier gefunden, dann tritt es uns auch in der Welt als Kunſt entgegen. Auch für mich gab es einmal eine Zeit, wo mich Sehnſucht nach Liebe verzehrte. Sie ging vorüber. Der Zölibat hat unter Umſtänden eine hohe Bedeutung, jedenfalls iſt der Gedanke aus der tiefſten Kenntnis der menſchlichen Natur hervorgegangen.

Dieſe Zeilen ſchreibe ich am Krankenbette Purtſchers, den ein gefährliches Übel darniederwarf. Ich wache heut' bei ihm; die Nachtlampe wirft ihre zitternden Strahlen auf ſein bleiches Geſicht, er atmet ſchwer und langſam. Wie ſehr wünſchte ich ihm die zärtliche Pflege einer Frauenhand.

Grüßen Sie mir den Frühling; grüßen Sie mir Blumen und ſingende Vögel in den Bergen. In vier Monaten hoffe ich wieder frei, von Wien fern, herumzuſtreifen und dann ſehen wir uns zu Salzburg.

Wien, 21. April 1843.

Ihr

Pichler.

* * *

Das Trauerſpiel „Die Habsburger" habe ich bis auf den erſten Akt vernichtet. Ebenſo das etwas ſpäter entſtandene „Moimir" aus der mähriſchen Geſchichte. An eine Aufführung war nicht zu denken, Buchdramen ſind überflüſſig. Einiges andere, ſo „Nero", „der Salzburger Bauernkrieg", „Heinrich aus der franzöſiſchen Ligue" kam über die Skizze nicht hinaus. Von all dieſen Entwürfen hat ſich nichts erhalten.

* * *

Cornelie an mich.

Nicht mehr aus der düſteren Stadt kommen Ihnen dieſe Zeilen zu; die freie Luft weht mich an, wie ich hier ſitze, ich höre die Vögel ſingen und die Bäume vor meinem Fenſter bewegen ſich im Winde, als wollten ſie

mir auch Grüße an Sie zuflüstern. Ich hätte wohl recht gehabt zu zürnen, daß Sie mich so lang ohne Nachrichten ließen, aber es freute mich, daß Sie meinen letzten Brief so schnell beantworten und noch mehr die Gewißheit, daß ich Sie bald hier sehen werde. Aber kaum ist ein Wunsch erfüllt, so entsteht daraus ein neuer, und als ich las: Sie werden kommen! dachte ich auch sogleich: Wenn's nur nicht ein solcher Blitzbesuch ist. Versprechen Sie mir also, nicht wie ein Traum zu erscheinen und zu verschwinden. Auch hier finden Sie Berge und Blumen und gewiß werden Sie nirgends mit mehr Freude und Liebe erwartet. Nicht wahr, Sie versprechen es? Ich weiß, daß Sie mir diese Freude machen werden, wenn Sie können.

Viktorias Liebe ist nicht zu Ende, aber eine Störung ist eingetreten. Es ist eine unangenehme Geschichte. Ihr Bräutigam hat Salzburg verlassen, für immer! und vorderhand sind alle Pläne, die sie gemacht hatten, vereitelt. Er hatte vor zwei Jahren eine Gesellschaft unter den Studenten errichtet und so erhielt er jetzt die Erlaubnis Österreich sogleich zu verlassen. Glücklicherweise ist er ein Ausländer.

Wäre es aber so, wie Sie meine Worte deuteten, so könnte ich Ihre Ansicht doch nicht billigen. Eine solche Lappalie! — sagen Sie. Ist es eine Lappalie, wenn wir unser Alles hingegeben haben für nichts! Und wie könnten wir noch lieben, wenn wir einmal erkannt haben, daß wir das Ideale nicht in der Welt, sondern im Grund der Seele suchen müssen. Seien Sie nicht undankbar! Sie betrachten nur die Blüten, die Ihnen welkten oder zertreten wurden; nicht die, welche

noch blühen, nicht die reichen Knospen, die sich noch erschließen müssen. Die Zukunft wird die Vergangenheit lossprechen.

Sie haben recht, wenn Sie mich vor Träumerei warnen. Aus einem solchen Hinträumen wurde ich aufgeweckt durch meinen Besuch in Innsbruck; vielleicht wäre ich wieder darin verfallen, aber ich habe nun den Fehler erkannt. Manche Erfahrung habe ich dieses Jahr gemacht, manches Vorurteil abgelegt. Aber wie ich verständiger und besser geworden bin, so verdanke ich es hauptsächlich Ihnen, Ihren Worten, Ihren Beispielen.

Wie geht es Purtscher? Hoffentlich ist er schon längst wieder genesen. Achten Sie auf Ihre Gesundheit, ich bitte Sie. Strengen Sie sich nicht zu sehr an.

Gott segne Sie!

Cornelie.

An Cornelie.

Sie haben recht; wenn auch eine und die andere Blume zertreten wird, so bleibt doch die unendliche Blütenfülle des Lebens. Lassen wir den Mut nicht sinken; ist unser Gemüt rein und edel, so wird nach dem Winter auch der Frühling kommen und der Himmel dem neuen Boden Regen und Sonnenschein schicken.

Also auf dem Lande! Während Sie den Segen des Frühlings heiter genießen, sitzt Ihr Freund im Stübchen und betrachtet an einem Skelett die verschiedenen Leisten, Rinnen und Ecken. Neulich flog mir abends ein Maikäfer an den Kopf, ich packte den Kerl, schmiß das Gerümpel in die Ecke und trug ihn

in einen Wirtsgarten, wo ihm das Grünzeug ebenso gemundet haben wird, wie mir der Krug schäumenden Bieres. Ich strenge mich also nicht zu sehr an.

Daß Sie Ihren Horizont mehr und mehr zu erweitern trachten, freut mich sehr und so wird Ihnen die Hesperidenfrucht langsam aber sicher reifen, während Sie aus ruhigem Gehege in die Welt blicken. Das Weib wirkt mit holder Tätigkeit in einem engen Kreise und bereitet das Größte vor, während es sich mit scheinbar Niedrigem beschäftigt.

Neulich war ich in der Kunstausstellung; viel Pinselei wie überall; die Mittelmäßigkeit hat breite Straßen.

Viktorien wünsche ich für ihre Liebe reinen Himmel; stark wie die Liebe ist ja auch die Hoffnung!

Zu Salzburg werde ich mich einen ganzen Tag aufhalten, da wollen wir plauschen. Warum schreiben Sie mir so kurze Briefe? Schade, daß ich Ihnen kein böses Gesicht beischließen kann, ich würde es gleich tun. Wenn ich nach Salzburg komme, müssen Sie mir recht viel erzählen, sonst werd ich „wegschwinden wie ein Traum"!

Wien, 5. Mai 1843.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie freudig überrascht ich durch Ihren Brief ward, denn eine so schnelle Antwort hatte ich mir nicht gehofft. Einen Tag also wollen Sie hier bleiben. Nur einen Tag! Warum nicht ein bischen länger, drei oder vier Tage. Bedenken Sie

einmal, daß ich Sie ein Jahr lang nicht geſehen habe und daß dieſes 365 Tage ſind. Ich kann Ihnen verſprechen, daß wir alles verſuchen wollen, um zu machen, daß Sie ſich bei uns heimatlich fühlen ſollen. Meine liebe Mutter, — ich will Ihnen nichts von ihr ſagen; es käme mir wie ein Unrecht vor und Sie werden ſie ja ohnehin kennen lernen, — freut ſich faſt ſo ſehr wie ich, Sie zu ſehen. Mathilde wird ihre ganze Geſchicklichkeit in der Muſik aufbieten, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und ich — nun ich will alles tun, was Sie verlangen; ich will Ihnen Briefe ſchreiben ſo lang, daß Sie beim Leſen die Geduld verlieren und ſo viel vorplaudern, daß Sie mich gern ſchweigen heißen ſollen. Willigen Sie nur gleich ein.

Salzburgs Gegend iſt ſchön genug, um auch zu längerem Aufenthalt einzuladen, und da Sie lieber auf dem Lande als in Städten wohnen, werden Sie es ſchon einige Tage bei uns aushalten können. Nicht wahr, Sie wollten mich nur necken; ich kenne ja Ihre Bosheit.

Warum ich Ihnen ſo kurze Briefe geſchrieben habe? Weil ich befürchtete, Sie zu ermüden und Ihnen mit meinem Geſchwätz läſtig zu fallen.

Ich habe einen ſehr geringen Begriff vom Geiſt der Frauen angenommen. Vor einem Jahr ärgerte ich mich über meine Tante, als ſie ſagte, „daß man ſich auf ein Mädchen, auch wenn ſie die vollkommenſte Erziehung genoſſen, doch nie verlaſſen könne, da die Männer zu viel Einfluß auf die Frauen hätten". — Jetzt muß ich ihr in gewiſſer Hinſicht recht geben, wie ſelten kann ein Mädchen Feſtigkeit und Selbſtändigkeit erlangen!

Selbſt Viktorie mit ihrem ſcharfen Verſtand und feſten Willen vermochte nichts gegen das Schickſal.

Ganz recht hat aber meine verehrte Tante doch nicht, denn die Bildung wird uns vor Niedrigem bewahren, in unſere Seele ein edleres Ideal erwecken und wir werden uns nur höherſtehenden Männern anſchließen.

Nun etwas von meinem Leben. Ja, mit ruhiger Heiterkeit genieße ich den ſchönen Frühling. Aber nur für den iſt der Frühling, der ihn auch in der Seele trägt, und ſo ſind Sie gewiß nie ohne Blüten, wenn auch auf dem Tiſche meines Freundes die Blumen fehlen. Wie viele gehen da kalt vorüber, wo ich entzückt die unendlich reiche Natur anſtaune, die ſo verſchwenderiſch doch nie ihre Schätze erſchöpft.

Vor einigen Tagen war ich mit meiner Schweſter und Viktorie auf dem Heuberg. Es iſt etwa eine Stunde zu gehen; man hat von da eine ſehr ſchöne Ausſicht. Wir ſahen lang gegen Bayern und Öſterreich und die Linzerſtraße, die ich auch von meinem Fenſter aus in einiger Entfernung ſehe; dann laſen wir Mailieder von Hölty: ich liebe dieſen Dichter, ſeine Gedichte ſind ſo freundlich und herzlich.

Seit längerer Zeit hat mich aber nichts ſo angeſprochen wie das Liedchen von Joſef Schnell. Iſt es ſchon ein ſo ſüßer Genuß, ſich von guten Menſchen geliebt zu wiſſen, daß der Gedanke mein Auge mit Tränen der Freude und das Dankes füllen kann, was müſſen Sie erſt empfinden bei dem Bewußtſein, edle Menſchen zu bilden und anzuregen. Schreiben Sie mir doch einiges über ihn.

Ob das Wirken des Lehrers oder des Dichters herrlicher sei, kann ich nicht entscheiden. Ich glaube, daß es eins ist; daß eines ohne das andere nicht bestehen könnte. Wenn das geschriebene Wort minder ergreift als das gesprochene, so kennt der Dichter auch dafür nicht die Fesseln von Raum und Zeit. Frei sucht er unter allen Mitbrüdern sich Freunde, die ihn verstehen, und wenn ihn die Mitwelt verkennt, so beruft er sich auf die Nachwelt.

Von Purtscher haben Sie nichts geschrieben; Ihrem Briefe glaube ich entnehmen zu können, daß er wieder genesen ist.

Eine neue Bekanntschaft habe ich hier gemacht, die des Pfarrers. Er ist schon sehr alt, in kurzem wird er seine Jubelfeier halten, aber er ist noch voll Leben und Tätigkeit. Im Äußeren ist er nicht sehr fein, was ihm viele übel nehmen. Viel Gutes hat er für die Gemeinde gewirkt; unter anderem verdankt man ihm die Errichtung eines Krankenhauses für arme Dienstboten. Er gefiel mir recht gut.

Von Ernst haben wir außer einem gleich bei seiner Ankunft in Wien geschriebenen Briefe keine Nachrichten. Ich bin wirklich etwas in Sorgen um ihn. Er ging so schwer fort und nie, wenn ich Abschied nahm, war ich so bewegt gewesen wie dieses Mal. Überdies kenne ich seine Ängstlichkeit hinsichtlich seiner Gesundheit und damit beunruhigt er auch mich, obgleich das sonst nicht meine Art ist. Wissen Sie nichts von ihm? Bitte, fragen Sie ihm nach; hier seine Adresse, wenn Sie der Zufall auf die Wieden führt.

Gern schickte ich Ihnen den ganzen Mai, wie er

jetzt in mein Fenſter lacht; von all den Blüten und Blumen hier nur eine und die wird vertrocknen, bis ſie in Ihre Hände kommt.

Soeben kommt ein Brief von Ernſt mit der Nachricht, daß es ihm gut gehe, daß er in Wien bleiben werde. Er geht nicht zur Advokatie, ſondern tritt als Konzeptspraktikant unter dem Grafen Wilczek ein. Das mußte ich noch beiſetzen; auch einen Gruß von Ihnen ſchickte er mit, möge ihm bald ein Brief folgen.

Cornelie.

An Cornelie.

Kennen Sie das ſchöne Lied von Burns:

„Mein Herz iſt im Hochland,
Mein Herz iſt nicht hier!"

Ich ſumme es vor mich hin, wenn ich abends in die Dämmerung hinausſchaue. Wo die goldgeſäumten Wolken auf und niederfließen, ſind die Berge der Heimat und in fünf Wochen bin ich auf dem Wege dahin. Wie lange ich zu Salzburg bleiben kann, hängt davon ab, wann ich von Wien fortkomme. Meine Reiſe beſchleunigt vorzüglich die Einladung eines Studienfreundes, der erſt nach Rom und dann als Miſſionär nach Amerika gehen will und von mir für dieſes Leben Abſchied nehmen möchte.

Sie ſchreiben: „Ich habe einen geringen Begriff vom Geiſte der Frauen angenommen." Das iſt Sünde! Nur das innigſte Vertrauen auf unſere Natur kann uns durch die Welt helfen, alſo mutig vorwärts! Sie ſchreiben: „Der Einfluß der Männer auf Frauen iſt zu ſtark!" — Das Weſen der Frauen wird ſich, wenn

es anders echt, immer wieder mit ſich ins Gleichgewicht ſetzen, wie ja auch die Magnetnadel trotz aller Oszillationen nie den Pol verliert. Mir ſcheint, der Einfluß der Frauen, den auch der ſtrengſte Mann nicht immer abzuweiſen vermag, iſt unter Umſtänden viel gefährlicher, ja oft genug die Quelle des größten Unglückes: des Sichſelbſtverlierens. Manchmal auch des größten Segens; ich möchte die Erinnerung an meine alte, engelsgute Tante nie miſſen.

Weil ich nichts Neues habe, ſchicke ich einen Legendenzyklus vom vorigen Sommer. Trebiſch, der ſich zu Innsbruck unter Beihilfe Flirs taufen ließ, nennt ſie meine beſte und reifſte Arbeit. Wie ich höre, ſind droben, weil er ſich neugewaſchen ſo gut ausnimmt, alle närriſchen Weiber in ihn verliebt. Möge ihn der heilige Geiſt überſchatten, daß ſie ihn nicht zu einem Heiligen hinaufſchwärmen und er anſtatt den Flammen Gehennas allen Teufeln des Ultramontanismus und Fanatismus verfalle, wie ſie bereits einige ſeiner Freunde und Verwandten geholt. Nach einigen Mitteilungen fürchte ich faſt zwiſchen Weihrauch und Weihwaſſer zu geraten; da will ich mich durchmachen, luſtiger Büchſenknall auf den Alpen ſoll mir die Flauſen vertreiben.

Purtſcher hat eine Reihe ſinniger Naturbilder vollendet, in welche auch Legende und Volksſage hineinſpielen. Einiges davon ſollen Sie bei Gelegenheit erhalten.

Ich ſtecke übrigens jetzt voll kleiner Teufeleien und hätte den frommen Frauen zu Innsbruck gern ein paar Schelmliedchen aufgepelzt; da höre ich aber, daß ſich bei

Trebiſch die Keime einer gefährlichen Krankheit zeigen und da hat der Spaß ein Ende. Auf Wiederſehen.

Wien, 15. Juni 1843.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

„Regen, Regen und wieder Regen! das iſt nun ſchon lange der Genuß, den uns das Landleben darbietet!“ ſeufzen die Städter, die auf das Land gegangen ſind, um die ſchöne Natur zu genießen, aber mir kann dieſes trübe Wetter nicht, wie wohl früher, meine Heiterkeit ſtören. Es iſt etwas ſo angenehmes auf dem Lande zu leben; jedes Lächeln, jeden freundlichen Blick, den uns die Natur vergönnt, können wir da auf-haſchen. In der Stadt lernen wir ihre halbe Schönheit nicht kennen.

Die Zeit verfliegt mir ſo ſchnell, daß ich oft darüber erſtaune. Ein recht einförmiges, zurückgezogenes Leben, wo jeder Tag ſeine Beſchäftigung hat und dem vorhergehenden gleicht, läßt ſie uns am ſchnellſten und unmerklichſten vorübergehen. Wunderbar ſcheint es mir manchmal beinahe, daß ein Jahr, ja oft ein Tag ſo ſchnell verfloſſen, nicht nur im Leben, ſondern auch im Geiſte des Menſchen die größte Veränderung hervorbringen kann.

Mein Leben iſt jetzt ſo einfach und ſtill, daß ein Brief, den ich erhalte, mir eine ſehr wichtige Sache iſt und da brauche ich wohl nicht zu ſagen, welche mich immer am meiſten freuen. Kommen Sie nur bald, denn ich habe Ihnen ſoviel zu erzählen, ſoviel zu fragen. Sollten es die Umſtände erlauben, daß Sie ſich hier

aufhalten können, so hoffe ich doch, daß Sie nicht in Salzburg, sondern hier bei uns in der Gnigl bleiben werden. Für Ihren Freund, der nach Amerika geht, habe ich Segenswünsche. Es ist ein herrliches Amt, möge ihm der reichste Erfolg werden.

Gegen Ihre Rüge kann ich nichts einwenden, Sie haben recht. Ich dachte an die Frauen, wie sie gewöhnlich sind, Sie wie sie sein sollen. Ich sollte mir wohl noch weniger als andere einen solchen Fehler zu schulden kommen lassen, weil ich auch unter den Frauen manche fand, die noch der Natur treu sind, wenn ich auch gestehen muß, daß ich mehr edle Männer als Frauen kenne.

Ich danke Ihnen herzlich für die Bekanntschaft, welche Sie mir vermittelten. Jetzt, wo die Kälte die Knospen zurückhält, war mir Purtschers Blumenkarawane desto willkommener. Anfangs war ich erstaunt über die seltsame Prozession, aber je mehr ich sie betrachtete, desto besser gefiel sie mir. Purtscher interessierte mich ohnehin längst, es ist mir leid, daß ich ihn zu Innsbruck niemals sah.

Die „Legenden" sind recht schön. Ob Trebisch recht hat, sie Ihre beste Arbeit zu nennen, weiß ich nicht; doch scheint sie mir auch die vollendetste unter allen, die ich kenne. Ich möchte sie echt christlich nennen und das ist für mich das Höchste. Ich finde sie viel besser als den „Isispriester". Die große Einfachheit paßt völlig zum Schlusse.

Meine Antwort wurde durch die Nachricht von dem Tode einer braven edlen Frau, die Ernst und mich wie ihre Kinder behandelte und liebte, verzögert. Diese

Nachricht nahm mir für einige Zeit ganz meine Heiterkeit. Viktoriens Bruder, der hierher kommen wollte, um zu sterben, erlag auf der Reise und fast bin ich auch um sie besorgt, es ist unglaublich, wie sich ihr Aussehen seit drei Monaten verändert hat.

Wann reisen Sie von Wien ab?

Cornelie.

* * *

Die Erlebnisse dieses Schuljahres sind in den Briefen angedeutet, ebenso der Eindruck, den die große Kaiserstadt auf mich machte. Wissenschaftliche Kreise konnten sich einem völlig unbekannten Jüngling noch nicht erschließen; die Professoren — etwa den Anatomen Berres ausgenommen — entsprachen in den Lehren der theoretischen Medizin keineswegs meinen Erwartungen und hätten mich die Naturwissenschaften nicht an und für sich gefesselt, so würde ich meinen Abschied vom Jus fast bedauert haben.

Lebhaft, wenn auch nicht vertraulich war der Verkehr mit den Kollegen; hingeworfen in ein Lager der verschiedensten Nationalitäten lernte ich die Menschen unterscheiden und dabei Vorsicht im Umgang. Für feine Weltbildung war da freilich keine Schule; die Mediziner sind im Verkehr ungeniert, im Ausdruck oft zynisch und Stinkbomben gehören fast zum Handwerk. Abgesehen von den Schweinen, deren Rüssel aus physischer und moralischer Bestialität stets mit grunzendem Behagen im Kot wühlt, darf man die Zote nicht immer von Roheit oder Unsittlichkeit ableiten, etwa wie bei den wollüstigen Schilderungen moderner Poeten, die

ſich im Dienſt eines unqualifizierbaren Publikums mit Kantharіden zur Geilheit kitzeln. Der Mediziner muß ſich mit den natürlichſten Dingen beſchäftigen und wie ſein Meſſer gerade in faules Fleiſch und Eiterbeulen dringt, bezeichnet er ſie ohne Umſchweife mit dem draſtiſchen Wort aus dem Munde des Volkes. Roſen und Lilien blühen ihm ja ſpäter, wenn er Frauen und Fräulein aus dem gewiſſen Punkte zu kurieren hat, früh genug. Oft iſt aber die Zote der überfeinerten und dennoch unmoraliſchen Prüderie gegenüber der einzig richtige Trumpf, indem ſie alles wieder mit dem rechten Namen auf den rechten Platz ſtellt; auch wer die unreife Sentimentalität eben aus dem Leibe hat, ſchickt ihr nicht ſelten vor Übermut der Geſundheit Salven nach, welche kaum für das Ohr chriſtlich germaniſcher Jungfrauen paſſen: Mein Mund war nun eben auch nicht mit Kölnerwaſſer gewaſchen; einmal erhielt ich aber eine Lehre, die ich mir für gewiſſe Fälle merkte. Wir Mediziner pflegten zwiſchen den Vorleſungen in das „Würſtelbureau“ gegenüber der Aula zu gehen, um dort ein Würſtel mit Kren, ein Stück Mohnſtrudel oder Guglhupf zu verzehren. Die Aufwärterin mochte ſchon manchen Feldzug mitgemacht haben, wenigſtens beanſpruchte ſie nie den Namen einer Veſtalin, was auch hier nicht am Platz geweſen wäre, denn wir ließen uns keinen Beißkorb anlegen. Ich klaffte ganz unbefangen wie die andern, da ſah ſie mich einmal nach einen ſaftigen Brocken ernſt an und ſagte: „Sö wenn d' andern Säu ſein, ſo ſein ſie danach; für Ihren Chriſtuskopf paßt es aber ſchon gar net.“ Die Kollegen brachen in ein wieherndes Gelächter aus; der Hieb ſaß

um so besser, weil ich mich tatsächlich von allem unsittlichen Verkehr mit Weibern fern gehalten hatte und daher nur in voller Unerfahrenheit schwätzte. Abends fand ich mich mit meinen Landsleuten, denen sich auch Steirer, Salzburger und Oberösterreicher gesellten, im Gasthaus zum Eisenhut ein, wir hatten einen langen Tisch und da ging es lebhaft genug zu. Auch junge Künstler gesellten sich zu uns und da wurde über Bilder, Statuen und Literatur gestritten, bis der Kellner die „Allgemeine Zeitung" brachte, wo wir dann nicht blos Österreich, sondern gleich die ganze Welt reformierten.

Am letzten Juli morgens wanderte ich mit etlichen Kameraden nach Nußdorf und übergab mich dem Dampfschiff. Wie ganz anders wirkte die herrliche Fahrt auf dem Strome als im Herbst des vorigen Jahres. Ich hatte mir einige Gulden erspart, die für etliche Monate ausreichten. Etliche Monate! Da meint man sich für die ganze Zukunft geborgen und denkt gar nicht voraus, bis dann das horazische Jahr in sein Recht tritt.

Von Linz fuhren wir erst auf der Pferdeeisenbahn und dann mit dem Omnibus weiter. Dieser pflegte immer einige Stunden hinter Lambach bei einem Bierkeller anzuhalten. So auch diesesmal. Wir waren noch nicht ausgestiegen, so fielen mehrere Bauernbursche über unsern Kutscher her, der, wie wir nachträglich erfuhren, einen Liebeshandel auf der Kreide hatte, und begannen ihn tüchtig zu walken. Wir nicht faul, sprangen hinzu und prügelten nun die Bauernbursche, daß sie über alle Zäune das Weite suchten. Der Kut-

ſcher wuſch ſich am Brunnen die blutige Naſe, wir ſetzten ein paar Halbe Bier auf unſere Heldentat und fuhren dann lachend und jodelnd weiter. In Salzburg traf ich zu meiner Überraſchung Cornelie nicht. Es war ihr von einem verwitweten Güterbeſitzer bei Linz die Erziehung ſeiner Kinder übertragen worden und ſie nahm dieſe Stelle ſogleich an. Bald jedoch konnte ſie ſich überzeugen, daß der Poſten in jedem Sinne ſehr zweifelhafter Art war, daher wurde ſie von ihrer Mutter wieder abberufen und ich durfte hoffen, ſie auf der Reiſe nach Wien zu begrüßen.

Zunächſt verfügte ich mich nach Innsbruck, wo ich, von meinen Bekannten herzlich empfangen, einige Wochen angenehm verbrachte.

Dann machte ich einen Ausflug nach Südtirol in das mir ganz neue Gebiet der Porphyre, die vielfach meine Aufmerkſamkeit erregten. Schon damals erkannte ich an Wegſteinen ihre Breccien, die von den Geognoſten erſt ſpäter beſchrieben wurden. Dann ging ich nach Oberbozen, jener Hochebene, wo ſich die reichen Herren aus dem Dampfkeſſel der Stadt in die Sommerfriſche flüchten. Etwa eine Woche hielt ich mich in der Villa des Grafen Sarnthein auf, deſſen Sohn ich zu Wien in der Naturgeſchichte unterrichtet hatte. Ein Ausflug auf das Rittnerhorn zeigte mir in der Ferne das gelobte Land Italien, glücklicher als Moſes hatte ich einige Goldfüchſe vom Lehrgeld übrig, ſo brauchte ich der Verſuchung nicht zu widerſtehen, ſondern ſtreifte, meiner Sehnſucht folgend, an den Gardaſee und dann bis Verona. Ein Brief gibt Bericht über dieſe Fahrt.

An Cornelie.

Seit gestern abend liege ich von meiner Reise zurückgekehrt, wieder zu Innsbruck in der Bibliothek Ihres Bruders vor Anker. Wohl nur auf kurze Zeit, meine Füße werden sich bald wieder regen. Ich torniſterte über den Brenner nach Sterzing, und dann nach Kollmann, frühmorgens beſuchte ich Beda Weber auf der Troſtburg. Der Mann wurde aus einem Schuſterjungen Benediktiner und dann Profeſſor zu Meran. Das iſt viel. Von ſeinen Gedichten zeigte Ihnen wohl Johann einiges; den Inhalt hat am Ende jeder für ſich, wäre nur nicht alles ſo ſchwülſtig und überladen! Dem narkotiſchen Parfüm dieſer myſtiſchen Jerichoroſen ziehe ich den Knaſtergeruch des derbſten Schnadahüpfels vor. Wenn man doch einmal auf dem Kopfe ſtehen ſoll, ſei's höchſtens bei einem luſtigen Purzelbaum. Er zeigte mir manche Reliquien Oswalds von Wolkenſtein, der als Wildfang von dieſem Schloſſe in die Welt zog, ſingend, ſagend und ſchlagend, wie's eben kam.

An Streiter zu Bozen hatte mir Schuler einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Ich wurde freundlich aufgenommen. Streiter iſt Advokat, das Haupt der Liberalen in Südtirol; dabei Dichter und als ſolcher überragt er alle, die zu den Alpenblumen beitrugen. Er iſt das reine Gegenteil von Beda Weber, ein kleines putziges Männchen, voll Beweglichkeit, hoch gebildet und deſſen würdig, was er hat. Seine Malice iſt ein Weſpenſtachel; je nun, wenn die Bozner ſind, wie er ſie

ſchildert, dann gehört es ihnen. Er hat einen herrlichen Anſitz, o wie ſchön iſt es im Süden.

Von Bozen radelte mich der Omnibus nach Trient, Roveredo. An den Garda! Ich begreife vollſtändig die Ekſtaſen der bleichen Nordländer, wenn ſich ihnen dieſer blaue Himmel auftut, aus dem ſich die Sommerfülle auf die üppigen Pflanzen ergießt. Und dann die Denkmäler der Geſchichte und der Kunſt! Von Riva mit welſchen Studenten nach Arco; viel in Landkneipen herum, deren Dreck an tiroliſche Sennhütten, deren Wein an Nektar erinnert. Auf dem Dampfer nach Deſenzano; vorbei am epheuumſponnenen Schutt der Villa Catulls und dem vielerſehnten Sirmio. Nachts Verona; noch in der Stadt herum; Mondbeleuchtung, extra für mich; morgens dort das Stück Rom, das Amphitheater, gerade wie die Römer: kein ideales Aufſtreben in die Wolken, alles kräftig und gediegen, auf breitem, feſtem Grunde, in ſich gefaßt. Auch Venedig hat ſeine düſteren Reſte zurückgelaſſen; und nebenbei ein ganz neues öſterreichiſches Wachthaus, als wären die Steine nach dem Takt eines Korporalſtockes zuſammenmarſchiert. Auch im Palazzo Capuletti war ich, jetzt eine gräuliche Fuhrmannskneipe, wer mag da an die ſüße Julia denken! Im Garten Giuſti herrliche Zypreſſen und Lorbeer die Fülle; ein Gärtner ſagte mir, ſie liefern davon in die Küchen nach Deutſchland zu allerlei Saucen. Die berühmten Gräber der Scaligeri mahnten mich trotz der Gotik an das Rokoko. Auch die Kirchen abgelaufen, da kamen mir die Wiener Kunſtſtudien zuſtatten. Was für Mordskerle: Tizian und Veroneſe! Dieſe Werke ſind in ihrer Heimat

doppelt ſo ſchön, als draußen bei Kartoffelbrei und Rüben. Die wunderbare Abtei St. Zeno, einſt Herberge der großen deutſchen Kaiſer. Da hätte unſer Franz beim Kongreſſe von Verona übernachten ſollen! Es wären ihm gewiß Geiſter erſchienen, ſie hätten ſich aber ſchwerlich gegenſeitig verſtanden. Er haßte die Revolution und hatte recht, denn Frankreich hat ihm genug Leid getan, er war jedoch modern durch und durch und beſaß keine Faſer vom Mittelalter.

Durch die Etſchklamm nach Tirol. Links Rivoli, wo Napoleon die Öſterreicher in die Alpen zurückwarf; ſie ſind aber wieder gekommen und er iſt gegangen auf Nimmerwiederſehen; rechts die Klauſe, durch welche die Ottonen und Hohenſtaufen herabzogen, ſtahlgepanzert, gewaltig und gedankenvoll, die Freier Italias!

Von Brixen durch Puſtertal nach Taufers. Zu hinterſt im Tal S. Martin; etliche Tage bei einem Freund. Über's Hörndle an den Ziller, ins Dur. Hier längeren Aufenthalt bei einem Freund. Die Bauern wackere Leute; zwiſchen Gletſchern und Föhren an den italieniſchen Eindrücken geſonnen und geſponnen. Dann übers Joch hierher. Da haben Sie den Sack voll Wirrwarr, klauben Sie ihn auseinander und laufen Sie mir einſtweilen auf der Karte mit dem Finger nach, bis ich Ihnen erzähle, erzähle, erzähle. Denn nach Salzburg will ich und muß ich und werde mich von dem Hegelſchen „außer ſich ſein" ein bißchen beim „für ſich ſein" und „an ſich ſein" erholen. Und bei Ihnen, bei Ihrer Schweſter, bei Ihrer Mutter ſein!

Ich machte wohl auch einige Seitenſprünge, habe aber bereits Auftrag gegeben, daß mir der Bote meine

Büchſe nach Kufſtein liefert, dort will ich mich wieder herumtreiben, wenn auch nicht in den düſtern Nebeln des Weltſchmerzes. Tauſend Grüße.

Innsbruck, 20. September 1843.

Ihr

Pichler.

Ich ging nach Kufſtein und quartierte mich wieder auf der Naggelburg ein. Bis mein Gewehr kommen ſollte, beſuchte ich Plätze mit lieben und noch mehr traurigen Erinnerungen. Ich wartete und wartete, aber das Gewehr kam nicht. Endlich erkundigte ich mich beim Boten; meine Eltern hatten es ihm abgenommen und verkauft! — Es war mein liebſter, faſt mein einziger Beſitz! Ich fuhr von Kufſtein fort, um nie mehr für längeren Aufenthalt zurückzukehren. Erſt in Salzburg lebte ich wieder auf; im Kreiſe der Freunde empfand ich wieder freundliche Teilnahme.

Zu Wien erwarteten mich kummervolle Tage. Von meinen Schülern war einer nicht mehr gekommen, der andere krank und ſo konnte ich nichts verdienen. Ich ſchränkte mich aufs äußerſte ein, bereits drohte die Notwendigkeit, mich als Schreiberknecht zu verdingen, da öffneten ſich unerwartet neue Quellen und ich konnte die letzten 48 Kreuzer, die mir noch blieben, ruhig auf ein Stück Braten, den ich lange nicht mehr gekoſtet, verwenden. An dieſes für mich lukulliſche Mahl denke ich auch jetzt noch mit Behagen; es „gutelet mir herauf", wie in Tirol genäſchige Kinder ſagen. Die weiteren Erlebniſſe mögen wieder Briefe unmittelbar aus der Vergangenheit erzählen.

An Johann Schuler.

Ihre Anweiſung kann ich froh und dankbar zurückſchicken. Am erſten November war nämlich mein Schüler bereits ſo weit rekonvaleszent, daß er mir ſagen ließ, ich könne meinen vorjährigen Unterricht in der Naturgeſchichte wieder aufnehmen.

Von meiner Reiſe nach Wien ſo viel, daß ich noch im Stellwagen bei Volders mit dem Entwurf eines Dramas begann. Der Stoff, welcher über mich große Gewalt übt, iſt der römiſchen Geſchichte entlehnt. Jetzt ſind zwei Akte fertig, das wird konkreter als die Habsburger; beim Arbeiten ſelbſt freut mich die erworbene Fertigkeit.

Goethes „natürliche Tochter", von der wir in den Ferien ſprachen, habe ich neulich vorgenommen; in dem Sinn als es reine Exempla der Geometrie gibt, ein Exemplum der Poeſie. Nach Sophokles' Ajax geht es nächſtens in die Oreſtie des Äſchylos, von der ich mir ſehr viel verſpreche. Ich ſtudiere die Griechen; daß man ſie nicht nachahmen ſoll, ſagen mir die mehr als 2000 Jahre, die ſeit ihnen verfloſſen. Schiller hatte recht, als er den Trimeter wieder fallen ließ. Das Burgtheater beſuche ich nach Verhältnis meiner Börſe; es iſt da viel zu lernen und zu genießen.

In den letzten Wochen habe ich meine ſämtlichen Manuſkripte durchmuſtert und einen großen Stoß Geſchreibſel verbrannt, darunter auch die zerſtreuten Blätter eines Tagebuches mit all der Miſere von Selbſtbeſpiegelung. Allmählich muß der Geiſt doch mehr und mehr den Aufwand meines Seins tragen, den vorher Herz und Gemüt trug.

Neulich erregte eine Schrift über Pflanzengeneſis meine Aufmerkſamkeit, es eröffnete ſich eine überraſchende Perſpektive auf die Bedeutung der Geſchlechter. Die Pflanzenphyſiologie iſt weit intereſſanter als jenes Schubladeziehen barbariſcher Namen, was viele für Botanik halten. Derlei Dinge nützen ohne Kenntnis des Organismus gar nichts. Doch muß man ſich vor ſpekulativen Irrwiſchen hüten; ich beſorge faſt, daß all die geiſtreichen Gedankenblitze der Naturphiloſophen mit Kolophonium beſtritten wurden.

Ich habe mich zu Wien ſo ziemlich eingehäuſelt. Sie ſagten einmal: „Der Anblick all des Reichtums und Komforts werde mir wehe tun, wenn ich ſelbſt den Genuß entbehren müſſe.“ — Ich ſehe das ruhig an wie ein Kind, das man in den Harem eines Sultans führt. Keine Paſteten, nur Brot und das will ich verdienen; keine Wolluſt, aber geſunde Sinne und dann gehört die Welt mir.

Weihnachten hoffe ich nach meinem Sinn zu feiern. Bei euch droben geht's freilich hoch her; ihr habt den Trebiſch und der ſei noch vom Taufwaſſer trunken wie ein Bachant. Ei, da werden die Engelein mit goldenen Flügeln und nacktem Hintern gaukeln, tanzen und ſchwimmen wie die Immen im Lenz um den grünen Klee. Wenn ich nur auch mittun dürfte und bei dem himmliſchen Konzert wenigſtens die große Poſaune blaſen.

Grüße an Ruf und Flir.

Wien, 5. Dezember 1843.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Die erſten Tage in Wien waren für mich trauriger als ich Ihnen ſchildern mag. Es iſt aber wunderbar, welche ſcheinbar geringen Umſtände uns oft über trübe Wogen in ein reineres Licht emportragen. Ich konnte vor Kummer lang nicht einſchlafen; endlich, ſpät wie es auf Abſpannung folgt, ſank ich in müden Schlummer, jedoch ohne einen Gedanken, der das folgende hätte veranlaſſen können. Da war's mir gegen Morgen, als vernähme ich die Worte: „Schau auf, welch ein Auge über dir wacht.“ Ich fuhr aus dem Schlaf empor, da traf gerade klar und mild meinen Blick der Glanz des Morgenſterns, die ſeligſte Ruhe floß auf mich, als wäre meine Bruſt durchleuchtet von ſeinen Strahlen. Ohne mich zu beſinnen, murmelte ich die ſchönen Worte des Kirchenliedes: Ave maris stella! Bald ſank ich wieder auf den Polſter und in den Schlaf zurück; ein leiſes Klingen und Singen ſpielte in meine Träume hinüber. Als ich bei Anbruch des Tages erwachte, war meine Seele lauter, beſonnen und heiter.

Meine Verhältniſſe ordneten ſich und ich bin jetzt ohne Sorge.

Auch ich kenne Stimmungen der Art, wo alles beſſer iſt als Ruhe. Da ſenden wir unſere Sehnſucht gleich einer Taube hinaus über das öde Gewäſſer, aber ſie kehrt ſelten mit dem Ölzweig des Friedens. Es iſt eine klägliche Weisheit, welche die Worte: „Alles iſt eitel!“ in die Bibel geſchrieben und ein ſchlechter Troſt, die fliehenden Ideale in Karikaturen zu verzerren, um darüber zu lachen. Ich finde dagegen nur ein Mittel:

den himmlischen Eros, jene erhabene Liebe, die schaffend und zeugend die Welt gebildet und unser Herz, sie zu erfassen. Seien wir Priester desselben und die Blume des Ideales wird uns nie verwelken.

Ich habe ein neues Quartier in der Sterngasse bezogen. Wenn Sie in das Stübchen träten, möchten Sie kaum glauben, daß es zum Aufenthalt für Ihren Freund bestimmt sei, so nett, niedlich und klein ist alles. Fünf Schritte Länge, vier breit; dieser enge Raum wird noch beschränkt durch mein Bett, einen Kasten, großes Sofa, zwei Stühle, den Tisch und Ofen, der so klein ist, daß man ihn fast in die Tasche stecken könnte. Es ist aber gar wohnlich zwischen diesen schmalen grün bemalten Wänden. Raum genug für mich; wenn Sie kämen, wollten wir gar vertraulich plaudern. Durch mein Fenster seh' ich ein Stückchen blauen Himmels und einen Garten; auf dem Gesims steht ein großer Kaktusstock und Gelbveigelein; meine Quartierfrau, ein gutes altes Weib, wollte sie hinausstellen. Ich litt es aber nicht; das war der Alten recht lieb, denn in ihrem Zimmer hatte sie keinen Platz mehr und so brachte sie noch etliche Blumentöpfe: das werde eine rechte Lust sein, wenn alles blühe. Will ich Toilette machen, so hängt mir gegenüber ein großer Spiegel an Seidenbändern. Alle Möbel sind braun lackiert, der Boden sauber gebohnt; Sie müßten gewiß über meine häusliche Ordnung lächeln.

Gestern Kommers. Stellen Sie sich die Wirtsstube vor, ganz erfüllt von Tabaksqualm, daß die Lichter dumpf wie in einem Nebel glosten, auf einem Schragen ein angezapftes Faß, am langen Tisch dicht gedrängt

jodelnde und brüllende Studenten, Künſtler, Techniker in Hemdärmeln: da haben Sie ungefähr die Szenerie eines Oſtade. Weil ich flüſtern hörte, man müßte mir einen Affen aufhalſen, ſo machte ich mich bei der Verwirrung und dem Lärm eines Salamanders davon und dankte Gott, daß ich heute keinen Hering frühſtücken mußte.

Der Morgen war zu ſchön. Ich machte einen Strich durch den botaniſchen Garten. Die Sonne ſchien hell und freundlich; ein heftiger Wind rauſchte durch die Zweige, daß die gelben Blätter wirbelnd nach allen Seiten flogen. Nur einige Eichen ſtanden und ließen von ihrem roſtbraunen Laube kein einziges fallen; wie Greiſe, die feſthalten an den Erinnerungen der Jugend. Ein Gärtnerburſch öffnete mir für etliche Kreuzer das Pförtchen, das rückwärts in die weite Ebene führt. Ich ſtieg auf den Linienwall, im Schatten ſpreizten ſich die Nadeln des Reifes wie feines Filigran; an der Sonne etliche verſpätete Maßlieben, Ranunkel, Skabioſen. Den Spott auf den Winter vollendete ein brauner Falter, der von Blume zu Blume flatterte, als gehörte dieſe Zeit ihm. Der ſcharfe Wind hatte die Dünſte weggefegt, überall kriſtallene Ruhe. Ich genoß das voll und innig, mir war, als wehte um mich der Hauch unſichtbarer Lebensgeiſter und ſo hatte ich die richtige Stimmung für das Belvedere, wo mich vom allen Wänden alte Bekannte grüßten. Ich nehme ſichtlich zu im Verſtändnis dieſer herrlichen Gemälde. Beim Heimgehen danke ich immer wieder den Habsburgern, daß ſie dieſe Schätze zuſammengebracht und dem alten Eugeni, dem edlen Ritter, der ihnen den ſchönen Palaſt

gebaut. Und erst der Garten davor: dieser Blick auf Wien und das Gebirg dahinter: Verwundert glotzen schon mehr als hundert Jahre die steinernen Zopfsphinxe hinaus und haben sich noch nicht satt geschaut; man möchte ihnen vor Lust auf den Rücken voltigieren und noch hundert Jahre hinausschauen.

Wären Sie doch ein Mann, daß ich Ihnen auch von meinen philosophischen Studien, von Plato und Spinoza erzählen dürfte! Bei alledem bleibt aber die Medizin nicht brach, auch Tiere hab' ich schon mehrere zerlegt. Ich möchte vom Mittelpunkt des Kreises aus arbeiten, nur das schützt vor Zersplitterung und was die vierundzwanzig Stunden des Tages anlangt, so vertrödle ich unserem Herrgott keine davon.

Heute war Ernst bei mir; wir sprachen über verschiedenes, er sagte unter anderem: „Die Weiber sind nur auf der Welt, alles zu verwirren." Nun was meinen Sie? dafür verdient er wohl eine schwesterliche Predigt. Übrigens hat er doch nicht gar unrecht. Es ist Verwirrung genug in der Welt; ich möchte hier und da diese ganze konfuse Welt um einen Knopf verschachern. Wenn sie nur nicht doch wieder so schön wäre!

Die „Allgemeine Zeitung" vom 6. Dezember bringt einen Aufsatz: „Poetische Regungen in Tirol". Auch meiner war freundlich gedacht. Ist wohl von Streiter und dürfte in Tirol, wo man zwischen dem Hanswurst, der um die Scheibe tanzt und dem Dichter, welcher Bierspäße reimen soll, das Gleichheitszeichen setzt, Lärm machen. Grüße an alle Freunde!

Wien, 14. Dezember 1843.

Ihr Pichler.

* * *

Josef von Schnell, der Sohn eines vermöglichen Beamten, der neben den Serviten zu Innsbruck ein Haus besaß, war am 22. November 1822 geboren. Sein Vater war in der glücklichen Lage, ihn allseitig ausbilden zu lassen; so studierte er das Gymnasium und dann die Rechte. Die Hörsäle genügten ihm jedoch nicht, er griff über die Vorträge der Schule hinaus; wir beide zählen gewiß zu den ersten, die sich in Tirol mit den Dichtern des Mittelalters beschäftigten. Aber auch auf die lateinischen und griechischen Klassiker verwendete er Zeit und Mühe, die Hegelsche Philosophie, mit der sich damals die talentvolleren Studenten, angeregt von Johann Senn, vielfach beschäftigten, zog auch ihn in ihre Kreise. Ich erinnere mich gar wohl, wie lebhaft wir am Biertische über die Paragraphe der Phänomenologie stritten, ja sogar die Professoren bombardierten wir mit ihrer schwerfälligen Terminologie.

Dabei vernachlässigte Schnell die Leibesübungen nicht, er war einer der gewandtesten Turner, kletterte im Hochgebirg, focht, schwamm und tanzte. Schlank von Gestalt, blond, blauäugig, im Aussehen fast mädchenhaft, — wir nannten ihn deswegen die Jungfrau — war er zu jedem losen Streiche aufgelegt: ein Jüngling von seltener Pracht. Als ihm die enge Heimat nicht mehr genügte, unternahm er Reisen in Deutschland, dann ging er nach Wien, um sich an der orientalischen Akademie durch das Studium fremder Sprachen für das Konsulatwesen auszubilden. Wir finden ihn 1853 zu Trapezunt, wo er die Spuren des von ihm hochverehrten Fallmerayer aufsuchte; Kleinasien durchstreifte er nach allen Richtungen und entdeckte dabei

eine neue Föhrenart, die der Botaniker Rotschy ihm zu Ehren taufte. Dann wurde er nach Alexandrien in Ägypten versetzt, dort schnitt ihm der Tod am 30. Dez. 1863 eine große Zukunft ab.

Er war auch Dichter, aus seinen schönen Versen spricht ein tiefes sinniges Gemüt, sie verdienten in deutschen Anthologien gewiß eher einen Platz, als die Stücklein, welche man von der alten Drehorgel ableiert.

Einiges ist gedruckt.

Professor Dr. S. M. Prem widmete ihm eine fleißige und feine Skizze: „Josef v. Schnell ein tirolischer Dichter und Orientreisender." Innsbruck bei Wagner.

Ich erwähne hier auch seinen jüngeren Bruder Ludwig. An der Universität fand er sich nicht zurecht; er trat als Kadett in das Kaiserjägerregiment. Seine freisinnigen Reden paßten jedoch nicht zu den Kamaschen; als er nun gar an einem Kaiserfeste zu Hohn und Spott eine tellergroße schwarzgelbe Kokarde, die ihm seine Schwester machen mußte, an den Hut steckte, bekam er Kasernenarrest. Es gelang seinem Vater mit meiner Hilfe ihn loszubringen. Dann heiratete er zu Völs ein frisches Bauernmädel und wanderte nach Texas, wo er eine Farm kaufte. Hoch begabt, aber wild und exzentrisch, irrte er in den Tropenwäldern um, sprach mit Geistern und endete im Wahnsinn.

Auch er war Dichter. Sein „letzter Wunsch" enthält schöne schwungvolle Stellen, ist aber verworren, wie der Dichter; kleinere Gedichte sind in Zeitschriften zerstreut; durch seine Geschichte die „Vertreibung der Zillertaler" hat er sich oben wohl auch nicht empfohlen

und so tat er gut, daß er Österreich verließ. Den beiden Brüdern setzte vor etlichen Jahren ihr Freund Ludwig von Lutterotti einen Denkstein in Edlingers „Literaturblatt"; wenigstens in Tirol sollen ihre Namen unvergessen bleiben.

Josef v. Schnell an mich.

Innsbruck, am Silvesterabend.

Mögen Euch diese Zeilen an dem letzten Tage des alten Jahres geschrieben als ein freundlicher Gruß willkommen sein zum neuen Zeitsetzen 1844! Sie hoffen um so mehr Euer Wohlgefallen zu erlangen, als sie ihr Schreiber ganz nach dero hohem Wunsche einzurichten bemüht ist. Innsbrucker, Tiroler Zustände also soll ich Euch berichten! Du lieber Gott, die Sache wäre am besten abgetan, wenn ich Euch das „Intelligenzblatt des Tiroler Boten" als Einschluß schickte! Doch wir wollen versuchen, was sich tun läßt! Einmal vom Philosophieprofessor: Wie er sich auf seiner obligaten Kanzel in der Logik und Physik benimmt, kann ich Euch durchaus nicht sagen; denn alle meine Bekannten, die in solchen Dingen ein kompetentes Urteil hätten, sind bereits der Philosophie entwachsen. Ich selbst aber besuche Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Bisher kam er zu den Sophisten; Ihr seht daher selbst ein, daß sich, bevor er nicht über Plato und Aristoteles hinausgerückt ist, von seiner Fähigkeit wenig urteilen läßt; gewiß ist, daß er bis jetzt der Anordnung und Methode Ritters gefolgt ist, was ich verbürgen kann, weil meine Auszüge aus Ritter den Beweis schwarz auf weiß liefern. Ich warte sehnlich

auf die Periode nach Aristoteles bis Spinoza einschließlich, weil dies die größte Lücke in meiner historischen Kenntnis der Philosophie ist. Von Kant und Hegel bin ich so ziemlich unterrichtet durch den jungen Fichte und neuestens durch Chalibäus.

Daum und Knoflach studieren brav das Naturrecht von Hegel, Marberger seine Geschichte der Philosophie. Daum ist wohl der tüchtigste Bursch, den ich hier kenne und ausgezeichnet durch einen unverwüstlichen Humor, der sich bei ihm so recht als Herrschaft des Geistes über die Prosa des Lebens ausspricht. Der alte Spotteufel Martini ist wieder in Innsbruck, der Schrecken aller Weibsen und Abscheu aller soliden Beamten und Praktikanten. Dafür aber ist er ein selbständiger Charakter, den man gern haben muß. — Euer Musenzögling, der Geistliche Baur von St. Niklaus ist dieser Tage in die andere Welt gewandert, ich glaube an einer Lungenentzündung. Ist er nicht derselbe, welcher den „Triumph der Tugend" episch besang? — Heute abend ist großes Liedertafelfest in Mühlau, wo vermutlich mehr Philister als Studenten zusammenkommen werden. Überhaupt hat diese Liedertafel den ganzen Charakter einer Studentenkorporation verloren und ist zu einer städtischen, gut verwendbaren Vokalmusikbande herabgesunken! „Hundert Mäuler sans tête mit Getön-Getümmel beladen."

Die Jesuiten nahmen sich den Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" so zu Herzen, daß sie alsbald ein Verzeichnis jener *deutschen* Klassiker herausgaben, welche die studierende Jugend ohne *Gefahr für schlechte Bildung* lesen darf. Man spricht da-

von, sie nach Bozen hineinzubringen, um dadurch Innsbruck davon frei zu machen und was dergleichen Gerüchte mehr sind. Aufrichtig gestanden ist es mir gleichgültig, ob sie bleiben oder nicht; denn so lange wir armen Österreicher so von Deutschland abgesperrt sind wie bisher, ist es einerlei, ob Peter oder Paul im alten Geleise die Jugend fortschiebt auf der großen Landstraße der österreichischen scientia. Ich fühle von Tag zu Tag mehr, wie man mit dem besten Willen nach Bildung in unserem Vaterlande doch nicht ausreicht, und ich lasse mir's nicht nehmen, der gute Rede- und Schreibstil wird in uns schon von Jugend auf durch den erbärmlichsten Dialekt erstickt. Wir Geologen kommen alle Wochen einmal mit Stotter in einer Kneipe zusammen, und da lassen wir ein Redekomment herumgehen, so daß jeder über ein gegebenes Thema in gebundener oder ungebundener Rede sich aussprechen muß, blos um unsere lahmen Zungen ein wenig zu lösen.

Wenn ich so bisweilen in der Zeitung den Nekrolog eines berühmten Mannes lese, wie reich bewegt sein Leben war, wie er weite Reisen gemacht in den Süden und Norden und wie sich sein Geist ausprägte in Wort oder Tat: Meister, da durchrieselt mich ein prickelndes Gefühl, ich meine aufspringen zu müssen und hinauszurennen in die weite Welt und dann wieder ruhig sitzen bleiben zu sollen, um in kurzer Zeit eine Masse von Studien zu bewältigen. Armes Herz, wohin mit deinem Drang in einem Land, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist. Fast möchte ich wünschen, verliebt zu sein, um nur einen Anhaltspunkt für so viel rankende Arme des Geistes zu gewinnen. Freilich müßte das

Mädel einer Liebe wert sein und nur selbst Vortreffliches lieben könnte! denn ohne Profit treib ich mit meinem Herzen keinen Handel. Um eine solche zu finden, dürfte Diogenes keck wieder seine Lampe anzünden. Was Wunder, wenn mich unter solchen Umständen bisweilen eine recht grämliche Stimmung befällt?

Wahren Trost und Lebensfreude schöpfe ich wieder aus der Odyssee „meerdurchrauschten Blättern". Dahin werde ich immer flüchten, wenn's trübe mir in der Seele werden will. Ich habe auch ein lyrisches Gedicht „Der Abschied Odysseus von Penelope" in petto, wo das hellenische Weltanschauen recht scharf hervortreten soll, zu welchem Zwecke ich den Abschiedsseufzer eines sentimentalen Liebhabers christlicher Zeit als Gegenstück hinzudichten will.

Der Aufsatz über poetische Regungen in Tirol ist nicht von Steub, sondern von Josef Streiter, dem vom Gubernium die Weisung zuging, künftig solche Artikel zu unterlassen. Näheres weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß das Gubernium ein Kollegium von Schafsköpfen ist.

In der Hoffnung auf eine Antwort um 3 Könige.

Euer

Schnell.

Glockengeläute.

Wohlan wer kann mir's deuten
Warum's im Busen klingt,
Wenn fernes Glockenläuten
Sich durch die Lüfte schwingt.

Aus längſt verblichnen Tagen
Taucht Bild um Bild empor,
Ein jedes tongetragen,
Vielſtimmig hallt der Chor.

Der eine von zwei Saiten
Tönt ſtets den andern nach,
So ruft des Turmes Läuten
Die Seelenglocken wach.

Mit munteren Geſängen
Zieh'n Mut und Freude ein,
In feierlich tiefen Klängen
Tönt das erhab'ne drein.

Mit wehmut-ſüßer Stimme
Beklagt Melancholie,
Daß Frühlingsglanz verglimme
Und alles Schöne flieh'.

Manchmal auch tönt es leiſe
Kaum hörbar noch dem Ohr
Wie Weinen einer Waiſe
Am ehernen Grabestor.

Was mußten ſie auch hängen
Ins Glockenhaus hinein
Zu all den andern Klängen
Ein Totenglöckelein!

Cornelie an mich.

Sagen Sie mir, was iſt Freundſchaft, Liebe, — Worte, weiter nichts! Hätten ſie wirklich eine Bedeutung, gäbe es eine Freundſchaft, wie wir träumen, wie könnten die, welche wir lieben, uns oft ſo mißverſtehen? Wie könnte die Freundſchaft aufhören? Sie werden lachen über den ſeltſamen Anfang, es iſt gerade eine

Laune, daß ich manchmal der Welt den Abſchied geben und mich in ein Heiligenbild verlieben möchte.

Ich dachte vor einiger Zeit ernſtlich daran, in ein Kloſter zu gehen, denn ich hatte wenig Freude am Leben und alles war mir ſchal geworden. Ich ſchrieb Ihnen auch in einer ſolchen Stimmung. Aber an einem herrlichen Abend trieb es mich doch einmal hinaus, ich ging hinauf nach Neuhaus und wie ich auf die ruhige Landſchaft herabſah, erkannte ich, wie ſehr ich unrecht gehabt hatte! ich fühlte Gott und betete, wie ich lang nicht mehr gebetet hatte. Religion iſt der Ölzweig des Friedens und was iſt ſie anders als Liebe!

Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind.

Dieſes Blatt lag lange auf meinem Tiſch; laſſen Sie mich fortfahren, indem ich einiges auf Ihren Brief erwidere. Ernſt, ja der mag ſich freuen! Ei, der hat ſchöne Begriffe angenommen: „Die Weiber ſind nur auf der Welt, alles zu verwirren!“ Er verdient wohl eine tüchtige Bußpredigt, wie uns heute unſer Pfarrer eine hielt, worin er ſagte: „Der Geiſt der Buße beſteht darin, daß du das, was früher dein Auf und Nieder war, womit du dich immer beſchäftigteſt, laſſeſt und tueſt, was du ſonſt am wenigſten wollteſt.“ Aber was verdienen erſt Sie, der Sie die ganze Welt ſamt allen verwirrenden und verwirrten Weibern um einen Knopf verſchachern wollten, — mir graut ganz vor einem ſolchen Frevel. Ihr ſeid mit einander ein ſauberes Paar.

Ich leſe gegenwärtig mit großem Eifer die Bibel, aber ich verſtehe ſie nicht. Es geht mir jetzt mit allem ſo; ich ärgere mich täglich über mich ſelbſt.

Viktorie glaubt, der alte Bund sei nur da, um durch den Gegensatz die Reinheit und Herrlichkeit des neuen zu erheben. Mir kommt es vor, als ob das Verhältnis zwischen beiden in Johannes und Christus dargestellt wäre.

Mathilde sagte mir gestern, ich sei zu allen Torheiten aufgelegt und sie sei recht besorgt, was noch aus mir werde. Sie dachte, vielleicht eine Schwärmerin, aber da tut sie mir unrecht, wenn ich auch zugeben muß, daß man leicht auf solche Gedanken kommen kann.

Nun darf ich auch nicht vergessen, daß mir Viktorie zwei Aufträge gegeben hat, nämlich erstens soll ich Ihnen melden, daß endlich ihrem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren sei, indem neulich der Wunsch geäußert wurde, daß morgen wieder eine solche Heubergpartie gemacht werden könnte, wie die Ihnen noch im Gedächtnis sein wird. Dasmal werde sie uns nicht mehr auf Irrwegen in die Brombeerranken führen. Sie können denken, welchen Triumph sie feierte.

Dann läßt sie Ihnen sagen: die Blume, welche Sie ihr gegeben, sehe fürchterlich aus, als ob sie Brandflecken hätte, ganz schwarz und grau; sie sei also der Ehre ganz unwürdig, in das edle Schwabenland eingeführt zu werden, deswegen läßt sie Sie inständig bitten, ihr ein grünes Blatt zu senden. Vermutlich wird sie im Frühling Salzburg verlassen. Ich kann's ihr nicht verzeihen, daß sie sich verliebt hat, eigentlich ist es aber nur eine kleine Eifersucht. Doch was tut's: Liebe und Freundschaft sind ja nur Worte, nicht wahr?

Klarheit und Licht uns allen zum neuen Jahr!

Cornelie.

An Cornelie.

Schimpfen Sie nicht über meine Saumseligkeit; heut hab ich mein Öfchen tüchtig geheizt und da soll's vorwärts mit der Feder.

Sie lesen gegenwärtig die Bibel? Von Zeit zu Zeit kehre ich auch gern zu diesem Buch der Bücher zurück. Ist's die Kindersprache der Menschheit, die uns so mächtig darin anzieht? Purtscher will einen Aufsatz über den Brief Pauli an die Römer abfassen; tut er's, so sende ich Ihnen das Manuskript.

Sehr anregend für Sie dürfte eine geniale Äußerung Schellings über die Entwickelung des Christentums sein. „Man müßte hier drei Perioden unterscheiden, wie es drei Hauptapostel gebe: Petrus, Paulus, Johannes. Das Christentum, in seiner Wesenheit Eines, finde aber in der Zeit steigende Klarheit des Ausdruckes; zuerst des Juden Petrus formstarrer Katholizismus, das sei vorbei; dann folge des tiefsinnigen Paulus aus dem Gedanken aufstrebender Protestantismus und auch dieses Weltalter müsse vergehen und der alles in Liebe einigenden Milde des Johannes weichen." In einem anderen Werke tritt wieder die verhängnisvolle Drei auf als Trinität: Das Reich des Vaters im Judentum, das Reich des Sohnes mit der römischen Kirche, doch die letzte Zeit des heiligen Geistes muß erst kommen: ist der Protestantismus ihr Morgenrot? Vielleicht! Wenigstens nach der Gründung des Christentums in der Geschichte desselben die bedeutendste Erscheinung.

Am Silvester war ich auf einem Balle; ich trug zum

erſtenmal elegante Kleidung, friſch vom Schneider weg, und Glacehandſchuh, auf höhere Ordre ließ ich mir auch das Haar kräuſeln. Nun! als ich eine ſchöne hochbuſige Wienerin am Arm im Saal auf- und abwandelte und mein Blick zufällig den Spiegel traf, durfte ich mir geſtehen, daß ich mich nicht zu verſtecken brauche. Auch getanzt habe ich, oder vielmehr ich wurde getanzt. Ich ſtand und gaffte. Da faßte mich ſo eine Hexe friſchweg beim Arm:: „Sie müſſen hinein!“ Mir wurde ganz herzſchlachtig. „Ich kann's ja nicht recht!“ — „So zeig ich es Ihnen!“ Damit ſchleppte ſie mich ins Nebenzimmer. Nun hatte ich allerdings zu Innsbruck ein bischen getanzt, ſo ungefähr wie der Bär auf dem Jahrmarkt; hier ging es aber anders und ich machte lachend und ſcherzend Pas um Pas der erſten Quardillefigur. Eine Schelmin ſah heimlich zu, holte das junge Volk und ich wurde in den Strudel hineingezerrt, habe mich auch nicht lange mehr geſträubt. Es ging nicht ſchlecht; dieſe Wienerinnen fliegen aber auch, als ob ſie den Teufel im Leib hätten. So ſtünd ich denn am Eingang des Venusberges.

Wien, 19. Januar 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr Brief hat mich recht erfreut; erſtlich weil er mich überzeugte, daß Sie ſich noch am Leben befänden, woran ich ſchon zu zweifeln angefangen hatte und dann weil ich daraus abnahm, daß Sie nun durchs Leben tanzen. Die Wienerinnen haben ganz recht und es iſt

mir nur leid, daß ich Sie nicht in Ihrer neuen Rolle sehen kann: wär's in meiner Macht, so würde ich mich gleich in einen Wiener oder Sie in einen Salzburger Ballsaal versetzen. Ich kann Ihnen nicht einmal eine Erwiderung Ihrer Beschreibung geben, denn da könnte ich höchstens sagen, daß als „mein Blick zufällig einen Spiegel traf", ich entsetzt zurückfuhr. Ich war auf zwei Bällen und da ich gern tanze und plaudere, so unterhalte ich mich niemals schlecht.

Auf Purtschers Bearbeitung des Römerbriefes freue ich mich, ich besorge nur, daß ich nichts davon verstehen werde.

Etwas Drolliges. Zu Innsbruck läßt man Sie Schauspieler werden. Nun, ihr Männer seid alle ein bischen Kommödianten und es ist gut, wenn wir armen Mädchen das recht bald merken, sonst werden wir in einer Stunde zehnmal über den Löffel barbiert; bei Ihnen scheint es aber nicht so schwer, die wahre Gestalt aus den immerwährenden Verwandlungen herauszufinden und Sie spielen, dünkt mir, Ihre Rollen, wie zu Salzburg bei meiner Abwesenheit den Purtscher: als musterhaften Nachahmer Pichlers. Es kann Ihnen manchmal gelingen, die Leute zu verwirren, aber niemand werden Sie überzeugen, daß Sie das seien, was Sie scheinen wollen.

Man sagt mir nach, daß ich sehr veränderlich sei; es ist wahr, es will mir nichts mehr gefallen, wie früher. Musik mag ich nicht hören und Bücher, die mir sonst gefielen, fremden mich an. Ich war mir immer selbst überlassen und hatte schon als Kind meinen eigenen Willen und da Mathilde viel jünger, Ernst viel älter

war als ich und ich überdies eine wahre Leidenſchaft zum Leſen hatte, ſo brachte ich den größten Teil meiner Zeit bis zum Tode meines Vaters damit hin, ohne Wahl und Aufſicht alles zu verſchlingen, was mir in die Hände fiel. Wahrhaftig, es braucht dabei eine gute Natur und viel Glück, um nicht zugrunde zu gehen und es iſt kein Wunder, daß ich nicht vernünftiger geworden bin. Wenn ich zurückſchaue, bin ich mit meinen Fortſchritten ſeit acht Jahren nicht ſehr zufrieden.

Ich habe wenig Luſt, die Alten kennen zu lernen, weil ich weiß, daß es faſt zu den Unmöglichkeiten gehört. Zu ihrem vollen Verſtändnis, glaube ich, iſt die Kenntnis der Sprache oder Anſchauung ihrer uns noch gebliebenen Meiſterwerke unerläßlich. Was mir bei den großen Männern jener Zeit beſonders auffiel, iſt, daß ſie die verſchiedenſten Eigenſchaften in ſich vereinigten, daß der Staatsmann und Feldherr auch zugleich Philoſoph, Redner oder Dichter ſein konnte. Sie waren Menſchen und bildeten jede Kraft und Anlage des Geiſtes und Körpers aus. Jetzt glaubt gewöhnlich jeder, der in irgendeiner Eigenſchaft etwas leiſtet, ſich deshalb von allen Anforderungen befreit. „Vom Mittelpunkt des Kreiſes aus zu arbeiten!“ darin gleichen Sie den Alten.

Der Hof, welchen wir bewohnen, wird ein Kaffeehaus, wir müſſen alſo unſeren lieben ländlichen Aufenthalt verlaſſen; ſchon Ende März, wenn die ſchönſte Zeit für das Land beginnt. Ich wollte, Mama kaufte irgend ein kleines Häuschen; ich würde die Stadt nicht vermiſſen und Mathilde, wie Sie wiſſen, ſchwärmt ja für die Kühe.

Ernſts langes Schweigen iſt mir unbegreiflich; krank iſt er wohl nicht, ich ſorge nur, daß er vielleicht — — — Ermahnen Sie ihn zu ſchreiben; der Herr Bruder ſoll nicht gar ſo faul ſein, das verzeiht man einem Freunde kaum.

Gott ſchütze den neuen Tannhäuſer!

Cornelie.

An Heinrich Erler.

Dieſer kam aus Tur, war eine Zeitlang Lehrer in einem Hauſe, wo ihn eine feurige Liebe mit der Tochter verband. Er mußte in die Theologie, mit der in Tirol ſo viele Verhältniſſe abbrechen und wurde ſchließlich Probſt zu Innichen. Dort ſah ich ihn zum letztenmal bei einem geologiſchen Ausflug. Er ſtarb als frommer, gläubiger Prieſter im Mai 1887. Verſe von ihm enthält das Dichterbuch von Ambros Mayr.

Lieber Freund!

Mit Vergnügen ſah ich in Deinem Briefe, daß Ihr Brixner Euch mit Naturkunde beſchäftigt. Kein Studium möchte ich den Theologen mehr anempfehlen als dieſes und dafür habe ich abgeſehen von dem praktiſchen Werte, den es für viele von Euch, die der Beruf auf das Land verſchlägt, haben dürfte, meine eigenen Gründe. Dieſer Zweig wiſſenſchaftlicher Bildung hat in der Neuzeit eine ungeheure Bedeutung gewonnen; ich möchte faſt ſagen, er charakteriſiert die geiſtige Phyſiognomie der Epoche und wer ſoll mehr auf der Höhe der Gegenwart ſtehen als der Prieſter, wenn er darauf wirken will? Es iſt jetzt keineswegs mehr ein bloßes Ineinanderſchachteln von Tieren, Pflanzen und Steinen wie ehedem; gleich einem Blitz ſchlägt überall die höhere Ein-

heit durch und die Philoſophie dürfte ſich in Zukunft mehr und mehr als Naturwiſſenſchaft qualifizieren, freilich nicht im rohen empiriſchen Sinne.

Ich habe mich letzterzeit viel mit Spinoza beſchäftigt, hier gilt das Urteil gewöhnlicher Orthodoxen gar nicht, welche das Gebiß im Munde überall hin ausſchlagen, wo nicht die approbatio episcopi darauf ſteht. Ich bin überzeugt, daß ſolche Einſeitigkeit des Meinens und Trachtens Euch fernab liegt.

Rothmiller behandelte Mineralogie und zwar nach Oken? Zuerſt möchte ich ihm ein gediegenes Studium der Kriſtallographie empfehlen, wobei beſonders das größere Werk von Mohs zweckdienlich erſcheint. Ich habe darin ſelbſt manches gedacht und verſucht, vielleicht lege ich die Ergebniſſe in eine Monographie: „Über die Formen der unorganiſchen Natur" nieder. Hier wäre vorzüglich der Einfluß des Chemismus auf die Morphologie zu beachten, wofür mir jetzt leider die Menge der ſtreng geſichteten Forſchungen fehlt, die allein zu Schlüſſen berechtigen. Indes eines gibt das andere, wenigſtens bin ich über den Punkt im klaren, von dem ich ausgehen will.

Meßmer trug über die Nibelungen vor? Ich wäre begierig zu erfahren, von welcher Seite er dieſen dankenswerten Stoff aufgefaßt.

Ob ich Hegelianer bin? Nach meiner Anſicht iſt jedes philoſophiſche Syſtem ſo individuell, daß es trotz ſeinem Gehalt an allgemeinen Wahrheiten doch nie vom einzelnen vollſtändig aufgenommen werden und ſeinem Streben in jedem Fall konkrete Befriedigung bieten kann. Am intereſſanteſten bleibt mir immerhin die

Geſchichte der Philoſophie, es iſt eine „Galerie voll hoher Taten des menſchlichen Geiſtes“.

Ich habe mich der Antike zugewendet und bin froh in unſerer wüſten Zeit auf dieſer Oaſe auszuruhen. Es iſt eine Kunſt, welche ihre Verſöhnung in ſich ſchließt, wie ein Kreis in ſich zurückläuft und darum wie alles ganze im Leben, iſt ſie auch eine ſo gewaltige, ideenvolle Erſcheinung.

Dramatiſche Studien treibe ich im weiteſten Umfang; daß dabei Shakeſpeare nicht vergeſſen wird, begreift Ihr. Auch Job habe ich vor einiger Zeit in dieſem Sinne durchblättert. Unendlich viel habe ich hier der Antike zu danken; Bühne und Leben finden volle Berückſichtigung. Hegel hat recht, wenn er irgendwo ſagte: „Der dramatiſche Dichter darf eben ſo wenig bei dem blos unbeſtimmten Streben in den Tiefen des Gemütes, als bei dem einſeitigen Feſthalten irgendeiner ausſchließlichen Stimmung und beſchränkten Parteilichkeit in Sinnesweiſe und Weltanſchauung ſtehen bleiben; er hat die größte Entſchloſſenheit und umfaſſendſte Weite des Geiſtes nötig.“

Calderon, den Ihr ob ſeines Katholizismus ſo preiſt, habe ich auch zur Hand genommen; ich laſſe ſeinen Wert als Dichter unbedingt gelten, muß jedoch geſtehen, daß er mir heterogen iſt; es iſt nicht mein Fleiſch, nicht mein Blut und ſo viel Ihr auch ſchelten mögt, ich kann nun einmal nicht aus meiner Haut fahren. Ich halte geradenwegs den Verſuch der Romantiker, ihn bei unſerm Volk einzubürgern oder nachzuahmen, für verfehlt. Anders iſt es mit dem Äſthetiker von Fach; dem muß die Welt offen ſtehen.

Nebenbei blätterte ich im Koran, weil ich gegenwärtig aus dem mauriſch-gothiſchen Kreiſe einen Stoff zu Faden ſchlage und mich überall am liebſten an die Quellen wende.

Sonſt geht es mir gut; ich ließ den Faſching nicht unbenützt verſtreichen und da ſogar die Söhne des Himmels ſich an den ſchönen Töchtern der Menſchen freuten, wird es mir auch nicht übel zu nehmen ſein, daß ich die Augen vor den holden Wienerinnen nicht niederſchlug. Doch das ſind res saeculares und ich will hier abbrechen, ſonſt erhalte ich eine Faſtenpredigt ſo ſchön wie nur Abraham a Santa Clara eine vortrug.

Grüße alle Bekannten!

Wien, 5. März 1844.

Dein

Pichler.

Michael Stotter an mich.

Lieber Freund!

Erſtens nehme ich mir nicht vor, heute dieſen Brief zu enden, und zweitens will ich zuerſt Ihre Frage beantworten.

Die Liedertafel lebt hoch, höher als je. Sie iſt die Mutter aller Liedertafeln im Lande. Jede ſchöne Tat war zuerſt ein Lied, das iſt der Humor davon: Die lieben Pariſer wußten ihr „Allons enfants“ ſchon auswendig, als ſie die Baſtille ſtürmten. Alles, was jung iſt, nicht blos Studenten, ſingt oder plärrt mit. Meint ein Dichter, daß die Belliniſchen Opern nur ein Wehſchrei nach Freiheit ſeien, ſo mag er recht haben.

Unſere Liedertafel iſt aber nicht ſo melancholiſch ſentimental. Sie lockt mit einem hellen Schnalzen und Juchhei die kecke königliche Dirne in die Berge herein. Das Lied wiſſen wir und können es im großen Chore ſingen, wir werden auch tun können, wenn die Tat kommt. Es läßt ſich nichts daraus machen; es macht ſich ſelbſt und die ſchwache Regierung muß dabei tun, als wenn es ihr lieb wäre, denn hindern kann ſie nichts mehr.

Der Gang der Zeit iſt naturgetreu und geſetzmäßig, ihn bezwingt keine Polizei und keine Zenſur. Jedes Einwirken zum Nutzen oder Schaden des Fortſchrittes iſt gefährlich. Am beſten kehre jeder vor ſeiner Tür. Aber wo Kräfte nötig ſind, die aufſtacheln und anſpornen, da muß jeder mit Kopf und Herz hervortreten und den Mann ſtellen.

Was im Muſeum geſchieht, iſt wenig und viel. Wenig, wenn Sie die tätigen Arme zählen, viel, wenn Sie das Geſchrei für wahr halten. Der Kampf mit dem Alten, Verjährten, Verſchimmelten dauert fort. Manche ermüden, ich gottlob noch nicht. Zwei Forts werden jetzt an der kleinen Sill gebaut, das friſche Alpenwaſſer trennt ſie. Das eine iſt das Muſeum, das andere die Jeſuitenſchule. Wir haben eine breite Treppe gelegt und drei Tore für den Eingang geöffnet. Kommt, kommt! hier ſeid Ihr zu Hauſe. Wir haben nur *ein* Stockwerk aufgeſetzt und überragen ſchon die drei Etagen der großen Trutzfeſte da drüben. Die Bürger ſtehen mit verſchränkten Armen auf der Straße und ſchauen hinauf zum roten Aar der Attika. Das iſt unſer Muſeum. Da bewahrt man unſerer Väter Geſchichte,

da glänzen die Reichtümer unserer Berge und ergötzen uns die Gedanken unserer Künstler.

Ich möchte Ihre Idee bezüglich eines Vereins für Altertumskunde schon deswegen nicht in Vorschlag bringen, weil sie leicht wieder dadurch die lorbeerbekränzte Vergangenheit, welche man eben jetzt zugunsten neuer Strebsamkeit zu vergessen beginnt, ins Bewußtsein rufen und die gespannten Sehnen wieder erschlappen könnte. Das Vergangene ist gewesen, jetzt muß ein Neues werden. Das Interesse für das Museum lebt im ganzen Lande auf; das Haus wird zur höheren Lehranstalt. Mehr als je werden die Abendversammlungen besucht und ein wissenschaftlicherer Ton als früher herrscht in denselben. Alle wesentlichen Vorstände des Museums wetteifern in dieser Richtung und finden fruchtbares Erdreich für diesen Samen.

Sie scheinen zu glauben, daß man eine geognostische Karte so leicht hinzeichnen könnte, wie ein Fratzenbild mit langer Nase und spindeldünnen Beinen? Es wird eine Karte von Tirol schon kommen, aber erst wenn die Vorarbeiten gediehen sind. „Tirol ist der Schlüssel der Alpen!" sagt v. Buch und wenn wir nun einen Schlüssel machten und er täte nicht auf, das wäre doch eine Schande. Ich liebe es nicht, halb zu arbeiten; Mohs' opus posthumum ist recht gut, so lang es auf dem mineralogischen Felde bleibt, aber im geognostischen hat er das Pulver nicht erfunden.

Ich möchte Sie sehr gern über das Individuum in der anorganischen Welt diskutieren hören und auch Sie sollten meine Ansicht hierüber hören, wenn das Gegeige nicht das Maß des Briefes überschreiten würde.

Die Kristallographie, so wie sie Mohs entwickelte, hat so viel Geniales, daß sie jeden bezwingt, der sich ihr naht, und sie verdient dieselbe Achtung als die vier Spezies des Rechnens.

Aber über die Form werden Sie mit derselben nie hinauskommen und die Kristallographie für sich wird ebensowenig zur Erklärung der Lebenserscheinungen führen als die Chemie. Erst eine noch zu gründende Wissenschaft, die auf diesen beiden Füßen steht, wird unsere Ahnungen, daß kein lebloses Ding auf unserem Planeten existiere, erwahren. Der Kristallisationsakt ist noch ebenso dunkel als die Generation. Da fällt mir eben die Geschichte der mineralogischen Individuen in der geologischen Zeit ein und ich will selbe Ihnen mitteilen. Leo will nichts von einer patriarchalischen Geschachtsperiode wissen und er mag recht haben; aber ich kann diesen Zeitabschnitt nicht überspringen. Als die mineralogischen Individuen zur Bildung unserer Urfelsarten zusammentraten, brachte jedes seine Berechtigung zur selbständigen Existenz, zur scharfen gesetzmäßigen Begrenzung nach außen mit und sie drängten sich ohne Störung ihres inneren Gefüges, das ihr Lebensprozeß gewoben hatte, aneinander.

Die spießige Hornblende schob sich zwischen dem scharfeckigen Quarz und dem spatig zerklüfteten Feldspat ohne Störung der Eigentümlichkeit des einzelnen ein und behauptete ihre Stelle so abgeschlossen und rücksichtslos gegen die nächsten Nachbarn, wie die patriarchalische Hirtenfamilie. Da fiel aber einigen dieser Herren Individuen ein, ihre eingeklemmte Stellung zu verändern; sie gaben ihre ursprüngliche

Existenz auf und wollten wie Luzifer weiser sein als die anderen. Dieses besonders die Feldspäte. Was kam heraus? Ein Kot, ein Letten, wie immer etwas Schlechteres. Der machte sich aber nun breit; ein böses Beispiel steckte an, umgarnte die leise gewordenen Quarze, welche unwillig darüber ihren Bewältigern scharfe Kanten und Ecken entgegenstreckten, aber endlich doch einzeln umringt und abgefangen wurden. Der übel riechende fettig anzufühlende Tonschiefer, diese glatte, gut genährte Priesterkaste bezwang die kriegerischen, bewaffneten Quarze und machte mit den von Natur aus schon plattgedrückten geduldigen biegsamen Glimmerindividuen aus dem Bauernstande noch weniger Umstände. Beide mußten sich in den Teig, welchen er geknetet hatte, nach Tunlichkeit fügen. Natürlich fanden die unterdrückten Individuenklassen ihren neuen Zustand unbehaglich und erinnerten sich, daß sie es auch so machen könnten, wie die stolzen Feldspäte. Der Kampf begann; Priester und Patrizier stritten mit dem Volke, quetschten, zerrieben und stumpften sich gegenseitig so lange ab, bis endlich die demokratische Masse der bunten und Keupersandsteine und der dichten Kalke daraus wurde, aus denen nur mit Mühe das Individuum erkennbar ist.

So entstanden die Felsarten der sekundären Periode und die Staaten in Griechenland und Rom. Auch über diese schritt der Gang der Zeit hin und bedeckte sie mit einer barbarischen Masse ohne regelrechte Struktur und innere Gestaltung: mit der Kreide und dem Greensand. In diese ungefügigen Schichten haben sich aber, wenngleich in rauher Hülle, doch mit reinstem kristallinischen

Gefüge, die Horn- und Feuersteine, diese Helden aus der Zeit der Völkerwanderung, eingebettet.

Als diese Massen über die Erdoberfläche sich ausbreiteten und das Bestehende überschritten, regten sich auch die Gewalten der Tiefe; die Alpen und andere Gebirgsketten stiegen empor und gaben der Erde eine neue Gestalt Dabei rüttelten sich auch die älteren Schichten, zerbarsten und zerbrachen und schütteten ihre Gerölhaufen über die neue Erdkruste aus. Damit begann die tertiäre Zeit, in der die Individuen der Urperiode einzeln und verbunden wieder die obersten Erdschichten behaupteten und die weit größere Masse zur Bildung unserer Schutthügel lieferten, denn nur sie waren imstande, dem gewaltigen Getriebe der Massen zu widerstehen und wenn auch nicht mit scharfen Kanten und der vollen natürlichen äußeren Form, doch mit ihrer unveränderten inneren Struktur den Stürmen zu entkommen.

Die Trümmer der neueren Formation, welche sich unter die Rollsteine der primitiven Periode mischten wurden beim heftigen Zusammenstoße zerrieben und meist vernichtet. Ziemlich häufig senkten sich Zemente in die Zwischenräume der Gerölhaufen ein und vereinigten sich zu den Konglomeraten der neueren Staaten, in denen das Individuum wohl bewahrt wird, aber sich in die gerundete, abgeschliffene Form fügen muß.

Dies ist die Geschichte des Individuums; wer's nicht glaubt, schaue nur die Natur und die Geschichte nach.

Arbeitet brav und laßt mich auch etwas sehen, an

ſpitziger Kritik ſoll es nicht fehlen. Ich tadle herzlich gern, weil ich ſelbſt nichts machen kann.

Innsbruck, am 25. März 1844.

Michael Stotter.

An Cornelie.

Hier der erſte grüne Zweig, den mir der Frühling entgegenhielt und ein Brief Stotters, den ich zurückerbitte. Faſt ſcheint es, zu Innsbruck gehen die Wellen hoch, freilich ſtimmt unſer Michael immer eine Oktave höher als andere Muſikanten. Er iſt's, wie er leibt und lebt, aber dabei immer brav und wacker.

Sie faſten wahrſcheinlich ſchon aus Leibeskräften, aber ich — denken Sie, mir iſt ein Geſpenſt erſchienen! Eine ſchöne Wienerin? Lieber wär es mir geweſen; es war aber ein Kater, ein ſcheußliches Tier, das heut morgens auf meinem Bette ſaß und ſchnurrte, daß mir jetzt noch der Kopf ſauſt. Bruder Liederlich war geſtern auf einem Kommers. Meine Landsleute, die dafür eine ganz vorzügliche Naſe haben, ſpürten eine Kneipe aus, draußen vor der Linie, wo ein trefflicher Wein fließt. Geſtern abend zog die ganze Bande hin. In der Küche wurde ein Keſſel über das Feuer gehängt; wir ſchnitten Brot, Speck, Selchfleiſch in Würfelchen und kochten urtiroliſche Knödel wie die Bomben. Dann wurde gekneipt bis nach Mitternacht, Huldrió! — Und heut reut es mich gar nicht einmal. Ja Bruder Liederlich! Der Kater nahm endlich vor

der Morgenluft Reißaus, mög' es Ihnen im gleichen Fall auch so gut anschlagen.

Glückauf zum Frühling!

Wien, 31. März 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für Stotters Brief den besten Dank. Da mich die Innsbrucker vergessen zu haben scheinen, so bin ich froh, wenigstens auf Umwegen etwas zu erfahren.

Ja, wir haben wieder Frühling; überall sprossen die jungen Blumen, nirgends so viele wie auf meinem lieben Neuhaus. Am Ostermontag war ich zum letztenmale oben. Gern hätte ich noch einmal Abschied von meinen Lieblingsplätzchen genommen, aber ich konnte nicht mehr dazu kommen und so bin ich denn jetzt in der Stadt. Recht schwer gewöhnte ich mich an diesen Wechsel, aber Mathilde klagte noch mehr darüber.

Vor einiger Zeit sah ich im Theater Halms Sampiero. Ich kann das Stück nicht sehr bewundern. Der erste Akt ist schön, ich hätte aber nicht erwartet, daß das ganze auf eine Mordgeschichte hinauslaufen würde. Sampiero tötet seine Frau, weil sie mit Genua in Unterhandlung steht. Er will dadurch seine Freunde, welche ihn für einen Verräter haltend die Sache Korsikas aufgeben wollen, von seiner Treue überzeugen und sie zwingen mit ihm Genua anzugreifen. So endet das Stück. Ich hätte doch gern erfahren, ob dieses Mittel ihm Glück gebracht habe oder nicht. Es soll ja nur ein

Mittel sein, nicht der Zweck. Der Patriot, nicht der Mörder erregt unsere Teilnahme.

Ich habe die letztere Zeit so viel zu tun gehabt, daß ich das Schreiben beinahe ganz vergaß. Jetzt wundere ich mich selbst, wie es mir einst hat einfallen können, mich mit einem lebhaften geistreichen Kinde, das ich nicht einmal persönlich kannte, in einen Briefwechsel einzulassen, und doch ist es mir leid, daß jene Zeiten und meine schriftliche Bekanntschaft mit Emma längst vorüber sind.

So viel als möglich lese ich im Neuen Testament. Ist es nicht wirklich das Buch der Bücher? Was gibt es, das wir hier nicht wahrer, schöner, ungekünstelter fänden als in jedem andern Werke? Diese einfache, erhabene und milde Lehre, mehr durch Beispiel als Worte vorgetragen: kann man ihr etwas an die Seite stellen?

Aber genug! Was ich fühle und ahne, kann ich nicht in Worte kleiden; ich kann jene nur bewundern, denen es gegeben ist, das, was sich mir nur wie in Träumen naht, klar zu erfassen und auch in die Seelen anderer die Erkenntnis zu übertragen.

Es dämmert schon und die Betglocke bringt dem scheidenden Tage ihr Lebewohl. Gute Nacht also Sie Bruder Liederlich. Was man von Ihnen alles hören muß! Wenn Ihnen noch mehr solche Gespenster begegnen, können Sie am Ende den Einsiedler Antonius in der Wüste ablösen und der Heiligenschein wird wohl auch noch wachsen.

Schreiben Sie bald, „vom Faß weg".

Cornelie.

* * *

Zur Erläuterung des folgenden Briefes von Schnell teile ich hier einiges mit. Damals wurde es in Tirol unruhig, erſt vor kurzem — 1837 — hatte die öſterreichiſche Regierung den Biſchöfen ihren Arm geliehen, trotz der Bundesakte die proteſtantiſchen Zillertaler von Haus und Herd zu treiben; mochte auch der Klerus und ſein Anhang zuſtimmen, ſo war doch der Unwille über jene gewalttätige Intoleranz bei vielen Gebildeten groß. Dann folgte die Berufung der Jeſuiten durch den Landtag, der unter J. v. Giovanellis Einfluß ſtimmte. Aus jener Zeit datiert die Geburt des tiroliſchen Liberalismus. Der unglückliche Johann Senn feuerte ſeine Sonette gegen den Ultramontanismus los, gleich heftig wie ſie war das Jeſuitenlied Gilms. Am 6. Dezember 1843 veröffentlichte die Augsburger Allgemeine Zeitung den Aufſatz von Joſef Streiter „Poetiſche Regungen in Tirol" und entfeſſelte dadurch den Kampf der Parteien in den auswärtigen Blättern, denn die öſterreichiſchen verſtummen unter der Schere der Zenſur. Einen Höhepunkt erreichte die Bewegung durch die Angriffe welche der am 10. Dezember 1891 verſtorbene Profeſſor Albert Jäger in einem Muſealvortrage am 24. Februar 1844 gegen das Erziehungsweſen der Jeſuiten richtete. Damals noch Benediktiner, war er in der Hofburg Erzieher der beiden Söhne des Stadthalters Grafen Brandis und Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität. Seine hervorragende Bedeutung als Gelehrter, als Begründer der hiſtoriſchen Schule in Öſterreich will ich hier nur andeuten, ein großer Kreis von Schülern ſammelte ſich um ſeine Lehrkanzel in Wien, mancher trägt in der

Wissenschaft einen berühmten Namen. Zum Ärger der Regierung hörten die Korrespondenzen in auswärtigen Blättern nicht auf; hier war auch Fenner von Fenneberg beteiligt, der 1848 in den Oktobertagen zu Wien hervortrat. Diese Kämpfe kann ich hier nicht weitläufig behandeln, es gebührt ihnen ein Platz in der deutschen Literaturgeschichte, in der deutschen Geschichte, wenn diese einmal nicht blos einseitig dargestellt wird. Es genüge zu sagen, daß damals das kleine als ultramontan verschrieene Tirol vor anderen Kronländern Österreichs in erster Linie stand.

Brief von Josef v. Schnell.

Innsbruck, 21. April 1844.

Den Brief an Dr. Schuler habe ich allsogleich übergeben und wenn Ihr von seiner Seite noch keine Antwort bekommt, so ist es nicht meine Schuld. Daß ich mit Euern Mitteilungen hinter dem Berg zu halten weiß, dürft Ihr keck überzeugt sein. Gerade kanonieren sie, die guten österreichischen Untertanen, dem Geburtstag des Kaisers zu Ehren und machen meinen Ohren Baumwolle erwünscht. Aber der Himmel schneidet ein saures Gesicht zur ganzen Feierlichkeit und hat die graue, regentriefende Kampagneuniform angelegt. Ist's außen recht trüb, häusle ich mich gern ein und halte in Goetheschem Behagen Gedankenrevue. Diesmal sollt Ihr Zeuge davon sein — freilich eine kleine Ehre, die ich Euch antue, aber gut gemeint. — Daß ich Euch so lange nicht schrieb, müßt Ihr mir schon verziehen haben; sonst leſt lieber nicht weiter; denn in übler Laune habt Ihr von meinem Brief gar nichts. — Wenn Ihr glaubt,

ich leide an religiöser Schwermut, so könnt Ihr recht und unrecht haben. Recht — wenn Euch das Bemühen, historisch Festgestelltes, wie die christliche Kirche, denkend noch einmal festzustellen, nichts anderes als frommes Bauchweh ist, — unrecht, wenn Ihr mir eine „herz- und hirnweiche Empfindelei" mit Weihnachtskrippen und Karwochengräbern und den Glauben andichtet, als sei der katholische Taufschein die unerläßliche Eintrittskarte zur himmlischen Ewigkeitssoiree. Vielen Dank weiß ich Euch dafür, daß Ihr mich auf das γνωθι σαυτον der Alten aufmerksam machtet. So widersprechend es anfangs mit der griechischen Weltanschauung aussieht, so ist es am Ende dennoch der Wahlspruch ihres ganzen Denkens. Ihr wißt, keinem Griechen fiel es ein à la Kant sich mit verbundenen Augen vor ein „Ding an sich" zu stellen, um in aller Demut dessen Unerforschlichkeit anzuerkennen, — nein, denkmutig und der ursprünglichen Einheit von Geist und Natur instinktmäßig bewußt treten sie heran die antiken Philosophen an die eherne Wirklichkeit, die flüssig wurde in dem Feuerofen ihrer Geister. Diese von ihnen anerkannte Macht des Geistes, die objektiven Dinge formell zu reproduzieren, berechtigte sie auch, das γνωθι σαυτον als Spitze alles Wissens in den Tempelfries Delphis einzugraben. Nehmt die Art und Weise, wie ich Euren Vorwurf aufzufassen imstande war, freundlich auf und laßt mich ein weiteres darüber hören, wie Ihr versprochen habt. — Mit der Odyssee werde ich diese Tage fertig werden und sie als ein Buch aus der Hand legen, dessen Inhalt mich liebevoll begleitet hat durch 4 Jahre wie ein himmlischer Genius bald nah

zur Seite, bald weiter entfernt und zurückgedrängt von Fratzen ſowohl als anderen Genien, bis ich endlich heuer einen dauernden Bund mit Homer geſchloſſen zur ewigen Jugend des Geiſtes. Ich will dann die Ilias beginnen und mit den Hellenen nach Troja ziehen.

Gegenwärtig beſchäftigt mich ein Aufſatz über Alexis, eine Trilogie von K. Immermann, die mich entzückt hat. Wenn's einer verſteht Licht und Schatten im dramatiſchen Gemälde gleichmäßig zu verteilen und nicht dadurch den Helden in blendender Weiße erſcheinen zu machen, daß man den Böſewicht über und über mit Ruß und die anderen Nebenfiguren mit obſkurem Grau anſtreicht — ſo iſt es Jedermann, den ſeine Freunde den „Strengen" nannten. Jetzt hab ich lang genug meine Glocke geläutet; wenn Euch die Ohren ſummen, leſt weiter, es kommt Baumwolle. — Seit einigen Tagen haben wir hier einen politiſchen Märtyrer. Baron Fenner, der hieſige Korreſpondent der Wiener Theaterzeitung, ließ in den Kaffeehäuſern herum lautwerden, es werde bald in irgendeinem ausländiſchen Blatte ein Aufſatz über Tirols Zuſtände in vielfacher Beziehung von ſeiner Feder erſcheinen. Ihr wißt, die poetiſchen Regungen Tirols haben eine Verteidigung der Jeſuiten in der Allgemeinen Zeitung hervorgerufen, wo Balde und Denis Sterne erſter Größe genannt wurden, — nun, der Artikel ſoll auch von Fenner herrühren, — kurz, die Polizei nahm ſeine Papiere in Beſchlag und er ſelbſt wurde wegen unbefugter Korreſpondenz mit dem Auslande zur Verantwortung gezogen. Der Menſch iſt in wiſſenſchaftlicher Beziehung

ein bemaltes Ei ohne Dotter, ein Prahlhans, Überſetzer von franzöſiſchen Theatern und ſogenannter Originaldichter. Einige wollen behaupten, die ganze Geſchichte ſei eine Finte und diene nur dazu, einen geheimen Polizeiſpion aus ihm zu machen, der eben dadurch keinen Verdacht erregen könne. Der letzte Schmähartikel in der Allgemeinen über Dr. Streiter wurde vorher zur Hofzenſurſtelle geſchickt und dieſe übermachte ihn der Redaktion in Augsburg, wodurch die Redaktion ſoviel als gezwungen war, demſelben ihre Spalten zu öffnen. Streiter war voriges Jahr oder früher in Augsburg, wurde mit den Redaktoren der Allgemeinen bekannt und ſie nahmen ihn als ſtehenden Korreſpondenten aus Tirol auf. Dies verbürgt die Wahrſcheinlichkeit, daß jener Aufſatz den Weg über Wien gemacht. Ich verdanke dieſe Auskunft dem Albert Jäger, der ſie aus einem Briefe Giovanellis aus Bozen hat, worin dieſer die Autorſchaft ablehnt, aber dieſe Spur angibt. Jedenfalls muß jemand der Verfaſſer ſein, der hohe Bekannte in Wien hat, ſonſt würde ſich die Zenſurhofſtelle mit ſolchen Schmutzereien nicht abgeben. — Seit einem Monat iſt im Hofgartenpavillon eine Turnſchule errichtet. Der Meiſter iſt aus Wien, ein Schüler Stephanis. Sogar Beamte von 40 Jahren nehmen Anteil. Jägers Vortrag über das Erziehungsweſen der Jeſuiten hat ungewöhnliche Senſation gemacht. Die Gegner verketzern ihn — Giovanelli ſchrieb ihm eigenhändig, er ſolle entweder Buße tun und Kapuziner werden oder zum Proteſtantismus übertreten, denn der katholiſchen Kirche gehöre er nicht mehr an. Über Flir beklagen ſich ſeine Freunde, daß er ultrakatholiſch

werde. Professor Schenach trägt seine Geschichte der Philosophie gegen mein Erwarten sehr gut vor. Er entbehrt alles Schmuckes der Rede; aber Deutlichkeit und Gründlichkeit erheben ihn über Flir, der oft mit ein paar Exklamationen über das Schwierigste weghüpft. Schenach hält sich besonders bei Aristoteles an Hegel. Die akademische Jugend (die Philosophen) zeichnet sich heuer in studentischem Dünkel und Dunkel aus. Verhältnismäßig haben Flir und Schenach mehr Juristen als Philosophen in ihren freien Kollegien. Lebt wohl.

Schnell.

An Cornelie.

Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen bei meinem letzten Besuch von Sigmund Schlumpf erzählte? Wir verlebten die Kindheit gemeinsam bis zum sechsten Jahre. Bei der raschen Entwicklung seines Geistes und durch äußere Verhältnisse überholte er mich im Studium um mehrere Jahre, so daß er bereits die Universität bezogen hatte, während ich noch im Gymnasium schwitzte. Wir waren einander selbstverständlich völlig fremd geworden; er durfte von seiner Stufe auf mich herabsehen, mir wollte seine Empfindsamkeit schlecht behagen. Später erfuhr ich, daß er einige schöne sentimentale Lieder gedichtet habe, die sich bei den Studenten, unter denen er überhaupt in hohem Ansehen stand, großen Beifalls erfreuten. Seine Freunde hingen mit Begeisterung an ihm und wenn jemand, führte dieser edle Jüngling ein den Musen geweihtes Leben. Der edle Johann Georg Ritzl, welcher ihm bald ins Grab folgen sollte,

zeichnet ihn kurz: „Eine kindliche Natur, rein wie fließendes Gold; die Wahrheit selbst, hat er in seinem ganzen Leben auch nicht im Scherz ein unwahres Wort gesprochen, stille aber tief schwärmerische Poesie; ich fühle wohl oft eine unendliche Sehnsucht nach ihm." Die ärztliche Praxis, der er sich widmen wollte, hätte ihn wahrscheinlich aufgerieben durch den herben Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den zu vermitteln ihm alle Anlage fehlte. Von Jugend an kränklich, trug er den Keim des Todes in der Brust; mit tiefer Sehnsucht horchte er den Stimmen aus einer andern Welt, das Gedicht, worin er dieses ausspricht, kann ich nie ohne Rührung lesen.

Ahnung.

Ein Glöcklein hör' ich öfters läuten
Von fremdem seltnen Wunderklang,
Doch was das Glöcklein zu bedeuten,
Hab' ich umsonst geforschet lang.

Ich hör' es nur in heil'ger Stunde,
Zumeist in stiller Mitternacht,
Wenn alles schweigt in weiter Runde,
Kein andres Menschenaug' mehr wacht.

Auch hör' ich ernste heil'ge Lieder,
Ein andres Leben öffnet sich,
Dann sinkt der Schlummer schwer hernieder
Und Träume viel umschweben mich.

Kommt dann die Sonne klar und helle,
Nimmt alles seinen alten Lauf,
Nur mir ist einsam um die Seele,
Als stünd' ich aus dem Grabe auf.

Das hat er zu Wien gedichtet. Aus Venedig ſtammt wahrſcheinlich die folgende Strophe:

Allweſen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Biſt du nicht Abendrot und Stern,
Und ſtille See, unſterblich Lied.

Sie atmet den Hauch des Friedens, den er ſich nach ſchweren religiöſen Kämpfen errang. Sein Tagebuch wußte viel davon zu erzählen, leider iſt es verloren. Zu Padua wollte er nach den praktiſchen Kurſen ſeine Rigoroſen machen, vielleicht mit der Hoffnung, daß der freundliche Himmel Italiens ihm einige Tage zulegen, wenn auch nicht volle Geneſung ſpenden werde. Um einige Studien zu machen, beſuchte er das Spital und dort war es, wo die innigſte und letzte Liebe ſein Herz ergreifen ſollte. Unter den Kranken befand ſich ein Mädchen, das nach Erklärung aller Ärzte unrettbar an einem Bruſtleiden darniederlag. Doktor Chriſtian Schlechter, der damals zu Padua ſtudierte und mit Schlumpf vielfach verkehrte, hat ſie mir geſchildert. Als der ſonſt ſo nüchterne Mann von ihrer Geduld, von ihrer ſanften Ergebung und all der Schönheit, welche ihren hinſinkenden Leib wie Morgenſchimmer einer heiligen Zukunft verklärte, in beredter Begeiſterung ſprach, konnte ich mir leicht vorſtellen, welchen Eindruck ſie auf Sigmund gemacht habe. Ein Gedicht von ihm wird dieſes beſſer zeigen, als die Erzählung des andern; ich will es beifügen, denn es drückt ihr Weſen, wie ſie auf ihn wirkte, vortrefflich aus.

Letzte Bitte.

Du mit dem dunkeln Lockenkranz,
Mit deiner Augen Himmelsglanz,
Ach wende mir, Du holdes Du!
Dein bleiches Antlitz zu.

Ich bin so krank, der Busen brennt,
Ich fühl's, ich fühl's, es geht zu End!
Ach, wende mir, Du holdes Du!
Dein bleiches Antlitz zu.

Er mußte sie sterben sehen, allein die Erinnerung an ihr Hinscheiden erhellte seine letzten Stunden; man fand ihn eines Morgens tot, Lächeln wie vom Weihegruß der Ewigkeit im milden Gesicht. An seiner Bahre vereinten sich Deutsche und Italiener zu inniger Teilnahme.

Auf meiner letzten Reise durch Tirol besuchte ich zu Waidring seine Eltern. Der Vater, ein wackerer Schützenhauptmann von 1809, nun altersgrau und verwittert, drückte mir, dem Jugendfreunde des Sohnes, herzlich die Hand. Ich erzählte ihm, daß die Erinnerung an ihn bei vielen jungen Männern, die er einst durch seine Begeisterung für Wissenschaft und Kunst entflammt, noch nicht erloschen sei. Da gingen dem Alten die Augen über, er seufzte schwer und sagte, mich lang anblickend: „Er wäre jetzt in Ihrem Alter; Sie stehen gesund und kräftig da, er liegt in Welschland unter der Erde, — wer hätte das gedacht!" Die Mutter nebenan konnte die Tränen nicht zurückhalten, wie denn beide sehr gemütliche und brave Leute waren. Sigmund blieb ihr stets mit Wärme zugetan; dies zeigt ein Gedicht, das ich Ihnen beilege.

An meine Mutter.

In meiner Kindheit frühen Jahren
War ich ein kranker bleicher Knab',
In meinen gold'nen Lockenhaaren
Sollt ich zur dunkeln Gruft hinab.
Mein Brüderlein von sonnger Weide
Bracht' mir viel Blümlein mit nach Haus,
Die Mutter lieb an meiner Seite
Band sie still weinend mir zum Strauß.
O Mutter! hättest Du gewunden
Ums junge Haupt den Totenkranz,
In Deinem Arm hätt' ich gefunden
Der Engelskrone lichten Glanz.
An deines Herzens Heiligtume,
Von Deinen Tränen sanft betaut,
Im Lockenhaar die zarte Blume
Hätt' ich des Himmels Glanz geschaut.

Ich schickte ihr die „Frühlieder aus Tirol", welche einiges aus seinem Nachlaß bieten.

Hier schalte ich die Antwort ein:

Waidring, den 10. Dezember 1845.

Verehrtester Herr Pichler!

Ihre werte Zuschrift samt dem Buch, worin die Gedichte mehrerer gut bekannten Freunde, so auch meines lieben Sohnes Sigmund enthalten sind, haben wir richtig mit großer Freude und Rührung erhalten. Ich bin daher so frei, statt meinem Mann, der gegenwärtig etwas unpäßlich ist zu antworten und den innigsten Dank für Ihre gütige Bemühung zu entrichten. Wenn Sie am Ende des Schuljahres wieder

nach Tirol kommen, so bitte ich, uns zu besuchen, indem wir mit einer Wenigkeit erkenntlich sein möchten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es uns noch immer kränkt, den Sigmund so früh verloren zu haben. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß es viel braucht, bis man am Ende seiner Studienjahre ist, und so nahe am Ziel ihn verlieren, ist schwer. Verehrtester Herr Pichler! Sie wünschen das Tagebuch zu durchlesen, was aber im ganzen genommen nichts anderes ist, als düstere Schwermut; ich habe es lange nicht lesen können, so sehr griff es mich immer an. Besonders waren die letzteren Jahre schwer für ihn; es mag wohl die Ursache seiner Krankheit das Seelenleiden vergrößert haben. Ein Leben ohne Hoffnung gesund zu werden, was er als Mediziner besser einsehen konnte, und doch so ganz Empfindung für alles Schöne und wahrhaft Edle, von Jugend auf zur Schwermut geneigt und nur in sich gekehrt, fern von seinen Angehörigen, verwelkte diese Blume, die für uns immer eine Freude war. Verzeihen Sie mir, der Mutter, die ihren Erstgeborenen nicht vergessen kann. — — Wir hoffen, daß er nun jenen Frieden genießen wird, den er hier nie finden konnte, und wo er sich in seinen Blättern immer darüber beklagte; die Ratschlüsse Gottes sind unergründlich, es wird so am besten für ihn sein.

Also nochmals den innigsten, den herzlichsten Dank für dieses Denkmal der tätigsten und aufrichtigsten Freundschaft; möchte es Ihnen immer wohl ergehen und nehmen Sie einstweilen die Versicherung hin, durch Ihre Bemühung eine Familie erfreut zu haben, die es zeitlebens nicht vergessen wird.

Indem ſich mein Mann und ich höflichſt empfehlen, zeichnet mit ausnehmender Hochachtung

Ihre

ergebenſte Freundin

Urſula Schlumpf,

penſionirte Zoll-Einnehmers Gattin.

Was ſoll ich noch beiſetzen? Manche werden es für zwecklos halten, ſolche Gedichte, die ſich gar nicht einmal durch Reinheit der Form auszeichnen, aufzubewahren oder über den Verfaſſer, der durch keinen neuen Gedanken auf dem Meere der Zeit einen Wellenſchlag hervorbrachten, ein Wort zu ſagen. Es mag ſein! Und dennoch iſt er vielen lieb geweſen, weil ſein Herz reich war an Liebe. Deswegen erſchien auch mir ſein Tod, als ich ſeinen kleinen Nachlaß, den man mir zugeſandt, durchblätterte, wie ein ſchmerzlicher Verluſt, obwohl wir uns ſeit den frühen Jahren der Kindheit fremd geworden waren. Auch Sie werden dem faſt frauenhaft weichen Dichter, der ſo früh abgerufen wurde, Ihre freundliche Teilnahme nicht verſagen. Vielleicht fällt Ihnen Hölty ein. Es iſt eine Ähnlichkeit im Lebenslauf beider, im übrigen aber ſind ſie innerſt verſchieden, was Sie gar leicht herausfühlen werden. Ich möchte die Bruſt unſeres Freundes einer Äolsharfe vergleichen: ſie hat nur einen Mollakkord, aber dieſer eine iſt voll, tief und rein.

Oſtern habe ich auf dem Kahlenberg gefeiert. Meine Landsleute und ich mieteten in einem Dorf vor der Linie Gäule und verſuchten einen Ritt. Ich, der nie zu Roß geſeſſen, wurde von der erſten ſteifen Kurbette in den Staub geworfen. Ein Artilleriſt fing den Gaul

auf und ſchnallte den Sattelgurt feſter, ſo daß ich den andern nachtrotten konnte. Dieſen war es aber auch nicht beſſer ergangen; ich ſah gar manchen, der den Hals ſeiner Mähre brünſtig umſchlang oder ſich verzagend in die Mähne feſtkrallte. Indes erreichten wir ohne Unfall die Höhe mit der Burgruine, wo einſt Kaiſer Albrecht den allzeit fidelen Wienern die Freiheitsbriefe zerſchnitt. Dort ſammelten wir uns um die Flaſche. Es wurde Abend. Im Weſten tauchten noch einzelne Feuergarben auf, während über das ungariſche Flachland ſchwer und dunkel die Nacht ſtieg. Ich dachte an Schlumpf und trat ins Freie. Ein leiſer Luftzug wehte über die Trümmer und beugte die Riſpen des Perlgraſes, die über das Geſtäude der Brombeeren wuchſen. Mir kommt bisweilen vor, als blicke ich in die Tiefe des Weltalls, als höre ich den bangen Seufzer jedes Geſchöpfes, daß es untergehen muß und nicht bleiben darf, dann aber iſt es mir, als raff' es mich empor wie Johannes auf Patmos: es ſoll ertönen die Siegeshymne der Unſterblichkeit, der Engel wird niederſteigen, der von den Gräbern des Unterganges den ſchweren Stein wälzt und umgeſtimmt wird das: „Aus der Tiefe rufen wir zu dir, o Herr!" in einem prächtigen Choral, in ein Alleluja des Lenzes!

Als Gegenſtück zum „Letzten Prieſter der Iſis" habe ich ein „Schwanenlied der Sibille" entworfen. Das Aufſteigen eines Kreuzes aus Sternen über dem Meer des Oſtens verkündet ihr die Geburt des Meſſias. Sie eilt nach Rom, wo Auguſtus eben ſein Siegesfeſt feiert und wird hier mit Hohn ausgewieſen, denn die Großen der Erde haben meiſtens lange Ohren, die prophetiſchen

Stimmen der Zukunft hören ſie aber doch nie. Da geht ſie auf das Kapitol und entbeut einer Schar von Kindern den Gruß des Himmels. Dieſe nehmen ihn freudig auf; ſie hat ihre Sendung erfüllt und ſinkt tot zuſammen. Die Kinder bedecken ihre Leiche mit Palmenzweigen; von jetzt an ſchweigen die Orakel des Heidentumes. Ob ich zur Ausführung komme, weiß ich eben nicht, es zerſtreut mich zu viel und vielerlei. Schließen Sie ja nicht aus dieſem Stoffe, ich ſei ein Asket geworden. Leichſinnig allerdings ein bißchen; ſoll ich ſtets den luſtigen Reigen, der dieſe Stadt mit endloſen Blumengewinden umflicht, ſtets Kuß und Wein meiden? Mein Innerſtes bleibt unberührt: aus ſpielenden Augen blickt oft ein ſtrenger, erdenfreier Geiſt.

Dieſer Brief liegt ſchon lang in meinem Pult. Ich ſchreibe Ihnen ſo wie man einen Freund aufſucht; wenn man gerade das Bedürfnis hat, ſich gegen ihn auszuſprechen: ja ſeien Sie mein Kamerad! Jetzt will ich ſchließen, ſonſt komme ich eher als dieſer Brief nach Salzburg.

Wien, 15. Mai 1844.

Ihr Pichler.

Brief von Schnell.

Geſtern war ich bei Stotter und fand dort eine philoſophiſche Abhandlung von Kaplan Ruf im Manuſkript: „Sein und Erſcheinen“ betitelt. Ich habe nur einiges davon geleſen und mir einen beſonders auffallenden Satz gemerkt: „Was iſt, erſcheint auch; was nicht erſcheint, iſt nicht.“ Ruf ſcheint ſich der Feuer-

bachiſchen Anſchauungsweiſe zuzugeſellen. Ich wünſche ihm und jedem andern Glück dazu. Aufrichtig geſagt, meine Begeiſterung für reine Philoſophie hat ſich ziemlich abgekühlt; wären die Deutſchen von jeher weniger philoſophiſch geweſen, wir lägen jetzt nicht in einer ſolchen politiſchen Miſere. Die Tronrede König Wilhelms von Preußen! Was werden die Rheinländer für lange Geſichter machen! Ich hätte ein paar Gedichte in Bereitſchaft; wenn Ihr ſie in ein Taſchenbuch hineinpraktizieren könnt, ſoll es mir lieb ſein. Habt ihr vielleicht in das elſäſſiſche Taſchenbuch etwas eingeſchickt? Schreibt mir zuvor, wohin dieſe poetiſchen Vögel fliegen. Hartwigs Buch über Tirol iſt mir nicht zu Geſicht gekommen; Koch habe ich teilweiſe geleſen; er hat den wieneriſchen, arroganten Ton eines Hofrats, iſt aller Anmut ledig und mir unausſtehlich.

Der geognoſtiſche Verein gibt eine Gebirgskarte Tirols heraus und Dr. Stotter arbeitet an dem Text. Der Gouverneur Brandis hat auch ein Buch erſcheinen laſſen: „Die Geſchichte der Tiroler Landeshauptleute von Michael von Brandis“. Ich habe es noch nicht zu Geſicht bekommen. Unter den heurigen Muſealvorleſungen, von denen ich nur den geringeren Teil hören konnte, zeichneten ſich vorzüglich Flirs Vortrag über Hamlet, Schulers über Grabbe und Alb. Jägers über den Heimfall Tirols an Öſterreich im Jahre 1813 aus Letzterer ſtellte den Herrn v. Roſchmann, charakterloſen Andenkens, an den verdienten Pranger. Wirklich tat dieſer Menſch alles, um ſeinem Lande auch noch den letzten Schimmer ſeiner verfaſſungsmäßigen Rechte zu rauben, hätte nicht Kaiſer Franz ſoviel Rechtlichkeits-

ſinn beſeſſen, um ſeinen Einflüſterungen kein Gehör zu geben. Denkt Euch, Kaiſer Franz hat mehr gegeben als ſeine Beamten unſerm Lande zugeſtehen wollten!! Schützenlied, gottlob, iſt mir noch keines über die Zunge gekommen; Gilm verſchießt dafür deſto mehr poetiſches Pulver; ich begreife nicht, wie er ſich von einer ſolchen allerhöchſt angeordneten Volksbewaffnung, um einſtens „die Boarn" totzuſchlagen, hat können düpieren laſſen. Senn hat ſeine Gloſſen zu Fauſt in der „Gegenwart", einem Wiener Blatte, zu Drucke befördert. Schuler iſt dermalen unpäßlich.

Den Auguſt vergangenen Jahres brachte ich großenteils in der Schweiz zu. Ich ging nach Zürich, Bern, Neufſchatel, Lauſanne, Genf, über die Dent de Jaman ins Simen- und Sanental, nach Thun, von da ins Berner Oberland und über St. Gallen zurück. Ein merkwürdiges Land, die Schweiz! Bei all den politiſchen Stürmen hat das Soziale nie gelitten, die Freiſchärler haben nicht einen Heller geſtohlen und alle Lebensmittel ſogleich bezahlt. Die Straßen ſind vortrefflich, die Schulen muſterhaft, die Spitäler großartig, die Felder gut beſtellt, die Häuſer elegant und die Hütten der Armen wenigſtens reinlich. Dies alles gilt aber nur von der reformierten Schweiz; die katholiſchen Kantone ſind weit zurück. Quid hoc ad coelum! fragt der Katholik, nicht wahr? Nichts deſtoweniger muß man ſagen, daß die katholiſchen Kantone in dem politiſchen Streit das Recht für ſich haben. Sie fußen auf den Verträgen von 1815 und die Radikalen wollen eine Verminderung der Kantonalſouveränetät neben einer tüchtigen Zentralgewalt. Bei Bern be-

ſuchte ich das Fellenbergiſche Inſtitut in Hofwyl und lernte auch Wilhelm von Fellenberg kennen. Der Vater, wie Ihr wißt, iſt leider geſtorben. Man ſagt, das Erziehungsinſtitut ſei ſeit ſeinem Tode geſunken. In Genf beſuchte ich, durch Rekommandationsſchreiben eingeführt, die Soiree bei einer Couſine von James Fazy. Ich könnte Euch von der Feinheit des genferiſchen Konverſationstones keinen Begriff geben; ſo etwas findet man bei uns gar nicht. Vielleicht in Sachſen trifft man ähnliches; im ganzen iſt der Deutſche und ſeine Sprache in Tirol zu plump, um ein feiner Geſellſchafter ſein zu können. In Appenzell lernte ich den Landamann Zellweger und ſeine Familie kennen. Sein Oheim, Joh. Zellweger, hat eine Geſchichte ſeines Vaterlandes mit vier Bänden Urkunden herausgegeben. Was der Appenzelleriſchen Geſellſchaft an Feinheit gebricht, erſetzt ſie durch inhaltreiches Geſpräch und biedere Herzlichkeit. Der Reichſte lebt dort nicht anders wie der minderbemittelte Bürger; die Wohltätigkeit für Arme iſt *organiſiert* und das ganze Land eine Friedensinſel mitten im ſtürmiſchen Meere. Das macht, ſagt Zellweger, weil das appenzelliſche Volk ſeit 400 Jahren in der demokratiſchen Staatsform geübt iſt, die andern Kantone ſich aber erſt daran gewöhnen müſſen. Vor dem Jahre 1830 war der größere Teil der Schweiz ariſtokratiſch.

Ich leſe jetzt Gottfried von Straßburg und dann Wolfram von Eſchenbach; nebenbei immer Homer und Thierſchs griechiſche Grammatik. Auch Geſchichte werde ich wieder aufnehmen und zwar Schloſſer von A bis Z.

Leo iſt mir zuwider geworden; er iſt doch gar zu fanatiſch.

Ich bedanke mich ſchließlich für die mir zugedachte reiche Braut, bedauere aber für mich ſelber in dem Fall der ſeligſten Jungfrau zu ſein und dem Engel antworten zu müſſen: Ich weiß von keiner Partie! Laßt mich mit der Antwort nicht ſo lang warten als ich Euch, ſeid alſo ein wahrer Chriſt, grüßt mir Purtſcher und ſchreibt mir von Eurem Treiben in extenso!

Mai 1844.

J. v. Schnell.

An Sebaſtian Ruf.

Iſt denn bei Euch eine ſolche Ebbe eingetreten, daß der letzte Tintentropfen verrann? Stotter ſchrieb von ſolchen Springfluten, daß ich meinte, gleich hinauflaufen und mittun zu müſſen. Auch Flir ſcheint mich vergeſſen zu haben, von Schuler nicht zu reden.

Ich boſſle allerlei; mit der Philoſophie will es aber nicht mehr vorwärts. Das Sein, Nichts, Für ſich ſein und An ſich ſein intereſſiert mich jetzt weniger als das Daſein und vor allem ſehne ich mich nach dem Weſen. Indes würde ich es als eine große Lücke beklagen, wenn ich mich nie mit Philoſophie beſchäftigt hätte; die vielen Stunden, welche ich ſeit Jahren darauf verwendet, haben mir Wucherzinſen in jedem Sinn gebracht. Ich werde auf dieſem Acker die Hand gewiß nie ganz vom Pfluge laſſen, obgleich ich einſehe, daß ich zum ſpekulativen Philoſophen nicht das Zeug habe. Meine Flügel ſind, um mit Plato zu reden, zu ſtark verklebt; weil

die Federn nicht treiben wollen, gebrauche ich sie als Hände und meine Füße sind auch fest.

Δὸς μοι ποῦ στῶ!

Stelzen schnall' ich mir keine daran; denn man fällt damit doch nur, ohne zu erreichen, was dem natürlichen Wuchs zu erreichen versagt ist. Mehr mündlich. Ich muß für die Prüfungen ochsen. Würde nur Chemie und Physiologie besser vorgetragen!

Wien, 22. Mai 1844.

Ihr

Pichler.

Aloys Flir an mich.

Die Vorwürfe, welche Sie uns an die Köpfe schleudern, müssen wir geduldig akzeptieren. Die schöne Zeit, wo mir das Briefeschreiben ein innigstes Bedürfnis war, ist längst vorüber: der Drang nach einem behaglich trauten Gespräche im lebendigen Gedankenspiel oder Ernst trat an die Stelle. Der Plunder der Alltagsgeschäfte legt sich so drückend auf das Leben, daß es, wie der Fuchs mit seinen Flöhen, in das Nasse sich flüchten muß, um ihrer ledig zu werden. Durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet. Zu diesem Ekel gegen Pult und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: Man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, tot — die Buchstabensprache das Innere mitteilt. Und mittels gegenseitiger Mißverständnisse, die sich oft bis zu tollem Ärger steigern, eine

lang gedehnte Korreſpondenz fortzuſchieben, iſt denn doch eine miſerable Kärrnerei. Alſo muten Sie mir ja nicht zu, mich in Ihre Feuerkreiſe hineinzuziehen und in Ihrer brauſenden Geiſtesbewegung mitumſchwingen zu können. Je unerquicklicher und widriger mir das Schreiben iſt, um ſo erfriſchender und belebender ſind mir Briefe aus lieben, befreundeten Gemütern. Ich verſchlinge ſie enthuſiaſtiſch wie Ezechiel ſein Buch: Sie ſind mir ein Manna in der Wüſte. „Verdammter Egoiſt!“ rufen Sie vielleicht aus. Nun ja — ein Egoiſt bin ich allerdings eben ſo weil ich ein ego bin, wie ich menſchlich bin, weil ich ein Menſch bin. Ein Egoiſt ſind Sie auch, mit Verlaub zu reden. Wenn es ſich alſo mit Ihrem Egoismus vereinbart, meinem Egoismus eine Freude zu machen, ſo wird mein Egoismus dem Ihrigen dankbar ſein. Zerreißen oder zerſtoßen Sie das Blatt noch nicht, ſondern leſen Sie geduldig weiter. Ihre Weltanſicht iſt von der meinen zwar vielſeitig nicht nur verſchieden, ſondern mit ihr im Gegenſatze. Doch das verſchlägt nichts. Ein jeder ſtrecke ſich nach ſeiner Elaſtizität, ein jeder trage die Naſe, wie ſie ihm gewachſen, ein jeder ſuche das Wahre und Gute nach ſeinem Vermögen. Sie ſind in Ihren Jahren weit toleranter, als ich in dieſem Alter war. Wer nicht mit mir ſtand, ſtand gegen mich und mit wildem Hochmute hielt ich jeden für dumm und borniert, der nicht pantheiſtiſch dachte. Sie ſcheinen dieſen Paroxysmus der Tölpeljahre längſt überwunden zu haben. Wenn Ihnen aber etwa ein Wunſch aufzuckt, ſich mit mir philoſophiſch zu balgen, ſo habe ich auch dieſe Raufluſt ſchon ſeit Jahren überlebt. Die geiſtige

Entwicklung durchläuft ihre Stadien, wie die phyſiſche: eine energiſche Natur ſtockt nicht zu lang auf einem untergeordneten Punkte; ihr eigenes Leben treibt ſie weiter; es bedarf der Handlanger nicht. Ich taſte nie hinein in ein ſtrebend Weſen und jedem Pedanten, der ſo etwas verſucht, ruft man mit Recht zu: „Rühre nicht, Bock, denn da brennt's!“ Wollte aber ein Jüngerer an mir einen Bekehrungsverſuch beginnen, wie es wohl ſchon einige ſich einfallen ließen, ſo ſtopfe ich ihm mit einem Kuſſe den Mund oder gebe ihm eine Ohrfeige. — „Aber was hat denn der Kerl noch übrig nach allen Überlebtheiten? Sein Brevier und die Chrestomathia Latina?“ Die Frage iſt unrichtig geſtellt. Daraus, daß ich viele Dinge überlebt und abgeſtreift habe, folgt nicht, daß ich zu einem Reſiduum — zu einem magern Reſte reduziert worden; wenn es mir auch noch an unendlich vielem gebricht, ſo fühle ich mich doch in meinem Mannesalter tauſendmal lebendiger und glückſeliger als in allen früheren Jahren. Jugendſchöner und freudiger iſt es jetzt! Meine größte Wonne iſt meine Überzeugung; dieſe Überzeugung in ſtrengen Gedanken immer mehr zu entfalten und zugleich auszuleben und mich damit zu identifizieren, das iſt mein ſeligſtes Streben. Was ich bisher gelegentlich geſchrieben, iſt eben nur Gelegenheitsſchmarren. Überhaupt hat mir das einzelne, aus ſeiner Ganzheit, der es angehört und wo es allein ſeine Stelle und Verſtändlichkeit hat, herausgeriſſen, einen ſehr geringen Wert. Nach einem Modelle des Ganzen drängt mein Innerſtes: die Arbeit wirkt im Stillen — ungeſehen und unbelauſcht. Unſeren Studenten ein Lehrer zu

sein, ist nicht meine Absicht: nur Wachrufer manchen zu werden, genügt. Das Leben unserer Universität oder vielmehr — unserer Studenten nimmt von Jahr zu Jahr einen kräftigeren Aufschwung. Sie und Purtscher waren eben auch tüchtige Motores. Gestern haben 60 Kerle vor dem Publikum im Rekrutensaale „Das deutsche Lied" gesungen, daß eine stürmische Begeisterung ausbrach und die Pedanten, welche die Sperrketten immer in der Tasche tragen, beschämt Augen und Ohren sinken ließen. Die Liedertafel macht Epoche dahier. Es wäre zu wünschen, daß auch anderwärts und allerwärts echter Chorgesang aus Studentenscharen erschalle. Geh' ich abends durch die Gassen, so tönt es bald da, bald dort herzerhebend von einer Sängergruppe. Am Donnerstage ging es lustig und gemütvoll zu auf dem Husselhofe; vor vierzehn Tagen sangen alle 60 Sänger im Schloß Ambras. Der Gesang ist Schwingung der tiefsten Geisteskräfte und wo männliche Energie ist, kann es bei musikalischer Allgemeinheit und Simplizität nicht verbleiben. Leider sind auch einige Klopfereien vorgefallen — nicht von Sängern, auch nicht im Löwenhause, aber Sie wissen wohl, man wirft gern alles in einen Topf, weil gewisse Leute so arm sind, eben nur einen Topf zu haben. So zahm und friedliebend ich in meiner Stube eingeschlossen lebe, so gelte ich doch als der Sündenbock und längst schon hätten manche Freunde der Ruhe mich ausgepeitscht, wenn sie es gewagt hätten, mich öffentlich anzurühren. Meinen Gegnern verzeih' ich um so lieber, je klarer ich sehe, daß sie von ihrem Standpunkte aus ganz natürlich

handeln. Übrigens hat mich mein sterbender Freund Trebisch in eine unabhängige Lage versetzt: Ich handle — momentane Übereilungen abgerechnet — ohnedies nur zum offenbaren Wohle der Studenten; sollte ich endlich einmal wirklich lästig zu sein scheinen, so kann ich ja gehen, wohin es mir beliebt. Doch so lange Brandis das Ruder führt, geht alles frei und zugleich zum Bessern. Trebisch hat oft von Ihnen gesprochen: Sie waren ihm sehr lieb. Ich habe ihm in Ansehung seiner religiösen Überzeugung nur gedient, nichts aufgedrungen. Der Katholizismus sowie die Religion überhaupt kann für das Subjekt keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholizismus tolerant, aber wohl auch zugleich aus tausend anderen Motiven. Ehre sei Gott nicht bloß in den Höhen, sondern überall, und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, wenn auch von irrender Ansicht. Heute haben die Landstände dem lieben Adolph Purtscher, dem wiedergegebenen, das Stipendium zuerkannt. Grüßen Sie mir ihn inbrünstig!

Innsbruck, 23. Juni 1844.

Ihr aufrichtigster Freund

Aloys Flir.

An Aloys Flir.

„Aber was hat denn der Kerl nach allen seinen Überlebtheiten?“ Warum legen Sie diese Frage in einen Mund, aus dem sie nie gekommen wäre? Weiß ich doch aus eigener Erfahrung, daß das Leben des Geistes

um ſo gehaltreicher wird, je weiter es fortſchreitet. Sie halten mir Ihre gewonnenen Überzeugungen entgegen, ich beneide Sie darum nicht, — keineswegs aus Geringſchätzung, ſondern weil ſich eines nicht für alle ſchickt und jede Pflanze das Recht eigenen Wuchſes und eigener Frucht hat. Was iſt, iſt gut, wenn es lebt; nur der Tote gehört zu den Toten. Ihre Überzeugung iſt katholiſch; ich habe Roms Dogmen den Rücken gewandt; Sie ſind ſelig im Glauben, in der Hoffnung auf das Jenſeits; ich will ſtark und entſchloſſen im Diesſeits ſtehen: Sie ſind ein Chriſt, ich bin ein Heide. Und bei dieſer klaren Kenntnis unſerer gegenſeitigen Stellung konnten Sie mir den „Unſinn einer Bekehrung zu meinen Meinungen" wenn auch nur verdeckt zumuten?

Ich habe nichts „abgeſtreift" was echt iſt, ſondern mir dieſes zu erhalten gewußt als den Grund, auf dem ich weiterbauen muß, will ich nicht wurzellos in der Luft hängen. Bleiben Sie wie Fauſt mit Ihrer philoſophiſch-theologiſchen Helena in ruhiger Behaglichkeit; meine Natur ſchnellt mit Euphorions Sohlen in die Höhe; fürchten Sie nicht, daß Ihnen die Eruvien in den Schoß fallen; ich habe meine Entwicklung bis jetzt allein durchgekämpft und fühle Kraft genug, es auch ferner zu tun.

„Nach einem Modelle des Ganzen" drängt auch mein Innerſtes, jetzt um ſo mehr, wo ich allmählich in ſo weit erſtarke, außer meiner Subjektivität auch dem Objekt ſein volles Recht zu wahren.

Sie ſind „aus Katholizismus tolerant". Ich bin es aus Humanität und der allmählich gewonnenen Er-

kenntnis, daß jedes Individuum als ſolches das Recht hat, ſeine Weltanſchauung zu haben. Das Sehen iſt ein allgemeiner Begriff, allein jedes Weſen ſieht nach ſeinem Auge. Von Toleranz aus Religion mag ich nichts wiſſen, am wenigſten von jener aus Katholizismus. Wär's nur nicht jetzt der Ultramontanismus, dieſer hochmütige Antiſthenes im Bettlerkleide der Demut, der mit einem Stoßſeufzer die Augen verdreht und phariſäiſch ausruft: „Liebes Jeſulein erleuchte die Verblendeten, und wenn du ſie nicht erleuchteſt, gib mir Macht, ſie zu Ehren der Unbefleckten zu braten.“ Der Katholizismus iſt übrigens nicht die Quelle Ihrer Toleranz, Sie ſind tolerant, weil Sie edel und gut ſind.

Nach ſo viel Gepolter auch noch eine drollige Neuigkeit. Ein Maler bringt mich auf einem Altarblatt für eine Dorfkirche als heiligen Johannes an, nebenbei Purtſcher und Tinzel als halbnackte Schergen. Seht Ihr, ich werde bei Lebzeiten heilig, das bringt Ihr ſamt Eurem Katholizismus nicht zuwege. Nichts für ungut!

Wien, 10. Juli 1844. Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Es iſt wohl vieles anders geworden: Viktorie iſt fort! Wie viel liegt in dieſen drei Worten. Wie ich ſie vermiſſe, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen; möge ihr Glück blühen und dauern, ich bleibe freilich allein. Ich bin nur froh, daß ſie nicht hier, daß ſie weit entfernt iſt; wie es war, konnte es doch nicht bleiben und beſſer die Bande ſchnell zerſchneiden, als ſie nach und nach

eines um das andere brechen zu sehen. Eine langsame Entfremdung ist das quälendste. Sie sagte einmal: „nur durch die Bekanntschaft mit euch ist mir das Leben noch erträglich gemacht worden!“ Möge sie glücklich sein und uns vergessen. Ich klage nicht über den ewigen Wechsel des Lebens, das ist ja Schicksal! — „Hänge dich an nichts fest!“ ich dachte es auch einmal, aber die Lehre ist leichter zu geben, als zu halten.

Wären Sie doch wieder einmal hier! Zwar Sie sprachen ja auch manchmal aus der Ferne zu mir, aber zu selten und zu düster, oder vielleicht auch zu fröhlich, nicht wahr? „Soll ich stets Kuß und Wein meiden? Aus spielenden Augen blickt oft ein strenger erdenfreier Geist.“ Sie können so nicht denken, denn es ist ja nicht mehr wahr. Hinter spielenden Augen verbirgt sich nur manchmal — Verzweiflung. Findet denn der Dichter keine schönere Lösung der Rätsel dieses Lebens? Kann sich denn Luzifer in Mephistopheles wandeln? Ich glaube nicht, und wird er sich herablassen seine Larve zu borgen? Wären Sie doch mein Bruder, wie wollte ich immer zanken; nun danken Sie Gott, daß Sie es nicht sind. Wenn Sie auch manchmal kleine Lieder dichten, so dürfen Sie doch den Schwanengesang der Sibille nicht als Entwurf liegen lassen. Das wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist, deren es nur zwei gibt: Feigheit und Trägheit. Diese versteckt sich oft hinter der Laune, Sie aber müssen, denn Sie können, was Sie sollen! Ich stelle mir lebhaft vor, wie schön dieser Entwurf sein wird, wenn er vollendet ist und ich freue mich sicher nicht vergeblich darauf. Ich weiß es ja, ich kenne Sie;

kein Stoff, den Sie ergriffen, läßt Ihnen Ruhe, bis er in die Form gegossen vor Ihnen steht.

Hätte ich doch Schlumpf gekannt; wir würden miteinander und nebeneinander im stillen Tal gewandelt sein, während Sie droben auf den Bergen umsteigen. Als Sie Ihren Brief auf sein Grab niederlegten, konnten Sie Ihr Los preisen; Sie sind der Starke, der Glückliche, um so edler ist die innige Teilnahme für den früh Entschwundenen.

Bis hierher hatte ich geschrieben als ich unterbrochen wurde, dann kamen Tag für Tag Störungen der verschiedensten Art. Die schönen Abende lassen sich auch nicht im Zimmer versäumen und wenn ich nach Hause komme, dann ist es spät; ich habe Ihnen dann immer recht viel zu sagen aber nur in Gedanken; so will ich denn jetzt zur Feder greifen um Antwort zu erhalten.

Nach Ihrem vorjährigen Besuche machte ich mit Viktorien einen Abendspaziergang; wir stiegen am Heuberg empor, blickten auf die Gegend und plauderten, hauptsächlich von Ihnen. Wir zupften Blumen, um zu erfahren, ob Sie dieses Jahr fleißig schreiben würden? — Nein! war die Antwort, doch tröstete uns das Orakel mit dem Versprechen, daß Sie mehrere Tage hier bleiben würden. So ist Ihr Schicksal besiegelt, gegen die Götter vermögen auch Sie nichts. Wir freuen uns alle sehr darauf, Sie zu sehen. Mathilde ist für einige Wochen nach Michelbeuern geladen, sie will aber nicht hin, wenn Sie nicht die Zeit Ihrer Ankunft genau angeben, damit sie bis dort wieder zurück sein kann.

Neulich wurde wieder über das Kloſterleben geſtritten. Manchmal glaube ich, wäre ein Kloſter gar nicht ſo fürchterlich, doch ſollte man nur hineingehen, wenn alles verſöhnt, jeder Widerſpruch gehoben iſt; — ob dies je geſchieht? Das Leben iſt hart, ſchonungslos zertritt es die Blumen alle, doch können wir ja nach den Sternen ſchauen, die nie wechſeln und vergehen und iſt der Winter vorüber, ſo erſtehen ja auch wieder neue Blumen.

Meine Träume waren wohl oft unbillig; ich kann nicht darüber klagen, daß ſie nicht zur Wirklichkeit geworden ſind, aber traurig iſt es, nicht mehr träumen zu können. Den Männern verleiht der Geiſt ewige Jugend, die Frühlingszeit der Frauen iſt aber ſo kurz.

Doch genug davon; zu Ihrem Wienerleben paſſen ſolche Jeremiaden gar nicht. Wenn Sie nach Salzburg kommen, ſo machen Sie ſich nur darauf gefaßt, recht viel mit mir zu ſprechen über Chriſtentum, Bibel, Griechen, Römer, Indier, kurz alles mögliche und noch etwas mehr.

Viktorie hat mir noch einen Gruß für Sie aufgegeben. Am 20. Mai war ihre Trauung und Abreiſe. Ich werde Ihnen davon erzählen. Bis ſie fortfuhr, blieb ich bei ihr. Sie hatte zum Anfang dieſer Woche einen Brief verſprochen, heute iſt Sonnabend und noch keiner hier.

Kommt Purtſcher nach Salzburg? Ich möchte ihn gern kennen lernen.

Cornelie.

An Cornelie.

Reiſe von Wien am 26. Juli ab, 28. abends Salzburg. Schwanenlied vollendet, werde es Ihnen vorleſen. Hoffe dafür Gnade zu finden, wenigſtens bei Ihnen, Mathilde und anderen frommen Frauen. Sie predigen ja, daß es einem durch die Haut geht! Mündlich mehr; bin müde, es iſt Mitternacht!

Wien, 20. Juli 1844.

Ihr

Pichler.

* * *

Die Ferien dieſes Jahres benutzte ich, um Beiträge für die „Frühlieder aus Tirol" zu ſammeln, einen kleinen lyriſchen Almanach, welcher ein Zeugnis für das Streben des jüngeren Geſchlechtes werden ſollte. Es regten ſich damals in Tirol überall unter der Eisdecke friſche Keime, es ſchien, als wolle ein neuer Frühling anbrechen, Denunzianten verſchiedener Art verhinderten ihn vorläufig. Ein Brief an Streiter in dieſer Sache folgt hier.

An Dr. Joſef Streiter in Bozen.

9. Auguſt 1844.

Euer Wohlgeboren, hochgeehrteſter Herr Doktor! Weil ich in Bozen nicht mehr das Vergnügen hatte, mit Ihnen zu ſprechen, ſo nehme ich mir die Freiheit, brieflich einige Worte an Sie zu richten. Es geſchieht beſonders in der Abſicht, das Büchlein „Frühlieder aus Tirol", welches wahrſcheinlich in Bälde erſcheinen wird

und deſſen Zuſammenſetzung Sie bereits kennen, Ihrer gütigen Beurteilung zu empfehlen, umſomehr, da es eine Bombe iſt, die in das feindliche Lager geſchleudert werden ſoll. Über den Wert oder Unwert der darin enthaltenen Gedichte im einzelnen will ich vorderhand ſchweigen, nur das kann ich bekräftigen, daß nichts ganz Unbedeutendes aufgenommen wurde. Es mögen jetzt ungefähr 15 bis 20 Kontribuenten verſammelt ſein; die Hauptſache iſt dieſe, alle jungen Talente zu vereinigen, damit ſie nicht in die Wolfskrallen der Gegner im Schafkleid fallen, und das iſt bei dem Kampfe von Tag und Nacht, wie er ſich in unſerer Provinz immer heftiger entzündet, unumgänglich nötig. Beda Webers Almanach für 1845 fällt allem Anſchein nach in die Goſſe, weil er keine Beiträge erhält, als erbärmlichen Plunder von Logikern und Phyſikern. Proſit! Alle andern habe ich ſchon abgefangen.

Dieſer Tage gehe ich zu Grillparzer; ich bin begierig, was er zum Hallberger Heinrich*) ſagen wird. Ich werde ihn vielleicht rezenſieren, wenn ich den von Rückert zur Parallele auftreiben kann. Zeit finde ich ohnehin, da ich wahrſcheinlich keine Lektionen zu geben kriege und daher durch Journaliſieren meinen Unterhalt decken muß. Zugleich wollte ich Sie erſuchen, mir Nachricht zu geben, unter welchen Bedingungen eine ausländiſche Verlagshandlung eine Tragödie zum Druck übernehmen würde. Ein Landsmann, deſſen Namen ich aber nicht der Poſt vertrauen mag, hat ein

*) Streiters Drama „Heinrich IV.", deſſen 1. Teil bei Hallberger in Stuttgart 1844 erſchien. (Anm. d. Herausg.).

Product der Art „Der Graf von Gleichen" und möchte es der Presse übergeben, auf das Honorar würde er von vornherein verzichten. Sie sehen, „jung Tirol" will vorwärts, — ich denke, wir sollten uns gegenseitig die Hände bieten.

Unsere Brixner Konferenz fand auch bereits in der Augsburger Postzeitung Erwähnung, wie Sie wissen werden.

Als Neuigkeit kann ich Ihnen mitteilen, daß ein junger Tiroler gegenwärtig die Zeitgeschichte des Landes in den Jahren 42—44 schreibt; soweit ich die Arbeit kenne, ist sie in jeder Beziehung trefflich, worin auch ohne Klausel Schuler beistimmt. Der Verfasser schreibt zugleich unter meinen Augen und ich kann ihm daher leicht über manches signalisieren. Sollte ich sonst etwas in Erfahrung bringen, wovon ich weiß, daß es Ihnen unbekannt, aber von Interesse sei, so werde ich nicht ermangeln, Sie davon in Kenntnis zu setzen und hoffe das gleiche von Ihrer Güte. Dero ergebenster

Adolpf Pichler.

P. S. Entschuldigen Sie, daß ich eine Beilage mache; denn Herrn v. Mages eigens zu schreiben, war nicht der Mühe wert, da ich ihm nichts besonderes mitzuteilen habe. Ich bitte Sie, weil sie in loco sind, um Bestellung des Briefchens.

Wohnt: Wien, Vorstadt Landstraße — Sterngasse 293, 2. Stock, Tür 6.

* * *

Bei Schuler lernte ich Gilms „Lieder eines Verſchollenen" kennen; ihre Originalität, Leidenſchaft und Farbenpracht ſprachen mich lebhaft an und ich bat ihn daher um einen Beitrag.

Seine Antwort lautete:

Euer Wohlgeboren!

Ich erhielt Ihren Brief zugleich mit der Augsb. Poſtztg. vom 30. Juni d. J. im Bade Innichen. Es war der Maria Himmelfahrtstag und der Schnee reichte beinahe bis zu meiner hölzernen Behauſung herab.

Von hier reiche ich Ihnen meine kalte erfrorene Hand, die aber ein heißes Herz bekundet. Tragen Sie die Fahne, rühren Sie die Trommel, ich folge Ihnen. Ein anonymer Brief aus Innsbruck machte mich mit Ihrem Vorhaben bekannt und warnte mich vor den Lockungen der Ultramontanen. Dies hat mir wehe getan. Wer hat in Tirol freiere Lieder geſungen? Daß ſie nicht allgemein bekannt ſind, iſt nicht meine Schuld. Alle Vaterlandsliebe, alles Gefühl für die höchſten Intereſſen der Menſchheit wird von der finſtern Partei zu Boden getreten.

Du freies Wort, des Friedens Schwert
Heraus aus deiner Scheide,
Daß, — wir Tiroler ſind es wert!
Die Welt uns drum beneide.

Ich hätte gar vieles, was dem Zwecke entſpräche. Wir müſſen uns aber perſönlich beſprechen. Beſtimmen Sie mir irgendeinen Platz in Tirol — nur nicht Innsbruck — und ich werde zur Stunde erſcheinen, wo wir allein und ungeſtört über Ihr Vorhaben ſprechen kön-

nen. Vor allem geben Sie in Ihrem Buche der Sentimentalität keinen Raum.

Denn eisern ist die Zeit und sie verlangt,
Daß ihre Kinder ihre Farben tragen.

Mondschein haben wir längst gehabt, wir wollen Sonnenlicht, weinen wollen wir über unser Vaterland, und die Mädchen gewinnen durch die Tat. Noch einmal, werfen Sie allen Liebesjammer hinaus, kein Mensch achtet darauf.

Ich bin eben mit einer größern dramatischen Arbeit beschäftigt. Oswald der Name, die Not unserer Zeit der Gegenstand. Ich weiß, ich habe mich durch das Gedicht an Galura verdächtigt. Es war Handwerkerarbeit und für keine Öffentlichkeit berechnet. Die Parteien fielen darüber her. Zum Überfluß hat es Staffler noch in seiner Statistik abgedruckt. Aber Ihr Brief hat mir bewiesen, daß Sie besser denken von mir. Dies hat mich wieder aufgerichtet. Auf mich können Sie rechnen, solange mein Herz klopft. In der Hoffnung, Sie bald zu sehen, grüße ich Sie von ganzer Seele.

Schulers Gruß mögen Sie freundlich erwidern. Der Glückliche! er erhielt in der Augsb. Postztg. den 3 Preis. Wir sind leer ausgegangen. O, daß wir uns erst zu schämen lernten. Aber es soll anders werden. Der ultramontane Bayer soll die Preise nicht mehr aufbringen. In dieser Erwartung

Bruneck, 17. August 1844.

Ihr

Hermann v. Gilm.

Ich interessierte mich auch für den Dichter und traf bald darauf mit ihm in Bruneck zusammen. Von hier kutschierte er mich in einer Kalesche nach Lorenzen, er fuhr jedoch an einer Mauer an und hätte bald umgeworfen, so daß ich froh war, als wir beim Wirtshaus absteigen konnten. Dann ging ich nach Bozen, Meran, St. Leonhard, wo ich mich in das Hoferbuch einschrieb und über den Jaufen nach Innsbruck.

An Cornelie.

Es beginnt wieder zu herbsteln, am nächsten schönen Tag breche ich auf und hoffe dann in Salzburg gut Wetter zu treffen, daß wir einige Spaziergänge machen können.

Vor kurzem habe ich einen Tiroler Poeten kennen gelernt; zuerst einige Gedichte und dann ihn selber. Es ist Hermann von Gilm. Schuler teilte mir einiges Handschriftliche mit; genial jeder Zug! Ich werde Ihnen wunderschöne Lieder mitbringen, die er mir für unseren poetischen Almanach mitgab, hier einige Züge zu seinem Bilde: Er ist hochgewachsen, schlank, mager; schwarzlockig, das Auge dunkel und glühend; Stirn und Oberteil des Kopfes treten stark hervor, während das kleine Kinn zurückweicht: ein echter Geiertypus! Er trägt sich sehr elegant; dem Äußern nach könnte man ihn wohl für einen welschen Studenten halten. Im Umgang wechselnd, abspringend, outriert! Ich sähe ihn gern schlichter, einfacher und um es trocken zu sagen: wahrer. Er trieb sich bis jetzt in Schwaz, Bruneck als Praktikant um: Blumentöpfe für einen

jungen Baum. Er muß wachſen, da wird er auf einmal einen tüchtigen Schuß tun.

Von meinen kleinen Abenteuern und Ausflügen zu Salzburg mehr!

Innsbruck, 24. September 1844.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Hier die „Sibille" als erſten Gruß aus Wien. Ich trotte in dem Geleiſe fort, das ich beim Beginn der Ferien verlaſſen. Schreiben Sie mir über den Schutt von A. Grün. Leſen Sie aber auch Goethes Iphigenie. — Warum? — Das ſollen Sie hören. Die Länge meines Gedichtes möge die Kürze meines Briefes entſchuldigen.

Wien, 20. Oktober 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für das „Schwanenlied der Sibille" herzlichen Dank von uns allen. Sie verlangen über Grün Bericht. Sie hatten wohl recht als Sie ſagten, ich würde mit dieſen Gedichten eine ganz neue Richtung kennen lernen. Und doch ſcheint es mir, als ob Purtſcher mit ihm manches gemein habe. Oft habe ich Naturſchilderungen älterer Dichter geleſen, aber es war immer nur eine hübſche kleine Landſchaft, wobei meiſtens ein paar Figuren im Vordergrund das Bedeutendſte blieben; doch hier iſt es anders, hier hat der Baum eine Seele und die Blume ein Leben.

Auch Gilms Auffassung der Natur erinnert hier und da an ihn, doch gefällt er mir besser als Grün, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum.

Von uns kann ich Ihnen wenig erzählen; Viktorie schreibt nie, aber auch ich komme nie dazu ihr zu schreiben und so klagen wir alle, daß wir sie verloren. Ich mache wohl manchmal eine neue Bekanntschaft, doch kommt es zu keinem vertrauteren Umgang; die Eigenschaften, welche ich an Viktorien so vorzüglich schätzte, findet man zu selten. Ich wollte, Sie hätten sie gekannt wie ich. Durch ihre Mutter habe ich vor einiger Zeit eine Nachricht von ihr erhalten, die mich sehr erfreut hat.

Warum schreiben Sie mir doch gar nichts von Ihrem Leben? Ihr letztes Briefchen hatte sechs Zeilen!

Mathilde war einige Zeit unwohl, jetzt Gottlob! ist sie wieder etwas besser. Wenn man jahrelang eine Person, die man liebt, leiden und sich nach und nach verzehren sieht, ohne daß man helfen oder lindern kann, so vermag man sich mit aller Anstrengung nicht immer gleich zu bleiben. Ich bin von Natur eigentlich ruhig und heiter; doch seit einem Jahr ist mir die Heiterkeit beinahe fremd geworden. Wir hängen doch so ganz von äußeren Einwirkungen ab! Und wissen Sie, was mich wieder für jetzt zu mir selbst gebracht hat? Ein recht heftiger Zahnschmerz, der mich vierzehn Tage im Zimmer festhielt. Da ist man endlich so froh, wenn man sich wieder in seinem gewöhnlichen Zustande befindet.

Vorgestern waren wir in Maria Plain. Ich

pflückte noch ein Menge Blumen. Gern hätte ich Ihnen einige geſchickt, aber ſie wären verwelkt, ehe Sie ſie noch erhalten hätten. Der Efeu wird wohl grün bleiben, bis er zu Ihnen kommt, darum wähle ich ihn zu meinem Boten.

Warum verweiſen Sie mich neben Grün auf Iphigenie?

Cornelie.

An Cornelie.

Heute bin ich wieder aus dem Bett gekrochen, muß aber als Rekonvaleszent noch einige Tage das Zimmer hüten, doch kann ich wenigſtens leſen und ſchreiben.

Sie empfinden Grün ganz richtig; er wirkte allerdings auf Purtſcher, doch hat dieſer intenſivere Lokalfarben. Gilm ging von Heine, Freiligrath und Grün aus; das düſtere Auge Byrons blickte allerdings auch durch die Fenſter in die Kanzleiſtube des k. k. Praktikanten; doch war für den gewaltigen Lord der Raum hier etwas zu enge. Ich hätte unſerem Landsmann freilich eine etwas breitere und feſtere Grundlage gewünſcht; jetzt iſt er aber er ſelber und ſeine beſten Poeſien gehören zum Beſten; er muß jedoch vorwärts, vorwärts, vorwärts, ſonſt verfällt er der Manier, und dann gehört er dem Teufel.

Goethes Iphigenie iſt der volle Gegenſatz zu den Gedichten Grüns; was im „Schutt" Naturgefühl, iſt hier Herzenstiefe, ſchwillt dort vegetative Üppigkeit, ſo walten hier die reinſten Mächte der Sittlichkeit; ich wollte Sie auf zwei verſchiedene Richtungen aufmerk-

ſam machen. Könnt' ich Ihnen doch die Griechen vermitteln, es wär ein Göttermahl! Ich leſe jetzt wieder Ödip auf Kolonos.

Für die „Frühlieder" habe ich ganz hübſche Sachen zuſammengebracht. Die Mandarinen der Zenſur ſchüttelten ob dem Manuſkript bedenklich den Kopf. Wir treten in Geſellſchaft auf; ſollte man da nicht eine katilinariſche Verſchwörung gegen die Vaterlandsretter Metternich, Sedlnitzky und ... vermuten? Zudem witterten ſie ſogleich die ſatyriſchen Beziehungen auf die Pfaffen und hier und da die Spur eines deutſchnationalen Hauches. So werde ich von Pontius zu Pilatus geſchickt. Der Zenſor rief: „Was, ſolche Richtungen tauchen in Tirol auf. So viele junge Poeten und kein einziger loyaler Vers!" Ich verbiß das Lachen und erwiderte ihm: „Wir wollen uns weniger dadurch, als durch gute Verſe hervortun."

Jetzt iſt das Manuſkript zu Innsbruck, wenn es droben nicht flott wird, gebe ich die Sache verloren.

Sonſt geht es mir leidlich. Von den Tirolern in Wien weiß ich wenig zu melden. J. v. Schnell tanzt, trinkt Kaffee und liebt wie ein Paſcha; er will Diplomat werden und paßt dann ganz gut an den Bosporus. Unter den Landsleuten heißt er wegen ſeiner Zierlichkeit „das Bübel" oder die „Jungfrau". Was in dieſem blonden Köpfchen für Frevel ausgebrütet worden, ahnt kein Chriſtenmenſch. Sie wiſſen, was es einſt bei dem Neubaue des Jeſuitenkonviktes an der Sill für Skandal gab. Als man des Morgens feierlichſt den Grundſtein einweihen wollte, fand man trotz der Nachtwachen eine Viſitenkarte darauf, die

nicht aussah wie eine Rose. Die Schwarzen wüteten, die Liberalen lachten. Getan hat es unsere „Jungfrau", wie sie mir mit züchtigen verschämten Wangen jüngst beichtete.

Purtscher ließ sein Herz einem Bauernmädchen in Pustertal; er jammert, daß er unter die Märzenkater gehen könnte.

Einen Spaß! Einer von unserer Horde wohnt in einem engen Gäßchen. Ihm gegenüber seine Schöne. Nachdem durch Blicke und Busselwerfen ein Einverständnis erzielt war, begann die Korrespondenz. Die Brieflein wurden in die Spitze eines langen Weidenzweiges eingekluppt und nachts von Fenster zu Fenster gereicht. Einmal verschlief sie und verschlief er. Da hörte er des Morgens viele Menschenstimmen in der Gasse. Er lief zum Fenster. Da waren nun alle Augen und Finger nach seinem Brieflein gerichtet. Es hatte sich bereits ein kleiner Auflauf gebildet; die Wiener sind ein lustiges, ja kindisches Völklein. Sie können sich vorstellen, wie gelacht wurde. So unterhalte ich mich auf Regimentsunkosten und mache vorläufig die besten Vorsätze, keine Beiträge zu unseren Tragikomödien zu liefern. Aus dieser Ursache kann ich Ihnen auch in Ernst und Scherz nicht viel von meinem Leben erzählen.

Mathilden wünsche ich eine glückliche Genesung und allen ein frohes Neujahr!

Wien, 6. Dezember 1844.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Ehe Sie vielleicht daran denken, meinen erſten Brief zu beantworten, beginne ich den zweiten. Wieder ein Monolog; ſchon viele trug der Wind in Ihre Hände, Sie haben die flüchtigen Blätter ſtets gut aufgenommen und manchmal freundlich darauf erwidert. Sie blieben bisher, Sie bleiben gewiß fort und fort meine Freundin.

Ich habe nie Liebe gefühlt, die Liebe hat höchſtens da und dort mit mir geſpielt. Das dauerte nie und dauert nicht. Die Wölkchen, welche Selſttäuſchung an meinen Horizont warf, ſind ſtets bald zerronnen, die Vergangenheit wirft keinen Schatten auf mich und nie habe ich jemand mein Wort gebrochen. Aber ich bin auch nicht unglücklich, wenn eine Hand, die ich gefaßt, mich kalt losläßt; ich möchte mich durch das ewig Schöne tröſten, und wenn das irdiſch Schöne wandelbar welkt, ſo denk ich mir: Nicht du biſt es, was ich liebte; es war der Kuß der Gottheit auf deiner Stirn.

Vor einigen Wochen ſtellte mich ein Bürger als Lehrer für ſeine Kinder an. Im Hauſe herrſcht das ſchöne Glück des Wohlſtandes, das über das Bedürfnis des Tages hinaus von manchem Genuſſe geſchmückt wird. Ich ſehe der Mutter ſtets mit Vergnügen zu, wenn ſie dem kleinſten Töchterlein die Buchſtaben des Alphabetes zeigt oder emſig im Hauſe ſchafft. Die Kinder haben mich bereits lieb gewonnen. Da ſitze ich auf einem Hockerl und ſchwätzte mir das Heimweh vom Herzen: ich erzähle von Tirol, den Almen, den Sennern, vom

Jahre 9 und den Schützen, meinen Bergfahrten; und dann zeige ich manche getrocknete Blume, die ich droben gepflückt und als Merker in ein Buch gesteckt bei recht schönen Stellen. Das Völklein steht rings herum die großen Augen auf mich geheftet, um ja kein Wort zu verlieren. Das Licht brennt mehr und mehr hinunter und dann, wenn ich zu Ende bin, das Summen, Plaudern, Fragen! Die älteste Tochter Emma ist ein holdes, schüchternes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; es geht mir immer die Seele auf, wenn mir eine solche Gestalt vor das Auge tritt. Wenn ich diese Familie betrachte, fährt oft ein dunkler Schmerz durch meine Brust, als sollte ich nirgends vergessen, daß ich heimatlos bin. Wird man älter, so beklagt man nicht nur die Liebe, die man nicht erreichen kann, sondern auch jene, die man in der Jugend entbehren mußte.

Bewirtung.

„Mich liebt kein Mensch, mich schirmt kein Haus".

Am Christabend, — sonst habe ich ihn immer einsam zugebracht, — war ich hier eingeladen. Einige verwandte Familien und nähere Bekannte bildeten den Kreis. Ich bekam als Geschenk eine Schlafhaube, wobei mich die Mädchen, welche sie gehäkelt, noch tüchtig auslachten. Gegen Mitternacht zog ich mich in eine Fensternische zurück, die Gegend war mondhell, die öden Basteien des Glacis mit den bereiften Bäumen, fernhin ein Arm der Donau; es zogen alte Bilder an mir vorüber und — „Es ist Damenwahl!" Emma stand

lächelnd vor mir. Ich flog im Walzer dahin. Ihr Bäschen, eine Vollblutwienerin, mahnte mich völlig an die Schönheit antiker Mänaden: Dieſes Ebenmaß der Glieder, wenn ſie ſich rhythmiſch bewegte; der Buſen, auf den die ſchwarzen Locken wie dunkler Wein niederſtrömten, die Glut des Auges, ich wendete mich aber gern von dieſem Feuerbrand zu Emmas milderem Schimmer.

Die Innsbrucker Liberalen laſſen jetzt ihr Licht nur bei Nacht leuchten, wo es niemand ſieht; man erfährt gar Drolliges: ſo ſtehen die Muſealvorträge unter Zenſur und über Politik wagt aus Angſt vor den Spitzeln jetzt kaum jemand zu reden. Uns Jüngeren wächſt die Zukunft entgegen und wir der Zukunft. Der Grieche hatte ein Vaterland, doch wir Deutſche! Kürzlich gab mir ein junger Mann eine Tragödie, das Ganze nicht ohne Talent, jetzt hat aber ein Poet anderes zu tun, als ein zärtliches Paar vor dem Brautbette abzuſchlachten. Doch von dieſen Dingen will ich Ihnen nicht länger vorſchwatzen.

Heute Dreikönig! Möge auch unſerer Zeit der Stern aufgehen!

Geſtern eingeladen! Emma iſt nicht mehr ſo ſchüchtern; ich plaudere gern mit ihr und leſe in ihren blauen Augen etliche Kapitel Weltweisheit. Das iſt doch gründliche, tiefſinnige Forſchung! Haben Sie Geduld mit mir. Ich ſchaukle wie auf einem Kahn, und ſolang holde Sterne ſchimmern, ſeh' ich empor zum Himmel und hinab in die Flut des Daſeins, wo ſie ſpiegeln. So frei und offen geſteh' ich Ihnen alle Torheiten und Sie werden mich nicht verurteilen.

Schon Februar! Hier ein Liedchen:

Wenn das Röslein ſchlummert
In der Knoſpe grün,
Nachtigall fragt ſingend:
Willſt du noch nicht blüh'n?

Und in Lenzesahnung
Öffnet es den Mund,
Hat das Wort vernommen,
Rot wird's bis zum Grund.

Hüllet ſich in Blätter
Wie in Schleier ein,
Tief im Kelch die Träne
Will verborgen ſein.

Sende dir mein Mädchen
Liebeswerbung zu,
Alle Roſen blühen,
Warum zauderſt du?

März! In Tirol iſt der Kampf aufs neue entbrannt. Die Augsburger Poſtzeitung denunzierte die „jungen Tiroler" auf das niederträchtigſte. Gilm verzagt aus Furcht für das Avancement, je nun, er iſt k. k. Praktikant! — ich meine, der Handel kann uns nur Ehre bringen.

Da wird über die harmloſen „Frühlieder", was halt die Zenſur übrig gelaſſen — ein Hallo losgehen. Der Druck hat begonnen; die vielen Zaggeleien verleiden mir die ganze Sache. Emma hat mir mit einem Sträußchen blauer und weißer Blumen den Frühling aus dem Prater gebracht!

Mög' er auch Ihnen leuchten; hell, ſonnig und mild!

Wien, 31. März 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Und wenn das irdiſch Schöne wandelbar welkt, ſo denk' ich mir: „Nicht du biſt es, was ich liebe, es war der Kuß der Gottheit auf deiner Stirn."

Finden Sie darin wirklich einen Troſt? Wir bedauern doch den Tod eines Freundes und was iſt denn der Schmerz, daß er dem Aug' entſchwindet, gegen den, daß er für den Geiſt aufhört zu ſein! Ich könnte mich darüber nicht tröſten; doch bei Ihnen iſt das freilich etwas anderes: Sie haben in ſich den Reichtum, den Sie auf alles außer ſich ausſtrömen, ich borge nur von andern; Ihre Welt ruht feſt in Ihnen, doch meine iſt auf andere gebaut und ſtürzt ein, wenn dieſe wanken. Das iſt der Unterſchied von Mann und Weib.

Warum wollen Sie mir nicht von dem ſprechen, was Ihre Gedanken, Ihre Tätigkeit beherrſcht? Wenn ich auch kein Mann bin, kann ich doch Männer verſtehen, und ſollen wir Frauen denn ausgeſchloſſen bleiben von allem Höheren? Gibt es für uns nur Ballſäle und Putzzimmer?

In meiner Kindheit hatte ich die unbeſchränkteſte Freiheit zu tun und zu laſſen, was mir beliebte, nur nicht Kleider zerreißen und im Zimmer ſitzen. Weil ich nun aber keine Geſpielen meines Alters hatte, ſo unter-

hielt ich mich damit im Garten herumzulaufen und alle Bücher zu verſchlingen, die mir in die Hände fielen. Zufällig war die römiſche Geſchichte darunter; natürlich faßte ich nur einzelne Züge davon auf, aber ſie machten einen großen und bleibenden Eindruck auf mich und manchmal ſcheint es mir, als ob dieſe Eindrücke noch immer einigen Einfluß auf mich hätten, wenn irgendein Wort oder ein Buch ſie mir zurückruft.

„Die Roſe" gefällt mir ſehr; wahrhaftig, ich möchte einmal die blauen Augen ſehen, die ſolche Veränderungen hervorbringen können. Sie haben recht, warum ſollen wir nicht einen Augenblick vor der Blume anhalten, um uns an ihrem Duft, ihrer Schönheit zu erfreuen!

Ich bin dem freundlichen Winde ſehr dankbar, daß er Ihre Bekenntniſſe manchmal in meine Hände führt; tät' er es nur öfter! Ihre Briefe ſind mir die größte Freude in unſerem ſtillen Familienkreiſe; trete ich hinaus, ſo finde ich unter den Perſonen, die mir begegnen, beſonders unter den Männern ſo wenig, was meinen Forderungen entſpricht, daß ich mich abwenden müßte, dächte ich nicht an Sie und Viktorien. So aber weiß ich, daß es noch Menſchen gibt, gut wie die Beſten, die je lebten und wohl mehr als wir wiſſen, — wenigſtens glaube ich dies gern.

Von Viktorien habe ich vor kurzem einen Brief erhalten, ihr Mann legte ſein und ihr Bild bei; eine Freundlichkeit, die mich ſehr überraſchte und freute. Sie ſchreibt in der beſten Laune; er ſcheint dem Bildnis nach viel beſſer auszuſehen als während ſeines Aufenthaltes hier.

Johann ſchreibt Ihnen wohl auch nie?

Schreiben Sie mir bald: alles was Sie, alles was Tirol betrifft!

Cornelie.

* * *

Zum Verſtändnis des nächſten Briefes kurz folgendes.

Die Augsburger Poſtzeitung brachte fort und fort aus Tirol Berichte, in denen liberale Männer denunziert waren. Obwohl Beda Weber auf das entſchiedenſte widerſprach, mußte er doch als der Verfaſſer gelten und ſelbſt wer ihn anfangs nicht für ſchuldig gehalten hatte, verſtummte endlich. Der bekannte Reiſeſchriftſteller Dr. Ludwig Steub pflanzte in ſeinem etwas langweiligen „Sängerkrieg", wo er alle dieſe kleinlichen Händel breit trat, noch Neſſeln auf das Grab des Toten. Es gelang mir ſpäter nachzuweiſen, daß Beda Weber nicht der Verfaſſer jener Berichte in der Poſtzeitung ſei, wenigſtens nicht der verfänglichen. Bald darauf nannte mir Albert Jaeger, wie er verſicherte, aus zuverläſſiger Quelle den Korreſpondenten: ein ſcheinbar harmloſes Männchen von dem niemand geglaubt hätte, daß es ein Wäſſerlein zu trüben imſtande ſei.

Jaeger wiederholte das mir Geſagte auch einem Profeſſor. Um nicht wieder Lärm zu verurſachen und die lebenden Verwandten des Anonymus zu betrüben, ſchweige ich auch hier, habe jedoch das Geſpräch mit Albert Jaeger aufgezeichnet und unter Siegel im Muſeum für eine ſpätere geeignete Zeit hinterlegt. Das zur Ehrenrettung Beda Webers, deſſen Perſönlichkeit mir übri-

gens auch nicht gerade sympathisch war. Manche Schwächen seines Charakters sind nicht zu vertuschen, wenn man auch nicht gerade in kleinlich gehässiger Weise sein Andenken beschmutzen will. —

Franz Hochegger war der Sohn eines Schneiders zu Innsbruck. Geboren 1813, verließ er bald seine Heimat, ging nach Wien, wo ich viel mit ihm verkehrte, und erhielt sich durch Privatunterricht. Das Jahr 1848 trug den hochbegabten gelehrten Mann in die Höhe; Graf Thun ernannte ihn zum Professor der klassischen Philologie an der Universität zu Pavia und versetzte ihn später als Direktor des neugegründeten Gymnasiums nach Wien. Dort erwarb er sich große Verdienste, verfiel jedoch einer geistigen Störung und starb 1875. Als Dichter war er allerdings weniger bedeutend; Suleika behandelt die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, fand jedoch wenig Beachtung. Hochegger verdiente wohl eine Monographie, möge sie uns bald sein Sohn liefern, der dessen schriftlichen Nachlaß in Händen hat. Ein Gedicht von ihm bringen die „Frühlieder aus Tirol".

* *
*

Josef Streiter an mich.

Verehrter Freund!

Ich erhielt Ihren letzten Brief ohne Datum durch gütige Hand und gestern auch eine Anzeige der Wagnerschen Buchhandlung, daß Ihre Frühlieder nun unter der Presse. Gerne will ich was an mir ist, wenn anders, wie ich nicht zweifle, auf Anerkennung ge-

rechnet werden kann, zu deren Verbreitung beitragen, dort wo ich ſie am liebſten beſpräche, paßt aber freilich das Thema nicht ganz. Kurz, Ihr ſollt über mich nicht wie über Schuler zu klagen haben. Die Vorrede betreffend hat die hohe Vehme, wenn ſie je zu etwas gut war, lobenswerte Dienſte geleiſtet. Wozu die Beachtung der alten Betſchweſter, der Poſtzeitung, und des Apoſtaten Beda? Hat Euch der Schimpf aus ſolchem Munde geſchmerzt, ſo ſeid Ihr zu bedauern. Wollt Ihr dieſen verſchollenen Mann durch Erwiderung zu einem Beachtenswerten ſtempeln, ſo kann man nur die Blindheit belächeln. Für uns, für die Welt exiſtiert er nicht mehr, und wir ſollten ein Gelübde tun, ihn nie mehr zu nennen. Oder wollt Ihr ihn wohl gar beſſern und habt das Goethiſche vergeſſen: „Torheit, auf Beſſerung der Toren zu harren.“ Bereitet etwas Tüchtiges auf das nächſte Jahr vor und ſchenkt mir Euer Zutrauen.

Um nochmals auf die Augsburger Poſtzeitung zu kommen, zumal Sie von ſelber ungerecht berührt ſcheinen, mögen es wohl die Frühlieder und Ihr Aufſatz in Witthauers Zeitſchrift ſein, die den P. Beda anſtachelten, auch Sie aufs Korn zu nehmen. Ich ſehe es aber immer für etwas Rühmliches an, wenn man von ſolchen Leuten geſcholten wird. Beda Weber ſcheint zu glauben, daß er die Krone des Kleeblattes ſei, die Sie neben Gilm und Senn rühmten. Hier iſt das fragliche Blatt nicht zu haben, und ſohin wünſchte ich darüber Aufklärung oder lieber gar einen Abdruck.

„Frau Hütt und Patſcher Kofel“ oder „Verſteinerung aus Liebesgram“ drohten ſchon unbemerkt vor-

über zu gehen. Da sorgte Beda Weber, daß es nicht damals geschah, und machte die Polizeianzeige bei der Direktion in Innsbruck. Martiniz antwortete, Senn sei der Verfasser, dieser unterstehe aber nicht der Zivil-, sondern der Militärjurisdiktion. So fidel war die Polizei noch seit Noahs Zeiten nicht.

An Hochegger schrieb ich über sein Drama Suleika. Leider ist es nach meiner Ansicht ganz verfehlt; einen romantischen Stoff in antiker Weise behandeln, heißt Faschingsposſen treiben. Der Mann hat Anlagen, soll aber vor allem die antiken Muster, welche zu viel Verführerisches für ihn haben und ihn nur auf die Bahn der Nachahmung lenken, nachgerade zur Seite legen, und aus sich selbst herausgehen. So gern ich es übernommen hätte, ihn zu präkonisieren, bei diesen Umständen vermag ich's nicht.

Kommen Sie Ende Sommer auch zu uns nach dem Süden? Ich möchte Sie recht gern wieder einmal sprechen, dies müßte aber nach Hälfte September oder vor dem 18. August geschehen, da ich am 18. oder 20. besagten Monats nach München gehe, mein Mädel abzuholen. Leben Sie wohl!

J., 3. Mai 1845.

Ihr ganz ergebenster

Jos. Streiter.

An Josef Streiter.

Verehrter Freund!

Ihr wertes Schreiben richtig erhalten; mit dem Urteil über Franz Hocheggers Suleika bin ich völlig einverstanden; sein Werk zeigt eine gewisse Spröd-

keit, welche durch die Technik des Verſtandes nicht zu bewältigen war.

Jetzt iſt er am „Attila“, ein Stoff, der ihn leicht erdrücken könnte, um ſo mehr, da ſich ſeine Manier zum Anordnen und Beleben von Maſſen nicht eignet. Sein Talent ſcheint ihn überhaupt nicht auf das hiſtoriſche Drama zu weiſen.

Im September will ich nach Südtirol, nach Meran, wo ich einige Kollegen finde. Dann ſtackle ich wahrſcheinlich auch nach Bozen. Was Sie immer für Pläne haben, Sie finden bei mir verſchwiegenen Mund und fertige Feder; auch bin ich nicht ohne Einfluß auf meine Freunde.

Purtſcher hat einige ſchöne Gedichte, beſonders Naturbilder hervorgebracht; es freut mich, daß ſich ſeine tiefſinnige Natur, die bisher vorzüglich der Philoſophie zugewendet war, auch in der Poeſie auszuſprechen ſucht.

Von Schuler weiß ich gar nichts; er antwortet nie, Sie kennen ja ſeine „Schlaraffenweiſe“! Darin haben Sie einen großen Vorzug; daß Sie mit den Jungen jung zu ſein vermögen: wer tätig ſtrebt, iſt immer jung.

Die Frühlieder ſind noch bei der Zenſur; ich krieg' ſie wohl am Ende gar nicht mehr zu ſehen!

Wien, 22. Mai 1845.

Ihr ergebenſter

Pichler.

An Cornelie.

Habe ich nicht recht zu brummen? Erſtlich ſchreiben Sie mir lange Zeit gar nicht, zweitens ſo kurz,

daß ich mit dem Brief zu Ende bin, ehe ich noch angefangen zu leſen, und drittens will ich aufhören zu klagen, ſonſt käm ich zu keinem Schluß.

Sie ziehen mich wegen der blauen Augen auf? Sollte ich ſie nicht lieben, wo ſie mir ſo unſchuldig und klar entgegenleuchten? Bin ich doch ruhig, ſage auch nicht ein Wörtchen und bin zufrieden, das Anſchauen ihrer Holdſeligkeit zu haben. Letzthin ſchickte ſie mich in den April. Der Schalk knetete aus Brotkrumen Schwämme, ſteckte ſie in die Erde eines Blumengeſchirres und zeigte ſie mir gar wißbegierig mit der Frage: wie man das ſchnelle Wachſen dieſer Pilze erklären könne? Ich belehrte ſie nun über das Keimen der Sporen, bis ſie in ein helles Gelächter ausbrach und mich mit dem Stock in der Hand ſtehen ließ. Da erkannte ich denn freilich beſchämt das nette Kunſtwerk.

Im April.

Nein! das vergeß ich ewig nie:
So war ich im April!
Du lachſt und hüpfſt und ſpotteſt noch,
Daß dir gelang das Spiel.

Und ſoll ich dir's verzeihen je,
Iſt's nun dein Auge klar,
Das ſtrahlt, ein Himmel rein und blau,
So ſeelentief und wahr.

Drum ſchick' mich nur in den April,
In deinem Aug' iſt Mai;
Da mag die Lüg begraben ſein:
Daß es April noch ſei!

Im Haus gegenüber ſchlägt eine Nachtigall. Hier ein Liedchen:

Die Nachtigall.

„Ich klammre mich ans Gitter feſt".

Zu einem zweiten veranlaßte mich ein Gewitter, das geſtern über die Stadt zog. Wie werden Sie es deuten? Seien Sie nicht boshaft; es iſt nur ein Naturliedchen.

Die Wolke.

„Am Himmel grollend ferne".

Aus Tirol wenig Neues. Ultramontane und Liberale zappeln und zwatzeln durcheinander, wie Ameiſen, die man von zwei Haufen zuſammengeworfen hat. Kaplan Ruf macht ſich über alle luſtig und Schuler ſchreibt keinem Menſchen.

So ſandte ihm ein hieſiger Poet ein Werk, ſchon die bloſe Höflichkeit hätte eine Erwiderung erheiſcht. Keine Zeile! Erſt ehrte und achtete man ihn und berief ſich auf ihn, bald wird man ihn als Quieszenten am Wege liegen laſſen und dann als invalid penſionieren. Die Klage iſt allgemein.

Schreiben Sie bald!

Wien, 12. Mai 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Endlich iſt es wieder Frühling! Seltſam, daß wir ſo ſehr von äußeren Einwirkungen abhängen! Es war

einmal eine Zeit, wo mir alle Jahreszeiten gleich galten: im Frühling freute ich mich der Blumen und Blüten und im Winter, wenn abends wie es dunkelte, Viktorie ins Zimmer trat, rückten wir den Tiſch näher zum Ofen und abwechſelnd eine leſend und die andere ſpinnend und ſtrickend vergaßen wir oft den Schlaf. Es war eine ſchöne Zeit, und der Name Viktorie ruft mir immer meine Jugend zurück. Gern denke ich daran und überſpringe die Kluft, die zwiſchen einſt und jetzt liegt; doch bin ich jetzt zufriedener, vielleicht auch glücklicher, als ich damals war. Jetzt quälen mich weder Hoffnungen, noch Befürchtungen, noch Zweifel: ich kann mich des Schönen freuen, ohne zu verlangen, daß überall bloß Schönes ſei. Ich habe keinen Wunſch für mich, nur für andere, und ich bin zufrieden.

Ich möchte heute gern mit Ihnen plaudern, Ihnen von meinen Freuden erzählen, von meinem geſtrigen Spaziergang; wie ſchön das Wetter und der Weg geweſen, wie gut ich mich unterhalten und warum ſollt ich es nicht? Leſen Sie nur mit Geduld; Sie klagen ja ohnehin immer über die Kürze meiner Briefe; ich will Ihnen einmal Ihre Ermahnungen verleiden, Sie ewig Unzufriedener! und Sie ſollen noch Gott danken, wenn Sie am Ende ſind: denn bis zum Ende leſen müſſen Sie, weil Sie mich zu einem langen Briefe aufgefordert haben.

Wir waren geſtern in Buch, einer Ortſchaft ungefähr zwei Stunden von hier. Wir fuhren morgens nach Hallein; da trafen wir den Förſter von Buch, der uns erwartet hatte und nun in ſeinen Wohnort führte. Wir verlebten dort einen angenehmen Tag, denn er wie ſeine

Frau ſind gute natürliche Menſchen; er führte uns in der Gegend herum, zeigte uns das Haus, die Wieſen, den Stall und ſeine Hunde, die außerordentlich ungezogen ſind, kurz alles was zu ſehen war: ſo kam uns viel zu ſchnell der Abend heran. Die Gegend von Buch iſt gänzlich verſchieden von Salzburgs Umgebung. Sie erinnerte mich an Hall; das Tal iſt viel enger als bei Salzburg, die Gebirge ſind näher und zeigen andere Formen. Vor den Bergen zieht ſich eine Reihe von Hügeln hin, deren friſches Grün einen freundlichen Gegenſatz zu den düſtern Felswänden bildet. Ziemlich ſpät entſchloſſen wir uns zur Rückkehr und ſchlugen den Weg durch die Auen am Ufer der Salzach ein, der ſo reizend iſt, daß er bei jeder Krümmung eine neue Schönheit zeigt. Die Salzach iſt vor einigen Tagen ausgetreten und ſteht noch an manchen Stellen ſehr hoch, einmal reichte ſie bis an den Weg, die Bäume unten ſtanden im Waſſer, aber es ſah recht ruhig und klar aus im Schatten des Waldes; und wie wir dann plötzlich hinaustraten und vor uns die Salzach hatten und die Gebirge, auf denen eben das Abendrot ruhte, ſonſt alles von Bäumen umſchloſſen und kein Laut als das Rauſchen des Waſſers und der Sang der Vögel: — wären Sie nur dabei geweſen! Beſchreiben kann ich es Ihnen nicht.

Was Sie in betreff Johannes ſagen, tut mir ſehr leid, denn ich weiß, daß er es nicht gleichmütig tragen würde, wenn Ihre Vorausſage ſich erfüllen ſollte, wie es, wenn er ſich nicht ändert, wohl gehen muß. Er hat nicht einen Brief Ernſts beantwortet, ſolang dieſer von Innsbruck fort iſt, nun beinahe drei Jahre. Ich bin

mit ihm in gar keiner Verbindung; eigentlich kam ich mit ihm sehr selten zusammen. In früheren Jahren stand ich durchaus nicht in seiner Gunst und wie ich glaube, ist dieses noch der Fall; ich liebe ihn deshalb nicht weniger. Ich kenne ihn viel besser als er mich und ich meine, wir haben doch manches miteinander gemein. Sie denken vielleicht wohl gar: „Die Nachlässigkeit im Briefschreiben". — Mitunter auch; ich gestehe es. Doch versuchen Sie einmal, ob Sie ihn so leicht bessern, wie mich.

Seit langem bin ich nicht zum Lesen gekommen; im Winter, wenn die Tage kurz sind, muß man sie zum Nähen benutzen; die Abende wurden mir durch Kochen und ähnliche Beschäftigungen ausgefüllt, dann gab es auch Zeiten, wo mich nichts interessierte, wo ich oft kaum eines ruhigen Gedankens fähig war. Auch jetzt komme ich wenig dazu, denn die schönen Abende ziehen mich immer hinaus ins Freie, aber „König Johann" habe ich doch gelesen. Ich war begierig, ob Shakespeare noch den Eindruck auf mich machen würde wie früher, denn da war ich ganz bezaubert: es ist etwas eigenes darin, ein Licht, eine Musik. Mathilde und Viktorie fanden dies nicht und ärgerten sich immer über mich; es ist wahr, daß mir selbst Schiller nicht mehr gefiel wie früher. Diesmal ergriff er mich nicht so heftig, wie einst, fesselte mich aber nicht weniger. Wenn ich einmal wieder genug ruhige Zeit habe, so möcht' ich wohl alle seine Dramen lesen; ich wollte nur, ich könnte englisch.

Ihre Gedichte gefallen mir alle drei recht gut, sie enthalten dasselbe wie Ihr vorletzter Brief, nur anders ausgedrückt. Über die blaue Blume wollen wir nicht

ſtreiten: ich nehme es, wie Sie mir's geben, auch ſage ich nichts über Ihre Vorliebe für blau: im Gegenteil! mir hat dieſe Farbe von jeher ſehr gefallen. Ich wollte, Sie machten lauter Gedichte, die ſo enden; es wär mir lieber als die Nachtigall.

Viktorie hat einen Knaben, der Theodor heißt. Ich würde mich ſehr freuen, wenn ich nicht um ſie in Sorgen wäre. Mit Sehnſucht erwarte ich eine Nachricht von ihr. Man ſagte oft, wir ſeien einander ſehr ähnlich! Ach! ich wollte, ſie hätte etwas von meinem ruhigeren, kälteren Weſen!

So werden ihre guten Eigenſchaften oft zu Fehlern, weil ſie über das Ziel hinausgeht. Sie iſt für ſich ſo frei von Selbſtſucht, daß ſie für ſich ſelbſt zu ſorglos und unvorſichtig wird und ihr Mann wird, wie ich ihn kenne, dieſen Fehler nicht verbeſſern. Doch ich will das Beſte hoffen.

Damit ich nicht wieder vergeſſe, Mathilde läßt Sie bitten, wenn Sie nach Salzburg kommen, die Lieder mitzunehmen, ſie iſt ſehr begierig auf die Muſik von Rufinatſcha, beſonders auf den „Wanderer", der ohnehin ihr Lieblingslied iſt. Sie läßt Sie grüßen, ebenſo Mama.

Nun gute Nacht, es iſt ſchon ſpät.

Gott ſegne Sie!

Cornelie.

An Dr. Joſeph Streiter.

Endlich ein Exemplar der „Frühlieder", es iſt noch feucht von der Preſſe. Sie können nicht glauben, wie froh ich bin, die Sache endlich vom Halſe zu haben

und ausruhen zu dürfen: Alea jacta! Hinderniſſe von allen Seiten: zuerſt die leidige Zenſur, die an dieſen ſechzig Blättern fünf Monate kaute, um endlich nach langem Fretten das Imprimatur zu geben. Das ſind doch die Früchte der Petition unſerer Schriftſteller! Ein Zenſurmandarin ſagte zu mir mit fromm gefalteten Klauen, die Stimme ſüßlich liſpelnd: „Ich bedaure Sie, aber Sie haben ganz eigenes Unglück, das ich ſonſt bei unſerer Behörde nicht zuzutragen pflegt.“ Ich erwiderte: „So!“ und ging, ohne weitere Antwort zu geben, fort. Anderswo mag es freilich nicht vorkommen, daß man unſchuldige Liedlein durch alle Inſtanzen zuletzt an das Landesgubernium hetzt; das iſt nur bei uns und für uns.

Das Elend kommt aber erſt, wenn ein Buch gedruckt iſt; dem einen iſt das, dem andern jenes nicht recht. Sündigt man für ſich, gut! aber mit Mitarbeitern! Gilm wollte ſeinen Namen nicht gedruckt wiſſen, auch andere nicht: dieſe aus Scheu, er aber ſagte, wie ich nachträglich erfuhr: „Soll ich bei ſolchen Knaben ſtehen?“ — Nun, Meßmer, Perthaler, Purtſcher, Schlumpf haben doch die Kinderhöslein auch abgezogen. Wie ich jedoch aus beſter Quelle erfuhr, iſt der Grund ein anderer. Die Frühlieder, ſo harmlos ſie an und für ſich ſind, wurden bereits als liberales Unternehmen denunziert, da fürchtet er ſich nun hier, wie immer. Iſt man bei ihm, ſo redet er wie Brutus, vor der Tür iſt er jedoch der k. k. Praktikant, der jeden Prinzen, jeden Gouverneur anjubelt, der auf einer Spritztour ſeiner Kanzlei nahekommt. Ich ſagte ihm einmal trocken: „daß ich ſein Verhalten mißbillige!“ — er zuckte

mit den Achseln und erwiderte: „Ich will feine Zigarren rauchen und Glacehandschuhe tragen.“ Meinethalb soll er auch noch Champagner saufen und Trüffeln fressen: wir leben in Österreich und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt, was er denkt.

Als ob ihm das was hälfe! Man hat lange Ohren und wird bald erraten, wer manches mißliebige Liedl verfaßt; er sorgt dafür, daß es geschieht. Erst tuschelt er es dem einen, dann dem andern ins Ohr, endlich spielt er sich wie den Bären auf dem Kirchtag als den gefesselten Dichter auf; am liebsten vor den Weiblein, die lösen dann diesen heiligen Sebastian vom Pfahl und gießen Öl und Wein in seine Wunden.

Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Berufenen ist nur er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Spatzen draußen weit übersingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wuckeln zum Aufputz, der Teufelskerl!

Die Frühlieder sind in Wien gedruckt; als endlich das Manuskript in meinen Händen war, kam von Wagner der Bescheid: „Ich kann das Büchlein zu Innsbruck nicht drucken, meiner Verbindungen wegen und weil es den Hohen im Lande mißliebt.“ Ach dieses arme Mäuslein aus den Tirolerbergen!

Ihr Heinrich IV. rumort in Brixen; da ist er am rechten Ort. Man ist dem Verfasser auf der Spur: Kirchenbuße! — Sie werden sich im Hemd, die gelbe Wachskerze in der Hand als armer Sünder prächtig vor dem Dom ausnehmen. Bitt' es in die Vakanz zu verlegen; möcht's auch mit anschauen!

Die Broſchüre: „Die Jeſuiten in Tirol“ hat wohl auch nicht den Fenner von Fenneberg zum Verfaſſer?

Grüßen Sie mir die Frau und den Schiller auf der Terraſſe.

Wien, 25. Juni 1845.

Ihr

ergebenſter Pichler.

An Cornelie.

Die Wiener Schriftſteller haben ein Geſuch um Erleichterung der Zenſur eingereicht. Bereits leſen wir in der Allg. Ztg., es ſei die erwünſchte Milderung eingetreten: wieder einmal eine k. k. offizielle Lüge aus der Preßkanzlei, wo man die öffentliche Meinung zu gerben verſucht. Übrigens iſt dieſes Geſuch ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, noch vor kurzem wagte niemand den Mund aufzutun. Helfen wird es vor der Hand nichts; die Regierung hat ein zu ſchlechtes Gewiſſen, als daß ſie ein freies Wort geſtatten dürfte. Es ſind einzelne Bläschen, die anzeigen, daß es im Keſſel ſiede, bald wird die Spannkraft der Dämpfe mächtig genug, den Deckel zu ſprengen. Draußen iſt es freilich auch nicht beſſer: Hannover, Kurheſſen! Soll aus Deutſchland etwas werden, ſo müſſen dieſe kleinen Dynaſten in die Luft; es taugt nichts, wenn eine Schafherde mehreren gehört, ſo weniger ein Volk.

Sebaſtian Ruf hat leider in einem Wiener Blatt, dem „Humoriſten“ Saphirs Aphorismen abdrucken laſſen. Wozu die Körner, die ihm der Kampf des Lebens reifte und die er nun ruhig ſammelt, in dieſen Kot?

Flirs Kriegsbilder haben Sie vielleicht gesehen? Man hört hier allerlei. Die meisten stoßen sich an den Versen, welche so ungeschlacht sind, als hätte sie eine Bärentatze skandiert, die wenigsten wissen die Poesie der Darstellung zu würdigen. Das Martyrium des hochwürdigen Herrn Platzer, welches im Davonlaufen besteht, ist lächerlich genug, trotz der eingestreuten Abhandlung über Kirche und Staat a la Droste Vischering.

Hier die Frühlieder. Sie werden vergeblich nach einem Beitrag von mir suchen. Ich wollte anfangs mein Bestes einrücken, ließ es jedoch, weil ich erfuhr, daß man in Tirol sage, ich hätte überhaupt nur den Zweck, durch diese Sammlung ein Postament für mich zu errichten. Nun schilt mich Streiter unbescheiden, daß ich als Chorführer ohne mitzusingen vorausmarschiere. Über die Zensur schreibt mir Brandis: „Der Regierung müssen alle ihre Untertanen gleich lieb und wert sein; sie mußte daher Stellen unterdrücken, die für einige derselben beleidigend waren und nur einen Streit wieder angefacht hätten, der schon genug der Zwietracht und Erbitterung in unserem Vaterlande gesäet hatte." — Ja, Bauer, das ist was anderes. Nur die ultramontanen Vipern dürfen stechen, will aber jemand mit der Haselgerte hinschlagen, so muß man diese edeln österreichischen Untertanen schützen. Sie verdienen es ja. Was es mit meinem beabsichtigten Angriff zu sagen hat, können Sie selbst sehen; ich lege Ihnen den Entwurf des Vorwortes der Frühlieder bei, das die Zensur unterdrückte. Trefflich charakterisieren einige Korrekturen die Lage. Statt:

„daß man sich im Bunde die Hand reiche", setzte der Zensor: „wetteifernd die", statt: „gern spreche ich an alle, die sich verbunden", schrieb ein Bleistift: „An alle Freunde", der Schluß: „Sie sind aber auch Waffen usw." war rot und schließlich noch das ganze Manuskript rot und kreuzweise schwarz durchstrichen.

Schuler habe ich das Büchlein auch geschickt, und er hat sogar geantwortet! Eine Stelle über die Baronin Buol füge ich bei. „Also die Buol findet eine Borste in den Frühliedern? Ich meine, das Talent dieser Frau, überall dergleichen zu entdecken, liegt mehr in ihrer häkligen und widerhaarigen Natur, als in dem Gegenstande. Die Tendenzschnüffelei verdirbt allen Sinn für die Poesie. Ach Gott, mir kommt es vor, als ob sie Goethe vor vielen hundert Jahren begraben hätten. Die reine Religion der Kunst ist in lauter Partikularkirchen auseinandergegangen, die jede ihren aparten Gott und ihren besonderen Kult haben will. Und nicht mehr aus dem reinen Evangelium sollt ihr predigen, sondern die Gemeinheit schreibt den Text vor."

Gabriel Seidl, den ich schon lange kenne, besprach die Frühlieder sehr freundlich; das Hauptgewicht legte er auf Purtscher.

Zum Schluß noch etwas Nettes. Emma ersuchte mich, einige Liedchen abschreiben zu dürfen. Ich habe nun von euch Mädeln ein bischen kokettieren gelernt und tat ein wenig spröde. Da faltete sie die Hände zierlich auf der Brust und das Köpfchen gesenkt, die blauen Augen schelmisch erhoben, flüsterte sie schmeichelnd: „Aber wenn ich recht schön bitte!" Ich be-

trachtete ſie ein Veilchen, zog einen Bleiſtift heraus und bat ſie um ein Blättchen Papier.

* * *

Meine Lieder ſind Lerchen,
Du wandelſt vorbei,
Und höreſt ſie ſingen
Im Blauen ſo frei!
Meine Lieder ſind Falken
So ſtürmiſch und wild,
Keck ſiehſt du ſie ſchweben
Im Sonnengefild.
Meine Lieder ſind Pfeile,
Begehrſt ſie im Scherz:
O hüte dich, Mädchen,
Sie treffen ins Herz.

Ich gab ihr das Blatt. Sie errötete. Das war für die Schwämme.

Jetzt iſt die Familie nach Hütteldorf auf das Land gezogen. Ich komme, um den Unterricht fortzuſetzen, oft hinaus. Soll ich Ihnen erzählen? Ich hab' ihr letzthin einen Kranz aus Feldblumen gewunden; dann Federball geſchlagen, wobei mein Auge an den ſchönen Formen ſchwelgte, die ſich bei jeder Bewegung auf das reizendſte enthüllten. Ermüdet trat ſie endlich unter eine Tanne, deren dunkle Äſte ſich niſchenförmig ſenkten, ſie war wie eine Madonna in einer Waldkapelle. Heut knieten wir zuſammen im Garten; ich half ihr kleine Blumenſpaliere ziehen. Das ſind Idyllen! Sie werden ausrufen: „O du Leichtſinn!" — Ich lehne verſtummend die heiße Wange an einen großen Blumenſtrauß vor mir auf dem Tiſch und ſauge den ſüßen Duft

und die Kühlung. Es ſind blaue Kornblumen darunter.

Von Emma wäre viel zu ſchreiben. Ich habe ihr eine Raſenbank gemacht, ringsum reifen Erdbeeren auf dem Moos, die Glockenblume ragt über den Adlerfarrn, und im feuchten Buſch nickt die Goldlilie. Heut gingen wir zuſammen am Bache, lachend und ſcherzend kamen wir zu einer Stelle, die vom klarſten Waſſer beſpült, eine Menge Weidenröschen, Himmelbrand und Zittergras trug. Wir pflückten, pflückten; ihre Hand war bald zu klein für den Strauß, ſo warf ich ihr Blüten und Zweige in die Schürze. Zufällig fand ich offenen Mohn, ich reichte ihr denſelben und ſagte: „Das iſt ja brennende Liebe!“ — Da wehte der Wind aus den Buchen, entraffte die roten Blätter und warf eines auf ihren Nacken, als ſie ohne umzuſchauen vorwärts lief. Der Wind ſpielte mit ihrem langen braunen Haar; ich bog einen Lärchenaſt herab, ſie pflückte einen Zweig und ſchlang ihn zum Kranz um die Schläfe. Wären alle Blumen in Wald und Wieſe Augen geweſen, meine Augen! ich hätte nicht genug ſchauen können. Ihr Bruder meinte: „Ich weiß nicht, was das iſt. Kommt ihr zwei zuſammen, ſo ſeid ihr ſtets luſtig, wenn ihr vorher auch noch ſo mürriſch waret.“ — Ich möchte oft laut aufjauchzen aus reiner heller Freude an der Gegenwart. In die Vergangenheit mag ich nicht blicken, in die Zukunft... Ja, ich will, und ſollt ich mir bei der Arbeit die Hände zerſcheuern.

Auf dem Rückweg nach Wien kam ich an einem Zirkus vorüber; laute Muſik ertönte, ich habe den „Harlekin“ gedichtet. Die Verſe fügten ſich unwill-

kürlich, es war, als ob meine Hand wie bei einer Viſion von ſelbſt ſchriebe. Hintennach wunderte ich mich ſelber über das Ding. Salzburg? Noch weiß ich nicht, wann ich abreiſe.

Wien, 10. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Vorwort zu den Frühliedern.

Es beſtand einmal der Plan, den poetiſchen Nachlaß von Sigmund Schlumpf und Bernhard Moſer, die ein früher Tod aus den Hörſälen der Univerſität weggerafft, dem Druck zu übergeben. Daß es unterblieb, kann ich nach beſter Überzeugung nicht bedauern; denn nur wenige Gedichte genügten den Forderungen einer ernſten Kritik, vieles trug die Spuren der Frühreife in Form und Ausdruck, das meiſte war auch ſtofflich unbedeutend, obgleich alles Zeugnis gab von dem edlen Sinn der jungen Männer. Eine Auswahl konnte genügen und als ſolche einen Platz neben Gedichten überlebender Jugendgenoſſen beanſpruchen.

Ich hatte gelegentlich zu einem Freunde geſagt: Wenn nur die jüngere Generation, die ernſtlich vorwärts ſtrebt und nach Höherem ringt, ſich auf irgendeine Weiſe vereinigen und hier und da ein Zeichen der Genoſſenſchaft geben möchte! Das wäre auch für die Zukunft Gewinn; denn dadurch, daß man ſich im Bunde die Hand reiche, könne in weiteren Kreiſen für alles Schöne und Gute gewirkt werden. Im Leben bedingt ja eines das andere; es iſt ein großer Organis-

mus, und die einzelnen Glieder unterſcheiden ſich nur dadurch, ob ſie bewußt oder unbewußt dafür handeln. Alles ſteht im Zuſammenhang: die Geſchichte wird zum Lied aus und dem Liede flammt wieder die Tat.

Was ich damals flüchtig geäußert, hat ſich nun in ſchönſter Weiſe verwirklicht. Gern ſpreche ich allen, die ſich durch Beiträge verbunden, meinen Dank aus und hege die Hoffnung, daß die Zukunft, wenn alle Keime ſich entfalten und vieles, was äußere Umſtände noch unter Sperre halten, den Tag begrüßt, Erfreuliches bringen werde.

Dieſe Frühlieder ſind eine Saat der Hoffnung!
Sie ſind aber auch Waffen zu Schutz und Trutz.

Ein Tiroler hat in einem ausländiſchen Blatt die achtbarſten Männer des Landes aus dem Buſch mit Kot beworfen. Laſſen wir der Gemeinheit die Gemeinheit. Jener Lump, der zuerſt ein Öſterreicher, dann ein Tiroler, endlich ein Deutſcher ſein will, hat aber auch Goethe und Schiller, und das im Namen aller, aus unſern Bergen verbannt und geächtet. Seinem geiſtigen Bedürfnis mag vielleicht die „Trutznachtigall", wie ſie in neueſter Verballhornung mit Gaſſenhauern im Anhang erſchien, genügen, wir aber fordern unſern Teil an den großen deutſchen Meiſtern und erkennen ſie freudig als unſere Lehrer und Bildner. Haben wir auch keine Gärten, um unter Lorbeerſträuchen ihre Büſten als der Penaten des geiſtigen Haushaltes aufzuſtellen, ſo werden uns doch ſtets ihre Sterne als Dioskuren am deutſchen Himmel vorleuchten. Wir müſſen widerſprechen, wenn jener Lump ſich zum Vorredner für alle aufwirft; er mag nun wiſſen, daß auch

eine andere Luft weht, als der Katakombenſtank unter ſeinem ſchwarzen breiten Hute.

Allen Freunden im Land Tirol einen herzlichen Gruß.

Wien.

Adolf Pichler.

An Cornelie.

Am 28 Juli werden die Prüfungen fertig. Ich komme mir vor wie ein Krämer, der allerlei Schund an das Ladenfenſter hängen muß. Hinein ſchaut mir Keiner. Dann will ich noch, was ich in dieſen drei Jahren aufgeſtapelt, muſtern. Taugt nicht viel! Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Echtes, ich ſchäme mich des Flickwerkes.

Am 1. Auguſt in Salzburg. Dann nach Tirol; aber was dort; Hier ein Lied. Dazu die Kompoſition Hocheggers. Mathilde ſoll es mir ſingen.

Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lange hat mich nichts ſo erfreut als Ihr Brief, noch mehr aber das Zettelchen, das bald darauf Ihre Ankunft verkündete. Sie bringen uns ſtets ſchöne Stunden nach Salzburg; meine Freundſchaft kann freilich für Sie nur wenig Wert haben, doch mindeſtens wird ſie ſich ſtets gleich bleiben.

Soll ich Ihnen ſagen, was mir zuerſt beſonders an Ihnen gefiel? Es iſt eine Eigenſchaft, die man ſonſt nicht zu Ihren am meiſten bemerkbaren rechnet: die Milde! Trotz Ihrem Spott, den ich gewaltig fürchtete,

ſah ich doch gleich aus manchen Kleinigkeiten, daß er nur die Weichheit verhüllen ſollte, die ihm zugrunde lag. Wenn ſich auch dieſe im harten Kampf des Lebens verliert, ſo bleibt doch das Herz ſich gleich!

Nun aber muß ich doch auch den Leichtſinn ſchelten! Sie haben in dieſer Beziehung meine Gedanken ſo ziemlich erraten; ich muß mich der blauen Augen annehmen, denn Sie haben Sie mir durch ihre Schilderungen lieb gemacht. Doch ich meine dies nicht ſo gar ſtreng, denn ich weiß ja, obwohl Sie gern ein bißchen Komödie ſpielen, werden Sie nie vergeſſen, daß was für Sie ein Scherz iſt, für andere oft ein trauriger, ja tragiſcher Ernſt werden kann. Ich möchte Sie aber nur daran erinnern, weil ich weiß, wie ſelten die Männer in ſolchen Fällen ein Mädchen richtig beurteilen und die Folgen berechnen können.

Sie ſagen: „Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Echtes!“ Wie können S i e ſo ſprechen! Einſt ſchrieben Sie mir: „Ich habe mir vorgenommen, nicht nur an andern das Gute und Schöne zu preiſen, ſondern es auch, ſo viel wie möglich an mir ſelbſt darzuſtellen.“ — und iſt es Ihnen nicht gelungen? Schlagen Sie ihr Wirken auf andere gar ſo niedrig an? Hat es Ihnen keine Früchte gebracht? Wenn Sie ſich auch ſelber nie genug tun, ſo iſt deswegen doch noch nicht alles Flickwerk. Der Wert unſeres Lebens hängt für uns vom Ernſt unſeres Strebens ab; Ihr Streben iſt aber auch nach außen nicht erfolglos geweſen.

Der „Harlekin“ iſt auch ſo düſter wie eine wilde Gewitternacht!

Wenn Sie diesmal nach Salzburg kommen, müssen Sie Hellbrunn besuchen. Es ist da vom Tiergarten eine wunderschöne Aussicht; doch gibt es auch noch andere prächtige Punkte, näher und ferner, die Sie noch nicht kennen. Wir wollen da schöne Ausflüge machen. Übrigens können Sie tun, was Ihnen gefällt: auf dem Sofa liegen, spazieren gehen, von schönen Augen schwärmen, selbst einige kleine Bosheiten will ich verzeihen. Aber warten Sie nur! Ich will dieses Mal eine niedliche kleine Cousine einladen, die auch blaue Augen hat. Nehmen Sie sich in acht.

Neulich waren wir im Kunstverein. Es waren manche hübsche Bilder da; ein Studienkopf von Ammerling, der mir besonders gefiel; eine sehr schöne Winterlandschaft und anderes mehr. Sehr sprach mich ein kleines Bild aus dem bayrischen Hochgebirg an: ein frischer Bursche singt zur Zither, ein Greis und ein Mädchen hören zu; jenem bringt das Lied die Vergessenheit des Alters, dieser das Bewußtsein der Jugend. Es ist ein freundliches Bild und versetzte mich nach Tirol zurück. Dagegen ließen mich der Übergang von Dur ins Zillertal und der Durerfern, auf den ich so begierig war, ganz kalt; es ist nichts Großartiges darin, vielleicht lassen sich solche Gegenstände überhaupt nicht in einen so engen Raum zwängen. Die Statuetten und Glasmalereien gefielen mir nicht besonders.

Am Sonntag abends beim Spazierengehen sah ich ein Kind, so schön wie kaum je eines; große dunkelblaue Augen, goldblonde Locken und ein solcher Ausdruck von Geist, möcht' ich beinah sagen, in dem zarten Gesichtchen. Ich bin ganz verliebt.

Daß Viktorie einen Buben hat, wiſſen Sie wahrſcheinlich; ſie iſt wieder ganz wohl und hat neulich ihrer Mutter ein Porträt ihres Theodor entworfen. Stirn, Augen und Mund vom Vater, die Naſe aber habe er von ihr, wahrlich, da gehören prophetiſche Blicke dazu, um das alles jetzt ſchon zu ſehen. Ich habe ſchon ziemlich lang von ihr keine Zeile erhalten; was ich vorausgeſagt, wird wohl eintreffen und unſere Verbindung endlich ganz aufhören. Iſt es ſo und muß es ſein, werde ich mich ruhig darein finden. Ich weiß, daß ſie, ebenſo wie ich, ſich immer freundlich an die Vergangenheit erinnern wird; ich ſchätze ſie ſehr und nur, wer ſie ſo genau kennt wie ich, kann wiſſen, wie viele Urſache ich dazu habe. Sie wird eine treffliche Hausfrau und Mutter ſein, aber was uns zuſammenführte, hat aufgehört: ihre Welt iſt ihr Haus, ihr Mann will es ſo und ſie alſo natürlich auch. Wär es mir darum zu tun, ſo hätte ich Gelegenheit genug neue Verbindungen anzuknüpfen. Man findet hier und da ein liebes Mädchen, aber eine Freundin fand ich noch nie. Nun, ich brauche keine; ich habe ja eine an meiner Schweſter. Mathilde iſt, gottlob! in dieſem Sommer geſünder als im vorigen; auch an ihrer heiteren Stimmung merkt man das. Ich kann gar nicht ſagen wie froh ich darüber bin. Wir gehen recht fleißig ſpazieren, manchmal auch des Morgens. Das Wetter iſt beinahe immer ſchön und ich gehe gern durch die herrlich wogenden Kornfelder oder unter den ſchattigen Alleen, die hier überall gepflanzt ſind. Auch auf dem Mönchsberg waren wir wieder, zum erſten Male ſeit mehreren Jahren.

Meinen herzlichen Dank für die Frühlieder. Sie

haben eine gute Auswahl getroffen und erlauben mir wohl, meine Ansicht darüber ausführlicher mitzuteilen.

In allen weht ein frischer Geist, ein Hauch der Jugend, manche gefallen mir ganz vorzüglich. Die von Aloys Schlern zeichnen sich durch Schwung aus. Seine Naturbilder zeigen den Einfluß von Anastasius Grün. — Aloys Meßmer gefällt mir vorzüglich; möge die Zukunft seine Zuversicht für ihn und die Liedesgenossen vollauf rechtfertigen. Tirol bedarf des „Erwachens des Liedes". — Die Schilderungen Adolf Purtschers sind lebendig und wahr, seine Gestalten echt tirolerisch.

Perthalers „Grieche", die „Vollendung" und aaderes ist gedankenvoll, die „Versöhnung" scheint mir etwas unklar. Er ist weniger plastisch.

Schlumpf und Schnell haben einige Ähnlichkeit, beide sind weich, zart, anspruchslos; Schlumpf weniger bildlich, mehr vom Herzen; Sie hatten recht: er gehört den Frauen.

Gilm frappiert durch Originalität, Leidenschaft, Bilderpracht. Den andern begegnet man gern, ohne sich bei ihnen aufzuhalten.

Zum Schlusse den Wunsch, daß aus diesen Blüten schöne Früchte reifen und wo schon Früchte sind, sich neue Blüten ansetzen mögen.

Cornelie.

An Cornelie.

Meine Abreise verzögert sich. Ich möchte meine Lektionen, wenn auch nicht zum Abschluß, doch zu einem Einschnitt führen und gehe also nach Hütteldorf. Ich

habe Emma viel von Ihnen erzählt. Wär't Ihr beisammen, so machte ich mich aus dem Staube. Kommt man doch vor einem Mädchen nicht auf, wie wär's erst gegen zweie — Werde schreiben, wann ich komme! — Wahrscheinlich bestellt Ihr jetzt durch mich Eure gegenseitigen Grüße! Wären's noch Küsse, da nähm ich meinen Zoll. Amen!

Wien, 24. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Doktor Stolz hat unlängst eine Reise nach Deutschland unternommen, um Irrenhäuser zu besuchen. Er schreibt mir nun soeben wie folgt: „In Winnental sah ich den gefeierten Dichter Lenau, aber in welchem Zustande! In der Zwangsjacke und an das Bett gebunden. Er ist seit Oktober periodisch tobend, 2—3 Tage aufgeregt, 1—2 Tage gemäßigter. Während der schlimmen Tage ist er ganz verwirrt und höchst unreinlich. Er schreit öfter oder brummt grimmig in den Bart hinein. Als ihn der katholische Priester besuchte, war er eben aufgeregt und stieß die Worte: „Trinitas? Pfui Hochwürden!" — in tollem Wirrwarr heraus. In besseren Tagen soll er freundlich mit diesem sprechen. So ist dem Mann, um dessen Blick vor kurzem die ganze vornehme Damenwelt Stuttgarts buhlte und der mit einem Worte jedes der verrückten Weiber in Ekstase zu versetzen fähig war, nun Bewohner einer Tobzelle. Die Weiberverrücktheit geht so weit, daß sie die Ärzte beneidet, welchen die losen Stücke untergehen-

der Genialität zu ſammeln gegönnt iſt. Ein Weib ſoll auch die erſte Urſache ſeiner Melancholie geweſen ſein. Seine Wiedergeneſung muß allerdings bezweifelt werden. So enden überſpannte Idealiſten.

Nicht wahr, das iſt hart? Aber es iſt halt ſo. Der Irrenarzt hat nicht ganz unrecht. Die alten Dichter waren ganze Kerle nach innen und außen. Die neuen ſind nach außen meiſt nichts; nach innen bohren ſie in ſich hinein, da verrückt ſich der Schwerpunkt, der Kopf überſchnappt und oben wird unten. Danke Gott, mein lieber Adolphus, daß Du die Naturwiſſenſchaften haſt, fahre fleißig fort zu ſtudieren, das iſt für das Heil des Leibes und der Seele. Wenn Du halt dichten mußt, ſo dichte, wenn Du mußt; aber will nicht. Poeten haben wir leicht genug, Naturforſcher und Ärzte brauchen wir ſtets und überall.

Unlängſt habe ich kaum meinen Augen getraut, als ich das Buch: „Die ärztliche Seelenheilkunde" von Feuchtersleben geleſen. Dieſen Vandalismus hätte ich nicht erwartet. In betreff der Behandlung der Geſtörten ſagt er: „Schmerzhafte, körperliche Züchtigungen, die zugleich das Ehrgefühl verletzen, dürfen nur in ſeltenen Fällen — aber nicht, gar nie — ſtattfinden; denn Lichtenberg ſagt: durch Stockſchläge wird die Seele von Narren genötigt, ſich wieder an jene Welt zu erinnern, aus der Prügel kommen". — Alſo Stockſchläge und Prügel ſind neue Heilmittel? der Geſtörte iſt kein Kranker, er iſt nur ein Nichtwollender — ein Böſer — ein Verbrecher. Siehe da — die alte Heinroth'ſche Sündentheorie! Freilich ſagt Ihr, daß Ihr Euch nicht dazu bekennt; allein Eure Praxis verrät Euch! Glaubt

Ihr nicht, daß den Gestörten seine Leiden ohnehin schon sattsam an jene Welt erinnern, aus der seine Leiden kommen?

„Dem Kranken", heißt es weiter, „muß jede Stütze genommen werden." „Er rät auf die Kranken loszustürmen; denn nur ein großer Sturm kann ein kleines Feuer auslöschen." Er rät Mittel, welche geradezu jede Bewegung hemmen: „Die Zwangsjacke, den Zwangsstuhl, das Zwangsbett, Bande jeder Art." — „Denn, — hört, hört! — ihre Anwendung ist durch die Erfahrung gerechtfertigt." Gerade in diesem Sinne wurde für die Beibehaltung der Tortur gesprochen: ihre Notwendigkeit war durch die Erfahrung bestätigt.

So werden von Ärzten Kranke kuriert! Schläge, Prügel, Zwang jeder Art heißt man physische „Kuren", und die Männer, die sie ausüben, legen sich den süßen Namen „Seelenärzte" bei. Prügelknechte und Rottenmeister würden diesen physischen Einfluß auszuüben wohl besser verstehen. Ist es ein Wunder, wenn sich die Leute besinnen, ihre Unglücklichen in eine Irrenanstalt zu geben, wenn sie hören, wie sie dort behandelt oder vielmehr mißhandelt werden.

Feuchtersleben zitiert Langernau, der die unsinnigen Worte ausgesprochen: „Könnten den Irren ihre Handlungen nicht imputiert werden, so könnte es keine Irrenärzte geben". Welch eine Logik! Weil es Irrenärzte gibt, müssen notwendig die Irren böse sein; weil es Henker gibt, ist die Todesstrafe notwendig.

Flirs Büchlein war schon gedruckt, als er erst merkte, wie winzig es ausfalle. Er entschloß sich daher auf Anraten zu den zwölf Gedichten noch zwölf neue

hinzuzufügen und der Schlacht am „Gigelberg“ eine Novelle anzuhängen.

Streiters Büchlein: „Die Jesuiten in Tirol von einem Tiroler“ wurde sogleich mit Beschlag belegt, aber demungeachtet zirkulieren viele Exemplare. Es ist gut geschrieben.

Du klagst über Österreichs Zustand. Das nützt uns alles nichts. Solange wir nicht die Macht haben, es anders zu machen, müssen wir uns dies alles gefallen lassen. „Das Reich des Himmels leidet Gewalt, sagt Jesus, und die es an sich reißen wollen, müssen Gewalt anwenden.“ Dieser Staat kann die Preßfreiheit nicht erlauben und die Kirche auch nicht. Nur durch eine Macht kann eine Macht gestürzt werden. Ich weiß nicht was mehr zu fürchten ist: fremde Macht oder eigene Ohnmacht. Selbst die Religion sucht Gottes Allmacht den Menschen durch Gottes Liebe und des Menschen Ohnmacht Gott gegenüber durch die Gnade zu neutralisieren. Immer regiert nur die Macht. „Das Geheimnis jeder Macht, sagt Börne, besteht darin, zu wissen, daß andere feiger sind als wir.“ Unsere Feigheit ist schuld, daß der Staat mit uns so schalten und walten kann.

Zu Innsbruck will man im Kasino keine Wienerblätter mehr beziehen, sondern selbe total eingehen lassen. Wie? zeigt das nicht von einem guten Geschmacke der Tiroler.

Dagegen wird die Zensur auch hier strenger. Mensi, der früher Zensor des Tirolerboten war, wurde abgesetzt und dafür Vogelsanger erwählt. Dieser Tage geschah sogar etwas noch nie Erhörtes: Der gute

Tirolerbote wurde zurückbehalten. Er mußte eines Aufſatzes wegen, der geſtrichen wurde, ganz a novo gedruckt werden.

Kennſt Du das Büchlein: „Das Recht des Einzelnen gegen den Staat". Es wurde in der Schweiz aufgelegt und in alle Weltteile verſendet, allein die meiſten Exemplare fielen in die Hände der Polizei. Wie väterlich der Staat — für ſich — beſorgt iſt!

Flir, Schönach und andere werden heuer die Vakanz im Achental zubringen; ſie wollen in ſtiller Einſamkeit ſtille Betrachtungen anſtellen über die Gnadenwahl und über den Fortſchritt jenſeits. —

Kommſt Du wohl nach Tirol herein?

Hall, 27. Juli 1845.

Dein

Sebaſtian.

An Cornelie.

Die Prüfungen ſind abgeſchüttelt; um auszuſchnaufen dampfte ich nach Mödling und beſah mir dort das Gebirge. Das hat denn doch meine Sehnſucht nach den Alpen erregt und anſtatt blos nach Graz einen Spritzer zu machen, will ich wieder nach Tirol. Da iſt die Station Salzburg, wo ich mit jemand zu plaudern habe. Sind Sie zufrieden?

Heute ein Brief von Ruf, der gar mancherlei enthielt. Schrecklich iſt die Schilderung des unglücklichen Lenau in der Irrenanſtalt zu Winnental. „So enden überſpannte Idealiſten."

Übrigens hat er recht; es taugt nichts, nur Poet zu ſein, und gerade die Größten waren auch noch etwas

anderes. Lenaus Schickſal iſt wie das Kreuz auf einem Alpenpfade, wo einer in den Tod ſtürzte; man ſpricht ein ſtilles Gebet, aber nur der Feige wagt ſich nicht mehr vorwärts. Uns allen iſt die Bahn von den Göttern vorgezeichnet, mögen wir uns ſelbſt bewachen, daß ſie nicht in die Schuld führe. Wer immer nur aus ſeiner Bruſt pumpen will, zieht zuletzt das Blut aus dem Herzen.

Bei mir hat es übrigens keine Gefahr, daß ich köpflings aus dem Wolkenſchifflein falle, und im übrigen denke ich mir auch hier: Wer gegen die Natur iſt, iſt gegen Gott!

Auf wieviel Briefe ſind Sie mir jetzt die Antwort ſchuldig? Ich glaube, auf vier!

Wien, 31. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Sie kommen alſo nicht ſobald; wenn Sie nur kommen! Dann mag Ihnen Ihr Plan nach Graz verziehen ſein. Doch ſoll Sie Emma wieder einmal aufſitzen laſſen, wie Sie mich aufſitzen laſſen wollten. Daß Sie ſich auf die verfolgte Unſchuld hinausſpielen iſt köſtlich! Wir armen Mädchen! Ich glaube mit Ihnen würde die heilige Urſula ſamt den elftauſend Jungfrauen nicht fertig!

Von Lenau habe ich in der Zeitung geleſen. So muß dieſer ſchöne Stern in ſchwarze Wolken ſinken!

Uns allen geht es gut, aus Innsbruck haben wir keine Nachrichten.

Wo gehen Sie jetzt hin, wann kommen Sie und Ihre vier Briefe? An Emma einen Gruß!

Cornelie.

An Cornelie.

Daß ich gute Vorsätze gefaßt habe, bezeugen Feder und Tinte auf meinem Tisch. Die Gegend vor meinem Fenster ist aber so schön, daß ich es nur schwer, oft kaum eine Viertelstunde im Zimmer aushalte. Unmittelbar vor der Tür verläuft ein Rasenplatz gegen den Bach, welcher den Garten in zwei Teile schneidet. Die Brücke darüber, das Gebüsch ringsum, hier und da hochwüchsige Obstbäume füllen den Vordergrund; nach hinten erstreckt sich der Tiergarten im sanften Längenzuge, seine bedeutendste Höhe steigt in der Mitte des Bildes empor, welches rechts von einem Hügel, den er von der Hauptkette abstreichend vorlagert, links von einer Gruppe schlanker Pappeln geschlossen wird. Sowohl die Höhe, als auch die übrigen Maße der Ausdehnung ordnen sich so in der Perspektive, daß die Gegenstände im schönsten Zusammenhang erscheinen ohne sich verwirrend zu häufen. Dazu stimmen auch Licht und Farbe. Im Hintergrund überall derselbe Baumschlag; kräftige Buchen und Eichen, die sich in starken breiten Massen sondern, je nachdem die Beleuchtung den verschiedenen Ton angibt. Alles ist so abgegrenzt und nahe, so klar und übersichtlich vor meinen Augen, daß sich der Geist in diesem kleinen Raum gern befriedigt, wo die Natur selbst das Gesetz harmonischer Begrenzung zeigt.

Emma ruft zum Fenster herein, sie will mir was

gar Hübſches zeigen. Wird was rechtes ſein! — Ein Bienchen ſchläft im Kelch eines Fingerhutes, daneben ſitzt ein goldgrünes Käferlein. — Ich ſagte ihr, daß ich an Sie ſchreibe. Sie vertritt mir die Türe, ſpannt die Arme aus und läßt mich nicht durch, bis ich verſpreche, gleich einen Gruß von ihr an Sie beizuſetzen.

Da, da, nehmen Sie den Gruß!

Ich habe Emma bereits öfter im Salon geſehen; die glänzenden Zimmer paſſen nicht zu ihrem Weſen. Ihre Bewegungen zeigen nichts von der Geziertheit, wie ſie über die Bohlen der Parketten hintänzelt; ihre einfachen Volkslieder nehmen ſich neben den glänzenden Piecen der andern aus wie wilde Roſen bei üppigen Kamelien im Glashauſe, ſie tritt gegen ihre Freundinnen völlig in den Hintergrund. Wie ganz anders war ſie heute! Sie wandelte dahin leicht und frei, das blaue Hauskleid ſchmiegte ſich nach der ſchwungvollen Beugung der Glieder, der breite Strohhut war vom Haupt auf den Nacken geſunken, ihre Geſtalt blühte gleichſam in der Morgenluft: man kann ſich nichts Anmutigeres und Holdſeligeres denken. Wir gingen an der Wien ſtromaufwärts durch Auen und Grasplätze gegen Mariabrunn. Beim Waſſer ſtehen Erlen und Weiden, dann einzelne Espen. Ein hölzerner Steg verbindet die Ufer. Mir fielen Bilder von alten Niederländern, insbeſonders Ruysdael ein, wie ſich bei ihnen Naturwahrheit und poetiſche Anſchauung ſo ſchön vereinigt. — Auf dem ſchwarzen Boden wucherten Sumpfpflanzen in vollem Gedeihen, welche die Ranken des Windlings aneinanderknüpften. Dieſer lieh ihnen ſeine großen, weißen Blüten. Ich zeigte das meiner Be-

gleiterin. Als ſie den Blick zu mir erhob, dachte ich an jene Worte des hohen Liedes — „Deine Augen ſind Taubenaugen! Keine Sehnſucht, keinen Wunſch in der Bruſt; alles iſt unmittelbare Gegenwart".

Zu Wien, um in meiner Wohnung nachzuſehen. Ich habe nach einem Brief von Ihnen geſucht, gefragt, aber nichts gefunden. Sie ſind Emma einen Gruß ſchuldig!

Ein gelinder Wind verwehte in der Frühe die leichten Wolken über dem Marchfeld, daß in der durchſichtigen klaren Luft die föhrenbewachſenen Karpathen, die man ſonſt kaum erkannte, auftauchten. Ich nahm meine Kräuterbüchſe, um ſie mit Blumen und Blütenzweigen zu füllen, deren Schönheit ich unverſehrt bis Hütteldorf erhalten wollte. Mein Weg führte über den Hügelkamm, der mit Reben bepflanzt von Hernals ſanft aufſteigend in den Waldhöhen über Dornbach endet. Dort iſt eine Stelle zwiſchen Hainbuchen, die zwar den Blick frei über Berg und Tal wandern laſſen, die Ausſicht auf die Stadt jedoch abſchließen. Dadurch und weil kein Fußpfad in der Nähe vorüberführt, hat dieſes Plätzchen eine lauſchige Heimlichkeit behalten, die mich ſtets wieder und wieder anlockt. Dort liegt als bequemer Sitz ein Steinblock dicht überwachſen von Moos und Quendel. Weithin dehnte ſich das Tal mit wechſelnden Weingärten und Fluren, von den nahen Wieſen duftete der Honiggeruch des Klees. Das Korn war bereits geſchnitten; die herbe Traubenbeere bgann ſich zu färben und durchſichtig zu werden. Der Wind rollte über das hohe Gras in die Stoppeln, hier und da guckte roter Mohn oder eine Cyane empor und verſchwand wieder wie ein ſcherzendes Kind. Hoch droben fei-

erten die Lerchen Maria Himmelfahrt. Mit Recht wählten die Babenberger ſie im blauen Felde als Wappen für Öſterreich. Dort auf der Höhe ſtehen die ſpärlichen Reſte ihrer Burg; die wilde Roſe umgittert ſie mit den Dornen, aus dem Geröll ſteigt die gelbe Ähre des Himmelbrandes, die Amſeln ſingen am Bergeshang, aber die Stimmen der Lieder ſind verhallt, die Harfe Walters von der Vogelweide verſtummt.

Als es wärmer wurde, ſtieg ich auf zum Grat und dann zum Weidlingerbache nieder. Er fließt durch Buchenwälder kühl und lauter über weißen Kies der Donau zu. An einer Stelle des Ufers hat er die Wurzeln der Erlen untergraben, ſo daß ihre braunen Zaſern in die Wellen niederhängen, die Stämme verzweigen ihre Laubkronen mit denen des andern Geſtades; das Ufer umſäumt Raſen mit Storchſchnabel und Hornklee, dahinter Strahldiſteln und Waſſerdoſt. Ich zog die Kleider aus und legte mich in das weiche Waſſer. Kleine Fiſche ſchoſſen hin und her, Libellen und Schmetterlinge umflatterten mich, im raſchen Flug ſetzte ſich ein Eisvogel auf einen Wurzelaſt nebenan, dabei die ſeltene Pracht ſeines Gefieders entfaltend, das im Wechſel des Lichtes vom Goldgrünen ins Blaue und dann wieder ins Goldgrüne ſpielte. Das war Wolluſt! Ich blieb hier mehrere Stunden und verzehrte im Schatten mein Mittagsmahl, ein Stück Butterbrot. Als die Sonne zum Untergang neigte, trat ich den Rückzug nach den Höhen von Hütteldorf an, ſie war ſchon geſunken, als ich das Landhaus erreichte. Ich ſchüttete den Mädchen die Blumen auf den Tiſch und ſah zu, wie ſie Kränze banden. Emma nahm eine

lange Efeuranke und flocht ſie dem Apoll von Belvedere, deſſen Gipsbüſte in ihrem Zimmer ſteht, um das Haupt.

Es ſind herrliche Tage, die ich hier in Garten und Wald zubringe. Nichts von Gelehrſamkeit und Bücherwuſt ringsum, nur wenige Griechen und Spinoza durften mich begleiten. Ich denke oft an jene Pythagoreer, die in weißen Gewändern unter Lorbeerſträuchern und Zypreſſen hinwandelten, über Gott, Natur und Staat dachten und ſprachen und den Melodien horchten, die aus den Tiefen der Seele wie im Wandel der Geſtirne klingen.

Mir zu Häupten ſauſen die Wipfel der Pappeln im Winde, der mir den Klang ferner Sonntagsglocken zuträgt; die Luft iſt ſo klar und durchſichtig, daß ſich weit hin die Umriſſe der Hügel wie in einem reinlichen Gemälde einzeichnen. Die Landſchaft erinnert mich an ein Jugendbild Raphaels. Ein Jüngling ruht waffengerüſtet auf dem Schild; in ſein kindliches Geſicht hat noch nicht der Ernſt des Lebens den Eiſengriffel geſetzt; ſeine Träume ſind vielleicht eben ſo ruhig und mild als die Gegend ringsum. Zur Rechten naht eine Frau mit Buch und Schwert, zur Linken ein geſchmücktes Mädchen, als woll' es ihn einladen auf den Pfad der Luſt. Hinter ihm ſproßt ein Lorbeerbäumchen und wiegt die zierlichen Blätter in der Luft. Werden dieſe Zweige, die ihn jetzt im Schlafe kühlen, ſeine Stirne umwinden, wenn er einmal ſturmesmüde am Stamm niederſinkt?

Vor dem Hauſe zieht weſtlich eine Anhöhe empor, deren weiter Rücken einen Wald von Laubholz trägt. Wir

gingen langsam hindurch; die Mädchen pflückten Blumen und stritten, wer das Körbchen am schnellsten voll haben würde. So erreichten wir einen Holzschlag, der mit Stauden von mäßiger Höhe überwachsen war. Zwischen hinein lagen terrassenförmig freie Stellen, wo an der Sonne die herrlichsten Erdbeeren reiften. Die Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen, da und dort sah ich noch ein farbiges Kleid durch die Büsche schimmern, oder es tönte das Jauchzen der Kinder, — bald war ich allein. Anfangs suchte ich emsig nach Erdbeeren, bald aber lenkten mich tausend Dinge ab. Da duftete Spierkraut voll und schön aus dunklem Laub, dort stand eine Zaunlilie zwischen Dolden und Wohlgemut, oder es blühte irgendwo eine seltene Blume, die ich mitnehmen wollte. Und die Gegend ringsum! Kleine Täler mit hellem Grün, darüber dunkle Wälder, auf die sich weiße Wolken in stets wechselnden Formen stützten; jetzt scharfkantig und zackig, dann wellenförmig oder in Kuppen; für den Augenblick ruhend, dann wieder hoch emporschwellend oder wie Drachenköpfe mit langen Hälsen umgebeugt. Während dieser Betrachtungen sank die Sonne tief und tiefer, die Drosseln fingen an zu schlagen und einzelne Dämmerkäfer summten bereits herum. Die Wolken färbten sich vom stärksten Rot bis zum bleichsten Gelb und stiegen geballt oder streifig zerflossen höher am Gesichtskreise. Da hörte ich meinen Namen rufen; ich sprang vom Grase auf und nun erst fielen mir die Erdbeeren ein, die ich hätte pflücken sollen. Es war nicht mehr zu helfen. Die Kinder lachten mich aus und wollten meine Blumen nicht

gelten lassen, die könne man ja nicht essen! Da flüsterte mir Emma ins Ohr: „Sie bekommen schon doch Erdbeeren — von mir!“ — Hab ich sie etwa nicht verdient?

Ich freue mich auf jeden Morgen und bin auf, eh der Frühstrahl die Nebel zerstreut. Dann hinaus durch den Garten in den Wald; ich streife die Zweige, auf Stirn und Haar tropft mir der Tau, ich pflücke einige Blumen: Salbei, Feldnelken, Glocken und schaue zurück auf die grünen Jalousien im ersten Stock. Die blauen Augen wollen sich nicht auftun; erst wenn die Sonne hoch vom Himmel durch die Läden guckt.

Hier ein Gedicht, irr' und verworren wie der Dichter; vorher einige Bemerkungen zum Verständnis. Memnon war Aurorens Sohn und fiel vor Troja; die Göttin ließ ihn nach Theben tragen, wo sein Bildnis, welches beim ersten Sonnenstrahl klingt, auch heute noch am Saum der Wüste steht. Diese Sage habe ich andeutungsweise benutzt.

Memnon.

I.

Ruhigen Stromes
Dämmert die Helle
Ahnung des Morgens
Dir in die Seele:
Wie auf den Sprossen
Himmlischer Leiter
Nahen die Träume
Lieblich und heiter.
Klingen und singen!
Wallend gehoben!

Hat deinen Busen
Frührot umwoben,
Lächelnd des Auges
Vorhang geschlossen,
Mild von des Lebens
Odem durchflossen
Atmest du Kühle,
Tief in der Seele
Fühlest des Morgens
Dämmernde Helle.

II.

Still vor dem Fenſter
Schauend ins Ferne,
Steh ich des Morgens
Einſam ſo gerne.
Hoch an dem Himmel
Flammenumwunden
Werden des Lichtes
Garben gebunden.
Steiget die Sonne,
Jauchzen die Tale,
Wie einſt geklungen
Memnon im Strahle,
Tief in der Seele,
Ob es auch ſchliefe,
Licht des Gedankens
Wach ſie mir riefe.
Ruhig und ſinnend
Schau ich ins Weite,
Wie ſich des Tages
Ernte verbreite.

III.

Raſtlos und mutig
Strahlenumwunden
Sind nun des Lichtes
Garben gebunden,
Langſam im Weſten
Purpurumfloſſen
Werden des Hauſes
Tore geſchloſſen.
Doch iſt der Wagen
Sternen mit ſieben,
Der heim ſie führte,
Draußen geblieben.
Stehe wie Memnon,
Tief in der Seele
Wird es von lichten
Gedanken mir helle.
Läßt ihn die Sehnſucht
Abends erklingen,
Gluten der Liebe —
Könnt ich ſie ſingen!

Auf den Höhen ſüdweſtlich von Hütteldorf herumgelaufen, ohne erſt auf die Zeit zu achten. Bei der Rückkehr konnte ich erfahren, wie verſchieden die Perſpektive in Alpenländern und zwiſchen den kleinen Bergen ſei. Dort hatte ich meinen Blick geübt, Höhen und Weiten zu beurteilen und fehlte ſelten in der Angabe, weil ich die Jöcher als ſicheres Maß im Hintergrunde hatte. Hier erſchien mir alles viel näher, und ich mußte mich durch die müden Füße und vor der Uhr von der Länge des Weges, den ich zurückgelegt, überzeugen. So ſprang ich denn über Stock und Block. Es wurde dunkler. Hinter den Bergen begann es durch

das tiefe Gewölk zu leuchten. Um den Weg zu kürzen, schwang ich mich über die Planke am Bach. Auf den kleinen Höhen zwischen den Pappeln stand Emma. Ich ging am Gesträuche hin; der erwachende Sturm überrauschte meine Schritte im weichen Gras, schon wollte ich sie anreden. Da zuckte ein Blitz und spiegelte in ihrem Auge, das wie suchend ins Weite blickte! Ihr Antlitz schimmerte wie Marmor, die Haare, durch welche sich ein Lärchenzweig schlang, waren zurückgeweht. Ich erschrak fast wie vor einer Erscheinung und schwieg. Der Donner rollte stärker, der Regen begann zu tropfen, sie ging langsam fort, an mir vorüber, daß mich fast ihr Atem streifte.

Sie sollte nicht erfahren, daß ich sie gesehen. Ich schwang mich wieder über die Planke in den Wald hinaus, die Fahrstraße aufzusuchen. Da brach das Wetter los mit aller Macht, es goß in Traufen, so daß ich vorn an der Haustür bereits naß war bis auf die Haut. Ich trat unter die Tür des Saales; aus meinem Haar floß noch der Regen. Die Kinder schalten mich, sie hätten sich statt meiner gefürchtet, daß ich draußen gewesen bei dem Wetter. Emma hatte den Lärchenzweig in der Hand; sie blickte schweigend vor sich hin.

Ich ging in mein Zimmer, mich umzukleiden.

Als ich wieder zurückgekehrt, gab die Hausfrau mit der Glocke das Zeichen, wir setzten uns an den Tisch, es ward aufgetragen. Das Völkchen aß, lachte und plauderte, bis wieder ein Blitz dazwischen fuhr und ihnen vor Schrecken das Wort nahm, dann ging es von neuem los.

Endlich hatte ſich das Wetter verzogen; die Kinder, die auf einem Häufchen beiſammen hockten, trauten ſich zu Bette. Emma und ich waren einen Augenblick allein.

Sie ſah mich vorerſt an und ſagte halblaut: „Warum blieben Sie bei dieſem Wetter im Freien?“

Ihr Name wollte ſich vom Herzen auf die Lippe drängen; ich wollte ihre Hand faſſen, doch beſann ich mich.

Wenn alles doch nur Selbſttäuſchung wäre?

Und doch, wie klang ihre Stimme!

Hab ich denn ein Recht, etwas zu hoffen, wo ich nicht einmal etwas wünſchen darf? Die Mägde traten an den Tiſch um abzudecken.

Gute Nacht!

Bewahren Sie dieſe Blätter; wenn mir einſt die Sonne der Jugend nicht mehr leuchtet, dann ſollen ſie mir zurückrufen, was in jenen Tagen das Innerſte meiner Seele bewegte.

Der Himmel hat ſich umzogen; die grauen Wolken drücken faſt die Buchengipfel, wie ein ſchwermütiges Lied von Lenau zieht der Wind durch die Blätter. Es wird wohl ein Landregen. Ich habe meine Mappe geöffnet und leſe all die Papierſchnitzel, die ich ſeit Jahren hineingeſteckt.

Viel fällt unter den Tiſch: Zeug, aus dem ich daraus gewachſen; ich begreife kaum, daß ich je drein ſteckte. Nehmen Sie die ſpärliche Ernte, die ich ausgeleſen, in Empfang: Ein Durcheinander von Blumen, Gras, Kraut und Rüben.

* * *

Ich habe Spinozas Ethik vorgenommen. Nur über die sittliche Wirkung des Mannes wage ich hier einiges zu bemerken. Sein ganzes Dasein war ein gotterfülltes; für ihn ordnete sich alles einem großen Gedanken unter oder vielmehr: Er kannte nur das Wesenhafte und ließ alles Zufällige darin aufgehen. Der Nachthimmel ist so klar, so tiefblau und ruhig! Wenn ich einen seiner Sätze lese, ist mir auch, als ob ich in den Nachthimmel schaute: ein einziger bestimmter, durch nichts zerrissener Eindruck. Wird es nötig, bisweilen sich im Gemüte zu sammeln um nicht ganz im Vielerlei täglicher Geschäfte unterzugehen, so erscheint mir dabei niemand so hilfreich als Spinoza. Man nennt ihn kalt, poesielos und doch spricht sich das Genie nirgends ursprünglicher und naiver aus: ursprünglich darum, weil alles, was er sagt, reine Anschauung durch den Geist ist; naiv deswegen, weil er das ihm ewig Wahre durch die mathematische Methode zu beweisen sucht und es dennoch unter der Form des Axiomes als Voraussetzung hinstellt. Seine Sätze sind Kristalle, aber man merkt es wohl, daß sie einst flüssig waren am Feuer des edelsten Herzens. Was dürfen wir Harmonie nennen, ist es nicht das Wesen dieses einzig großen Mannes?

*

Da reden die Leute vom Unwert körperlicher Schönheit: Krankheit kann sie zerstören, das Alter zerstört sie gewiß und schließlich werden wir insgesamt Staub und Asche. Wir alle haben die Aufgabe sittlicher Vollendung; wer aber schön gebildet wurde, den stellte die Natur als König unter die sinnlichen Wesen, er danke

ihr für die hohe Gnade und freue ſich derſelben demütig wie jedes anderen Vorzuges.

*

Ich liebe die Lilie, wenn ſie ſich auch nicht leicht in einen Strauß fügt; ſie ſoll und darf nicht dienen. Der weiße Kelch, durchſcheinend wie eine Vaſe von Alabaſter, drinnen das Gold der Staubfäden; der feine Duft, das allmähliche Entfalten der Knoſpen, das man abends faſt mit den Augen verfolgen kann, erfreuen mich jedes Jahr von neuem. Die Volksdichtung faßte ſie mit Recht als Symbol makelloſer Jungfräulichkeit.

*

Wie tölpelhaft, die Tugend der Frauen zu höhnen, weil ſie gebrechlich ſei! Iſt die Perle weniger Perle, weil ſie der Eſſig auflöſt, der Diamant weniger Diamant, weil ihn ein Hammerſchlag zerſpellen kann?

*

Das Schöne iſt Sittlichkeit der Natur und das Sittliche Schönheit der Seele.

*

Das erſte Kapitel der moſaiſchen Geneſis und der Anfang des Evangelium Johannes ergänzen ſich gegenſeitig. Beides ſind Kosmogonien. In der erſten iſt Gott der Welt noch äußerlich, ſein Geiſt ſchwebt über den Waſſern, das zweite ſagt: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, alle Dinge ſind durch dasſelbige gemacht worden". Logos bedeutet Vernunft, die urſeiende, dasſelbe, was Anaxagoras nus nannte und was der Geiſt Platos als Idee vor dem Sein der Dinge begriff. Man braucht

hier nicht zu wiederholen, Johannes ſei im Zuſammenhang mit platoniſchen Schulen; nur könnte man beifügen, daß hier ein philoſophiſcher Gedanke, ſich im Ausdruck ſteigernd und präziſierend an das letzte Glied ſeiner Schlußkette gelangt ſei. Er ruht nun, bis Spinoza weiter ausführt: „Alles, was iſt, iſt in Gott und ohne Gott kann weder etwas ſein noch gefaßt werden".

*

Iſt doch die Wahrheit das einzig Große im Leben! Sie iſt Übereinſtimmung des Menſchen mit ſich ſelbſt und den Geſetzen der Natur.

*

„Ich flehe aufgelöſt zu werden!" ſchrieb Paulus. So auch Sokrates im Phädon: Es ſoll ſich das letzte Korn irdiſchen Stoffes im Feuer göttlicher Liebe verzehren. Das ſymboliſiert die Legende, welche die Ekſtatiſchen betend in der Luft ſchweben läßt.

*

„Die katholiſche Kirche hat bisher jede Ketzerei überwunden. Sie bezwang den Arianismus, der gewaltiger einbrach als der Proteſtantismus; ſoll ſie, welche die Prophezeiung eine Hürde der Völker nennt, nicht auch dieſen in ſich zurückleiten? Sie iſt tauſendjährig erprobt, gelten hiſtoriſche Vorausſetzungen nichts mehr beim Berechnen der Zukunft?" — Wer ſo fragt, dem kann man entgegnen, daß ſich jene älteren Häreſien mit Rom um ein mehr oder minder der Dogmatik ſtritten, übrigens ſich mit ihr auf demſelben Boden des Glaubens fanden; während der Proteſtantismus zwar

vom Glauben ausging, allein deſſen Verneinung ſchon in ſich trug, da er das Recht freier Forſchung geltend machte. Es iſt ein Mißverſtändnis zu ſagen, der Proteſtantismus zerbröckle in ſich ſelber, da er den Glauben an ſich aufgebe und von den Artikeln der Reformatoren abgewichen ſei. Das war notwendige Folge. Hier handelt es ſich um ein Prinzip und nachdem es zum Lebensinhalt der Geſchichte geworden, kann es auch nie mehr vertilgt werden; es hat eine doppelte Berechtigung: die im Geiſte des einzelnen und die in der Geſchichte.

*

Univerſell iſt nur, wer nach Harmonie ſtrebt.

*

Sei in Wort und Tat, was du innerlich zu ſein meinſt, ſonſt biſt du eben nichts.

*

Großartig iſt nur die Ruhe, die aus Kraft ſtammt.

*

Ich glaube nicht mehr an Ideale, nur an Ideen!

*

Enthuſiasmus macht die Menſchen zu Narren des Augenblickes, aber ſelten beſſer. Begeiſterung iſt ſtill wirkende nachhaltige Glut, ſchlägt ſie in Flammen auf, ſo wird es eine große Tat im Denken oder Handeln. Darum iſt der Enthuſiasmus wohlfeil, die Begeiſterung ſelten.

*

Nichts ist egoistischer als das Gefühl, der Gedanke allein kennt keine Selbstsucht.

*

Durch edle Taten werden die Menschen für Augenblicke idealisiert.

*

Man belügt durch seine Gefühle niemand häufiger als sich selbst.

*

Einseitigkeit ist wohl von Borniertheit zu unterscheiden, jener gehe man aus dem Weg und achte sie in den meisten Fällen, dieser kehre man den Rücken.

*

Wer sich selbst verloren, den kann niemand retten.

*

Es braucht oft mehr Mut zu leben, als zu sterben.

*

Lethe der Heiden, Fegefeuer der Christen!

*

Der Dichter findet in der Natur nichts Verschiedenes; er wird sich ihr gegenüber nur der Äußerlichkeit seiner Innerlichkeit bewußt.

*

Paganini verstand es, auf einer Saite ein ganzes Stück abzuspielen. Es war Virtuosität. Unsere modernsten Dichter geigen auch immer auf einer Saite, aber nicht aus Virtuosität, sondern weil sie nur diese eine Saite haben.

*

Typus und Manier verhalten ſich wie Schrift und Handſchrift.

*

Der Kommunismus iſt die idealſte Karikatur der Humanität.

*

Die Deutſchen ja! Sie ſingen, toaſten, reden bei ihren Feſten, als ſollten ſich dadurch wie bei Orpheus die Quadern des neuen Reiches fügen. Ein fremder Soldatenkaiſer, der Napoleon hat euch die kleinen Herren mit eiſernen Beſen weggefegt, nur ein deutſcher Soldatenkaiſer kann das Deutſche Reich gründen. Darum ſollt ihr bitten, als um das tägliche Brot, die vollen Humpen ſtellt nur beiſeite.

*

Man rede ſo viel man will; im Volk iſt wenig Sinn für Kunſt und Schönheit. Die Vergangenheit ruft niemand zurück; ſie zu verſtehen, braucht es mehr als ſogenannte Bildung, deren Bedürfniſſen die Mode genügt.

*

In jeder Zeit ſtimmt alles zu allem: Opitz, Allongeperücken, Rokokoſtil.

*

Wollt bedenken, daß bei den Griechen die Form zugleich Haut war und ihr kommt endlich von der Nachahmung derſelben los.

*

Die naive Kunſt zeigt aus der Oberfläche die Tiefe, die ſentimentale aus der Tiefe die Oberfläche.

*

Man möchte sagen, bei den Griechen ergänzen sich alle Kunstwerke zu einer großen Schöpfung des Geistes: Nausikaa — Penelope, — Klytemnästra!

*

Der Apoll von Belvedere ist der Ausdruck von Elastizität, Herkules Farneſe von massiver Stärke: dort die natürliche Hoheit des Jünglings, der sich der Tat freut; hier der Mann, dem die Tat schwere Pflicht ist.

*

Äschylus, Sophokles und Euripides erinnern an die dorische, jonische und korinthische Säule.

*

Die Gemeinheit wird; ganz gemein ist von Natur aus schwerlich jemand.

*

Die Ehe gleicht oft einem Triumphbogen; vorn sieht man Blumen und Girlanden, ist man durchgegangen und kehrt sich, dann bemerkt man erst die groben Stricke und das Lattenwerk, mit welchem das Ganze zusammenhängt.

*

Sich im Allgemeinen und das Allgemeine in sich! Wäre das Liebe?

*

Die Liebe krönt den Glücklichen, die Tugend den Starken; jene kann uns sehr viel schenken, diese kann uns zu etwas machen; jene dient dem Zufall, diese Gott!

*

Was dir die Liebe nicht gibt, erobere dir der Geist.

*

Der Geist schreitet lebendig vorwärts, aber der Grabstein der Erinnerung steht in ihm.

* *
*

Ja, ich freue mich auf jeden Morgen. Gestern früh sollte Emma mit auf eine Höhe. Sie wollte aber gar nicht heraus. Da warf ich Sand an die Glasscheiben, bis sie endlich hinter dem Vorhang wie eine Rosenknospe hervorguckte. Auf dem Weg sagte ich ihr, ich wolle sie als Botaniker unter die Blumen einordnen. — Sie sah mich lächelnd an. — „Nun ja, wegen den blauen Augen neben dem Veilchen, aber als — Fäulchen!"

Noch einen Blick ins Freie. Aus den Tälern steigen Nebel wie Schleier dünn und leicht, daß man die einzelnen Sterne durchschimmern sieht. In der Richtung von Mariabrunn folgen große Wolkenmassen dem Windzug. Die hintern flockig und rein abgegrenzt lösen sich in blendender Mondbeleuchtung vom dunklen Nachthimmel; die vorderen braun und wild zerrissen wälzen sich gegen die Höhen. Die Waldlehne vor mir war schwarz, im Tale selbst milde Dämmerung.

Mir ist bisweilen, als solle sich mein Herz neu besaiten; Ahnung ungekannten Glückes fließt nieder wie Tau, mir ist, als hörte ich ein Klingen und Singen aus Bäumen und Sträuchern, das Licht fließt aus den Höhen wie ein Lied in meine Brust.

Neulich erzählte ich den Mädchen von Tirol. Da

unterbrach mich die Jüngste mit dem Ausruf: „O, das ist alles so schön, wenn man doch nachts davon träumen könnte!“

Die Astern beginnen zu blühen und die Schwalben zu ziehen. Ich will nach Tirol. Übermorgen reise ich ab.

Hütteldorf, 6. September 1845.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Über meine Fahrten erzähle ich Ihnen gelegentlich. Es gab nicht viel von Belang. Noch abends erreichte ich den Chiemsee und bestieg einen Kahn, um auf die Insel zu fahren. Der Wind erwachte, ohne daß man sich gerade beunruhigen durfte, die Wellen klatschten an das Schifflein und über die fernen Alpen flog Nebel, doch blieb der Himmel ober mir klar und die Sterne begannen zu schimmern wie tausend Heldenaugen, vor denen wir stets groß denken, groß handeln sollen! Wie herrlich war dieser Abend! Es war aber gut, daß wir landeten, denn der Wind schwoll stärker. Den Sturm verschlief ich, früh fand ich den Schiffer, welcher sich bei Nacht nicht mehr zurückgewagt hatte, am Ufer, wo überall der Schaum blühte. Er führte mich an das Gestade, zu dem sich bereits die Vorberge der Alpen senkten. Von jetzt ab ging es zu Fuß weiter; ich kann Ihnen daher erst aus Innsbruck schreiben, wo ich mich für einige Tage ansiedle.

Häufig wanderte ich nach Hall und dann mit Ruf einmal nach Absam, wo wir unsere kleine schwarze

Poetin, das Bognerburgele besuchten. Ruf führte mich auch bei seinen Narren herum; ich ließ es mir des Faches wegen gefallen und stellte den künftigen Arzt voran, der gegen solche Eindrücke nicht wehleidig sein darf. Auch einen Stoff zu einer Erzählung „Schuldig" lieferte er mir, den ich noch zu Innsbruck ausarbeitete. Ich werde sie in einen Wieneralmanach stecken und Ihnen dann gelegentlich denselben zu Füßen legen.

Zu Innsbruck wachsen neue Häuser aus dem Boden: die Leute waren die alten, nur ich schlenderte nicht mehr als der alte durch die Gassen. Mit einigen Studienfreunden bin ich zusammengetroffen; aufrichtig gestanden, kennen wir uns aneinander nicht mehr aus. Einer meinte gar, ich sei hochmütig geworden! Freilich vermochte ich auf die alten Anschauungen nicht mehr einzugehen, aber hochmütig!!

Im Tur war ich auch wieder! zu Kufstein habe ich mich nicht aufgehalten und werde auf dem Rückweg dort nur übernachten! Dann weiter!

Die Füchse haben ihre Höhlen, wo kann aber ich einst mein Haupt ruhig hinlegen?

Vorerst werde ich zu Salzburg rasten und es soll wieder allerlei aus meinem Schnerfer fallen.

Innsbruck, 20. September 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

An dem Tage, da Sie Salzburg verließen, gingen wir abends spazieren; das dichte Gewölk, welches die Sonne beim Untergehen umzogen hatte, verkündete

Regen für den folgenden Tag. Später wechſelten einzelne Windſtöße. Ich ſagte: „Es iſt doch gut, daß Pichler heute fort iſt; er hätte den Abend auf dem Chiemſee verloren.“ — „Und wir wären in Sorgen, wenn wir ihn bei ſtürmiſchem Wetter auf der Fahrt wüßten,“ ſagte Mathilde. So iſt alles gut gegangen; auch wir verſchliefen den Sturm.

Antigone habe ich wieder geleſen. Das iſt ſo ſchön, ſo einfach; ohne allen fremden Schmuck und darum nur größer und ſchöner. Ein ſolches Kunſtwerk zu betrachten iſt wie ein Blick in die innerſten Geheimniſſe der Schöpfung, das heißt: Gott anſchauen!

Wie herrlich iſt doch Ihr Los! Welch ein Glück iſt es aber auch, Sie zum Führer zu haben. Beim Hinblick auf ſo viel Großes und Schönes — wie könnten wir noch an das denken, was uns im Leben oft hemmend und feſſelnd entgegentritt. Mein Herz iſt voll, aber meine Worte ſind ſchlecht, doch Sie verzeihen mir's. Es heißt ſonſt wohl: Weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über! Jetzt bei mir iſt das der entgegengeſetzte Fall.

Sie ſagten jüngſt: „Es braucht keinen geringeren Mut, das Evangelium des Guten und Schönen vor der Welt zu künden, als die Sendung des ewigen Weltgeiſtes mit gewaffnetem Arm zu vollbringen.“ — Iſt es nicht ein noch herrlicherer Beruf, durch Wort und Beiſpiel der Wahrheit Anhänger zu werben, als dafür zu ſtreiten mit blutbefleckter Hand? Viele Helden ſind gefallen und dieſer Tod iſt ſchön, aber noch höher ſcheint mir der Märtyrer zu ſtehen.

Haben Sie Emma geſchrieben?

Ich weiß nicht, wie es kommt; ich möchte Ihnen immer ſehr viel ſagen, aber es geht mir nur alles ſo im Kopfe durcheinander; nicht der hundertſte Teil kommt auf das Papier; aber Sie wiſſen mir immer, was ich verworren fühle, deutlich vor das Auge zu ſtellen. Wie freue ich mich darauf, wieder mit Ihnen zu ſprechen.

Das muß ich Ihnen erzählen, daß ich geſtern in Buch einen recht ſchönen Tag verlebte. Ich habe Ihnen die Gegend ſchon geſchildert. Die Hausfrau, ein Muſter in jeder Beziehung, hat ein weibliches, liebevolles Gemüt und was ich über alles ſchätze iſt, daß man ſich ganz auf ſie verlaſſen kann; ſie iſt bei aller ihrer Sanftmut feſt in ihrem Weſen. Sie iſt meine Freundin und ich konnte von ihr gar viel lernen. Schade, daß ihre Verhältniſſe ein öfteres Zuſammenſein nicht geſtatten. Ich möchte gern im künftigen Jahr ein paar Wochen bei ihr zubringen. Nur auf dem Lande lebt man ganz, beſonders wir armen Frauen. Man mag ſagen, was man will, das Weib iſt in jeder Hinſicht zu bedauern. Ich weiß wohl, Sie werden meine Meinung gar nicht richtig finden, aber es iſt doch ſo. Der Mann ſchafft ſich ſelbſt ſein Schickſal, er kann handeln, das Weib nur dulden. Ich bin zufrieden für meine Perſon, dennoch fällt mir oft die Stelle aus Iphigenie ein:

„Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod,
Dies Frauenſchickſal iſt vor Allem meins“.

Doch was wir nicht ändern können, ſoll uns nicht kümmern; es iſt genug, das ganz zu ſein, was wir ſein können.

Mathilde macht in der Muſik Fortſchritte; ſie ſagt,

Sie hätten großen Teil daran und ſie ſpiele niemand lieber als Ihnen. Wenn Sie kommen, werden Sie eine große Sonate von Beethoven hören. Gegenwärtig iſt ſie aber böſe, weil Sie ihr keinen Gruß geſchickt haben; ſie meint, Sie hätten ſich doch erinnern ſollen, daß ſie Ihnen einmal das Kopfweh vertrieben hat.

Nun fällt mir auch ein, daß ich Ihre Frage, wie ich mit Memnon fertig geworden, noch nicht recht beantwortet habe. Es konnte mir nicht ſo gar fremdartig erſcheinen, nachdem Sie mir geſagt: „Das Licht iſt die Seele der Natur.“

Doch mein Blatt iſt zu Ende; deshalb will ich alles verſchieben, bis Sie ſelbſt nach Salzburg kommen. Hätte ich gewußt, daß Sie ſo bald zu Innsbruck eintreffen würden, Sie hätten wohl länger bleiben müſſen; doch nun vergeſſen Sie uns nicht und kommen Sie, ſo früh Sie können, kommen Sie bald.

Grüßen Sie mir in Innsbruck alle, beſonders Johann.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie werden über mich ſchelten, und das mit Recht: ich habe Ihren letzten Brief Sommer und Herbſt hindurch unbeantwortet liegen laſſen. Eine Entſchuldigung dürfte ich nur dann hoffen, wenn Sie die Reize meines jetzigen Aufenthaltes kennen würden, welche mich noch von ganz andern Dingen als vom Briefſchreiben abhielten. Ich befinde mich gegenwärtig in Hütteldorf, auf einem Landſitze mitten in einem kleinen Park. Die Gegend vor meinem Fenſter iſt ſo ſchön, daß ich es nur

ſchwer, oft kaum eine Viertelſtunde im Zimmer aushalte.

Sie fragen nach meiner Geſellſchaft? Nur eine Familie bewohnt das ziemlich weitläufige Gebäude, und von dieſer nehmen meine Aufmerkſamkeit und Liebe zunächſt nur drei Kinder, — ein Knabe und zwei Mädchen — in Anſpruch. Sophie, die jüngere, zählt beiläufig dreizehn Jahre und nicht nur die ſchöne Geſtalt, es hat noch anderes ihr meine volle Zuneigung geſichert. Sie ſollten das liebe Geſichtchen ſehen, in welchem die blauen Augen voll Tiefe und Unſchuld keine Phraſe eines Novelliſten ſind, das lichte blonde Haar, welches die reine Stirn umfließt, — doch da iſt ſie ja und möchte mir gar zu neugierig in die Blätter gucken. Sie frägt, ob ich an Cornelie ſchreibe, da ſoll ich dann einen Gruß beiſetzen, denn ich habe ihr manches von Ihnen erzählt.

Ich bin ſchon wieder gehindert worden, den Brief fertig mit der Poſt abgehen zu laſſen. Die beiden Mädchen baten mich, mit ihnen über Feld zu gehen. Der Bube, ein wilder, trotziger Range, kam nachgelaufen. Wir ſtiegen an den Mauern des Tiergartens zu den Höhen von St. Veit empor und ſetzten uns droben vor den Haſelbüſchen in das fahle Herbſtgras. Hier und da rauſchte ein gelbes Blatt nieder, von Aſt zu Aſt ſpannten ſich die Silbergleiſe der Marienfäden. der Tag war mild und klar, nur über das weite Blachfeld gegen Ungarn zu ſchwebte bläulicher Duft. Noch wenige ſolcher Tage waren uns vergönnt, denn bald ſollten wir zur Stadt zurückkehren, darum miſchte ſich Wehmut in unſere Stimmung. Da nahm ich den

Homer und las den Kindern daraus vor; es war jener herrliche Geſang, wo der Held Achilleus den ſpeerkundigen Vaterlandsverteidiger Hektor niederwirft und um die Mauern der Heimat ſchleift.

Sie hätten ſehen ſollen, mit welcher Begeiſterung die Kinder an meinen Lippen hingen, kein Laut, — als ich das Buch zuklappte, nur ein tiefer Atemzug. Der Bube ſtellte ſich vor mich hin, die Geſtalten der Heroen ſchienen vor ihm zu leben, ſein Auge funkelte, die Fauſt krampfhaft geballt fragte er: „Hörſt du, iſt das ſchon lange her? o hätte ich dort gelebt, ich wäre dem Hektor zu Hilfe gekommen, vor uns beiden wäre der Renner Achilleus gewiß davon gerannt!“ Ich lachte. — „O ſei ſtill,“ rief er unmutig, „damals wär' ich ein Mann geweſen und hätte den ungeheuren Speer und die ſchwere Rüſtung getragen.“ — So entflammend wirkt die helleniſche Sage auf reine Gemüter; warum ſollte ich nicht den Kindern Homer vorleſen? Ich habe ihnen ſo viel vom Olymp, von Troja und Theben erzählt, daß ſie dort beſſer Beſcheid wiſſen, als in den Abſätzen mancher Bücher, aus denen bei Prüfungen pflichtmäßig examiniert wird. Sie haben mehr Geſchmack als jene Pädagogen, die, weil ſie ſelbſt kindiſch ſind, auch die Kinder für kindiſch halten und ihnen den Napf mit dem ſüßen Brei ihrer „Geſchichten für die Jugend“ vorſetzen. Wenn die Kinder den Homer in meiner Hand bemerken, iſt es ein wahrer Jubel und ſie geloben ſogar fleißig Klavier zu ſpielen, verſpreche ich nur von Odyſſeus, Agamemnon und Andromache vorzuleſen.

Beſonders ſtark tritt die Neigung zur Kunſt bei

Sophie hervor, für sie hat die Natur ringsum auf eine ganz eigentümliche Art Leben gewonnen. Wie in jenen Mythen Indiens, welche ihr übrigens völlig unbekannt sind, leiden und lieben die Blumen vor ihren Augen, Engelgestalten walten segnend in Rosenknospen und Lilienkelchen, das Reich der Wirklichkeit verwebt sich traumhaft mit der Geisterwelt.

Gar anmutig ist, wie sie die Ankunft ihres neugebornen Schwesterleins schildert. Man möchte sich dabei an jenes bekannte Gedicht von Anakreon erinnern, oder an den Mythus im Phädros. Diesen letzteren hatte ich im Sinn, als ich ein Sonett zur Antwort schrieb. Möge beides hier stehen.

An Emilie.

Ich hab' ein kleines Schwesterlein, das ist gar lieb und fromm, es schwebte einst vom Himmel zu uns auf diese Erde herab.

Im kalten Winter saßen wir bei der Arbeit, draußen schneite es große Flocken. Da klopfte es an das Fenster, wir öffneten schnell, und ein kleiner Engel flog im silberweißen Kleide der Mutter an die Brust. Wir grüßten ihn voll Freude, und weil wir ihn sehr liebten, so legte er die Schwingen ab und blieb sogleich bei uns. Jetzt ist er unsere Schwester.

An Sophie.

Was Platons Geiste leuchtend aufgegangen,
Der Gottes Wesen innerst tief erwogen, —
Als Ahnung ist's in deine Brust gezogen,
Wie du von süßem Schlummer lagst umfangen.

Er ſah, wie ſich zur Erde niederſchwangen
Die Seelen traurig von des Himmels Bogen;
Du ſahſt's, es kam dein Schweſterlein geflogen,
Die Mutter nahm's ans Herz mit ſüßem Bangen.

Doch laß vollenden mich die hohe Kunde:
Wer ſoll zurück die Seele wieder bringen
In ihres Himmels wandelloſe Klarheit?

So hört ich einſt aus jenes Weiſen Munde:
Es wachſen wieder ihr die Silberſchwingen,
Wenn ihr zur Dichtung wird des Lebens Wahrheit!

Hütteldorf, Oktober 1845.

Pichler.

An Joſef Streiter.

Die Frühlieder finden in den öffentlichen Blättern eine günſtige Aufnahme; nur Schulers Tirolerbote hat kein Wort für ſie. Gabriel Seidl beſprach ſie anerkennend, er legt den Hauptnachdruck auf Purtſcher, wozu alſo Gilms großer Sturm? Dem will ich ſchreiben, es ſoll kein Schatten zwiſchen uns ſein, antworten wird er mir nicht und wohl mit meinem Brief eine ſeiner Zigarren anzünden. Tröſt ihn Gott!

Giovanelli fand die „Frühlieder" epikuräiſch, herweghianiſch und bedauert, daß ſo was von der tiroliſchen Jugend ausgehen mußte.

Wieder ein Lärm um nichts! Aber Beda Weber kann's viel beſſer als wir und wie jener noch an uns denken mochte, da er Sie als nächſten Nachbar in Bozen hatte, begreife ich ſchon gar nicht.

Nun, er iſt jetzt tot und ich mag keinen Stein auf ſein Grab werfen. Ich habe dennoch für dieſe Alttiroler trotz ihrer Zocherei ein bischen Sympathie. —

„Oder vielleicht wegen ihrer Zocherei!“ — flüstern Sie boshaft.

Die besten Grüße!

Wien, 19. Oktober 1845.

Ihr ergebenster

Pichler.

An Cornelie.

Wundern Sie sich nicht über das kleine zierliche Papier; ich erhielt es von Emma, die mich bat, Ihnen beiliegende Blume aus ihrem Gärtchen als freundliches Zeichen der Erinnerung zu senden. Ihr Mädchen seid alle gegen uns verschworen, wie soll man sich da retten?

Jetzt bin ich wieder zu Hütteldorf. Die Bäume, welche ich im grünen Blätterschmuck hinterlassen, prangen nun in Purpur und Gold: der Wind reißt ihnen, wie schläfrigen Kindern das Spielzeug entfällt, das Laub ab und streut es auf den Boden. Der Herbst ist ein Prophet: „Alles Irdische ist vergänglich und fliegt hin wie Spreu!“

Emma hat in ihrem Gärtchen jede Aster mit dem Namen eines Freundes getauft; so blühe auch ich in dem Beet mit dunkel purpurner Krone. Wir liefen letzhin zusammen durch den Garten, sie fiel in den Rasen: ich hob sie auf, einen Augenblick wiegte ich sie in meinen Armen, mir fiel ein Vers Dantes ein:

Che sia mai da me divisa!

Abends sitzen wir im Saal beisammen, denn im Freien ist es bereits zu kalt: ich lese vor oder Emma spielt auf dem Fortepiano Mozart und Beethoven.

Sie hat mich gezeichnet. Als ſie mir das Blatt gab, ſagte ihr Bruder: „Jetzt brauchen Sie Ihrer Freudin nicht mehr zu ſchreiben, da Sie ja im Porträt nun bei ihr ſind.“ — Die Zeichnung ſende ich mit; für Mathilde lege ich eine Sonate von Beethoven und deſſen kleine Büſte bei.

Heut war die Morgenbeleuchtung prachtvoll. Hoch flammten die Wolken in den Himmel empor und dann goß die Sonne ein Meer von Strahlen über die Gegend, der Reif ſchimmerte und glitzerte wie Juwelen, bis er zu Tau zerrann. Ich ſchrieb ein Gedichtchen. Als Emma das Fenſter öffnete, warf ich es ihr um einen Zweig gewickelt hinauf. Als Antwort erhielt ich eine Roſenknoſpe.

Aurora.

Dämmerhell des Oſtens Weite:
Sieh des Lichtes Strom entſpringt
Blaugeſäumt an jeder Seite,
Wo er durch den Himmel dringt.
Auf den Wellen gleitend blinken
Purpurroſen ohne Zahl,
Purpurroſen ſteigen, ſinken
Da und dort hinab ins Tal.
Die ſich in dem Laub geborgen
Deines Gärtchens, rings zerſtreut,
Rot, wie ſie gebracht der Morgen,
Pflückeſt du ſie abends heut.

Es iſt eine düſtere Herbſtnacht. Die Wolken jagen am Himmel; einzelne Regentropfen fallen ſchwer und kalt auf meine Stirn, die Blätter wirbeln und fliehen dahin, wie die Erinnerung an die frohen Stunden, die wir in ihrem Schatten zugebracht. In Emmas Zimmer

iſt noch Licht. Hier und da flackert es auf und wirft grelle Strahlen durch das Fenſter. Sie ſitzt am Klavier. Die Töne einer Symphonie Beethovens klingen zu mir unterbrochen vom Sauſen des Sturmes.

Vorgeſtern am 28. Oktober haben wir Hütteldorf verlaſſen. Wann werde ich wieder mit Emma Blumen pflücken? Jeden Morgen band ſie mir ein Sträußchen. Sie ahnt nicht ... und ich werde ſchweigen!

Allerheiligen, Allerſeelen; o Tage der öden Trauer, ſtummen Entſagens!

Jetzt ſind wieder meine Stunden zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt geteilt; beſonders nehmen gegenwärtig die Werke deutſcher Meiſter meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es iſt etwas Ganzes darin in Sinn und Gedanken, deswegen wirken ſie auch mit der Kraft voller Männlichkeit. Vor allem Dürer. Ein Bild von ihm betrachte ich, ſtets von neuem, mir iſt, als hätte er ſeine volle Seele hineingelegt. Der Himmel hat ſich aufgetan, auf Wolken ruhen die hehren Bürger desſelben. In der Mitte die heilige Dreifaltigkeit; der greiſe Vater, der Sohn am Kreuze, darüber der heilige Geiſt als Taube. Dieſes Symbol hat mich immer gerührt. Sie fand keinen Platz, wo ſie mit ihrem Ölzweig bleiben durfte, ſie flog daher zurück unberührt vom Schlamm der Flut, welche die Erde überdeckte. Rings ſchweben Engelchöre, die letzten Scharen verſchwimmen unabſehbar in Purpurglut. Zu Füßen des Urvaters ſchwingt ſich der Regenbogen durch den weiten Himmelsraum; Heilige knien reihenweiſe, Männer und Frauen: echte Menſchengeſtalten voll Freude und Seligkeit, als ob ſie gerade von der Erde emporgeſtiegen wären, um

die ewigen Feste des Himmels mitzufeiern. Ganz hinten sind zwei Mädchen unbekümmert um alles, als träumten sie noch einmal den Traum der ersten Liebe. Der Himmel selbst mag wohl nichts besseres zu geben haben.

Jetzt hat für mich auch die Spitalpraxis begonnen. Ich werde mir die Sache angelegen sein lassen. Wie ich mich sonst befinde? O meine Freundin! meine Gedanken sind wie der Sturm, der jetzt die schwarzen Wolken durch den Himmel peitscht!

Wie vieles habe ich während dieser Wochen innerlich bestanden und überstanden, endlich gießt die Poesie das Öl des Friedens auf die empörten Wogen und ich trete ans Gestade wie ein Schiffbrüchiger; er fühlt, was er verloren, er weiß aber auch, daß er sich gerettet.

Alles liegt in der Elegie, die ich ihnen hier schicke: Ihnen und Mathilde; hier in Wien sieht sie niemand.

Wien, 27. November 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Herzlichen Dank für Ihre Sendung; insbesondere Ihren Brief und das Bild, welches für mich doppelten Wert hat, weil es von Emmas Hand und sehr gut getroffen ist, so daß ich darüber fast erstaunte. Es freut mich sehr, doch glauben Sie etwa ja nicht, daß Sie mir deshalb weniger schreiben dürfen; da halte ich mich lieber an Emma als an ihren Bruder, die wird mir helfen. Ihre Briefe sind ja auch Gemälde; Seelengemälde, und was wäre uns denn ein Bild, wenn sich nicht Erinnerungen daran knüpften?

Es gibt viel Schönes, aber das Schönſte iſt in ein reines Herz zu blicken. Darum freut es mich innig, wenn Sie mir von Emma erzählen und ich kenne und liebe ſie, ohne ſie geſehen zu haben. Sie lieben ſie, wie Luzifer die Madonna; ſolche Liebe kann ich wohl begreifen. Wie ſeelenvoll wiſſen Sie im Liede alles zu erheben und zur Harmonie zu ſtimmen! Ich danke Ihnen für die Elegie: könnte ich doch Emma ſehen, wie würde ich ſie lieben.

Wir ſind alle geſund, ſeit langem ein ſeltener Fall. Wir haben ein liebes Kind zu uns genommen, Marie bringt etwas mehr Leben in unſeren Kreis und ich genieße die Gegenwart, ohne mich um die Zukunft zu kümmern. Sonſt dachte ich immer, wenn ich mich recht glücklich fühlte: wie lang kann das dauern? Und die Sorge trog mich nicht, denn die höchſte Freude und der tiefſte Schmerz grenzen ſo nahe aneinander, daß ſie nur einen Ausdruck haben: Tränen! Wären Sie nur eben ſo ruhig und zufrieden! Das allein kann mich bekümmern: der Ausdruck Ihres Bildes, mein Freund! zeugt nicht von Heiterkeit.

Ich leſe gewöhnlich abends Weltgeſchichte von Rotteck; wenn die andern zu Bette ſind, ein paar Stunden, den Tag über hab ich wenig Zeit und dann ſtört mich immer Marie mit ihrem Geplauder; denn ſie lacht und ſchwätzt den ganzen Tag.

Vor einiger Zeit habe ich einen Bericht über den Tod des Dr. Bürſtenbinder auf dem Ötztalerfern geleſen. Nur ſelten hat mich etwas ſo ergriffen, wie dieſe einfache Erzählung und das Betragen dieſer Bauern. Einige Fräulein waren ſehr erſtaunt, wie

man von so was sprechen könne. Sie haben gar keine Vorstellung, wie unser Umgang hier beschaffen ist! Dafür habe ich aber auch den Vorteil, manches tun zu können, was sich andere nicht getrauen würden. Niemand wird etwas sagen, wenn man mir oder Mathilden auf einsamen Wegen begegnet und ich brauche nie Anstand zu nehmen, jemand zu verteidigen, weil man denken könnte, ich dächte ebenso. So kann ich hier tun, was ich will, und das ist schon etwas wert.

Aurora gehört zu Memnon und sie konnte mir daher nicht fremdartig erscheinen.

Die Sturmesode hat mir einen recht freudigen Eindruck gemacht. Ihre neueren Dichtungen haben eine von der früheren gänzlich verschiedene Richtung. Es ist groß, das Unvergängliche im Vergänglichen verklären zu können. Die Sturmesode ist eine stolze Siegeshymne. Der Dichter darf wohl seinen Kranz in die Sterne versetzen und stolz im Bewußtsein ewiger Jugend dem Sturme trotzen, der alles Irdische beugt und zerstört.

Ernst läßt Sie aus Schemnitz grüßen. Die jungen Tiroler geben dort eine Zeitschrift heraus und lassen Sie um einige Beiträge bitten.

Auch Viktoria hat mir geschrieben. Gegenwärtig geht ihr ganzes Sinnen und Trachten nach Geld, weil sie sich ein Häuschen am See kaufen wollen, dann sollte ich mit ihr dort wohnen. Das wäre allerdings recht schön.

Gott segne Sie.

Cornelie.

* * *

Adalbert Stifter gab in Emmas Hause Privatstunden; sie unterrichtete er in Algebra und Geometrie; ich erinnere mich noch, wie sie bei mancher Gleichung mit x und y den Bleistift zernagte. Die Kinder sollten zu Weihnachten ein Stück aufführen, als Stoff wählte er den Prinzenraub des Kunz von Kaufungen. Der erste Akt wurde fertig, im zweiten blieb er stecken; alles geriet so weitläufig, daß die Kinder beim Lernen verzweifelten. Da legte er mir die Blätter auf den Tisch, ich solle sehen wie ich es mache. Da mußte ich sehr viel streichen und leimte einen passenden Schluß an. Weil ich in meinem Leichsinn damals nichts aufbewahrte, ging auch, wie so vieles anderes, dieses Manuskript verloren, das ich als Andenken gern noch einmal durchblättern und dann ins Feuer werfen möchte. Schade, nicht wahr? Dies wäre doch ein schöner Nachtrag zur deutschen Literaturgeschichte!

Ich habe mit Stifter viel verkehrt und brachte ihn in einer Abendgesellschaft einmal sogar zum Tanzen. — Das gab Spaß genug. Wie oft predigte er mit ruhiger, stiller Weisheit, ich solle nicht so heftig sein und meine Leidenschaft zähmen, so manches goldene Wort flocht er ein: Er warnte mich vor den Weibern, edle brave Männer habe er öfters getroffen, viel seltener edle Frauen!

Das war in den Wind geredet; es muß jeder an sich und durch sich erfahren:

„παθηματα μαθηματα.“

Als seine „Studien“ erschienen, erzählte ich ihm von einer Kritik in der Augsb. allg. Ztg., die ich eben gelesen hatte: Sie wurden mit Lilien verglichen. Da strich

er lächelnd mit der flachen Hand über den dicken Bauch und ſagte: „Nu, nu! wenn dieſer Rezenſent erſt ſähe, was die Lilien für einen dicken Stengel haben!“

Wie Fr. Nietzſche mit Recht hervorhob, gehören ſeine Werke, beſonders der „Nachſommer“, zu den klaſſiſchen Schätzen der deutſchen Literatur, ſie werden bleiben und übergehen in beſſere Zeiten, wo der Sinn für echte Poeſie wieder mächtiger wird.

* * *

An Cornelie.

Geſtern war Chriſtabend. Die Kinder führten ein Stück auf: „Kunz von Kaufungen“. Wiſſen Sie, wer es verfaßt hat? Den erſten Akt und die Hälfte des zweiten A. Stifter, der in das Haus kommt; den Reſt ich, weil er nicht fertig wurde und es ihm verleidete. Da hier wacker gerauft wird, ſo habe ich einen Knaben und ein Mädchen, welche den guten und böſen Ritter vorſtellen ſollten, im Fechten eingeübt, damit alles kunſtmäßig gehe. Als es nun zur Darſtellung kam, ging ein Hieb trotz der Parade fehl. Das getroffene Mädchen nahm das Schwert in die linke Hand, blies eine Weile auf die ſchmerzende Rechte und focht dann unter allgemeinem Gelächter weiter. Ich war Direktor und Souffleur und wurde ſchließlich aus meiner Höhle emporgeklatſcht.

Eine Stelle des Stückes will ich Ihnen beiſetzen. „Und Augen hat ſie ſo tief und herzinnig, daß man für immer Blick in Blick ſenken möchte, wer aber einmal in die Augen eines Engels geſchaut hat, empfindet

ſchmerzliche Sehnſucht, ihnen wieder zu begegnen, als läge der Himmel in ihrem Grunde.“ Stifter hatte übrigens recht, wenn er mir nachträglich ſagte: das ſei ein Lappen an unrechter Stelle aufgeflickt.

Zum Chriſtgeſchenk erhielt ich eine geſtickte Brieftaſche. Wiſſen Sie was das bedeutet? Daß Sie mir bald und viel ſchreiben ſollen, damit ich etwas hineinlegen kann.

Emma ſchickt Ihnen alle Sterne zum Gruß. Da ich armſeliger Poet aber einige dieſer Himmelslichter als Transparentlampen für meine Reime benötige, ſo bitte ich das ja nicht buchſtäblich zu nehmen, ſondern mir allergnädigſt droben einige Ampeln ſtehen zu laſſen. Gute Nacht!

Jetzt ſind Weihnachtsferien. Die Arbeit im Spital läuft aber fort. Einige Zeit verwende ich auf Kunſtſtudien. Säßen Sie bei mir am Ofen, ſo würden wir uns an einer Reihe Kupferſtichen nach Raphaels Loggien erfreuen. Das wäre was!

Aber auch Dürer vernachläſſige ich nicht. Er hat etwas von der Weiſe alter Patriarchen, ſchlicht und einfach; dann aber wieder wie ein Prophet tiefſinnig und bewegt. Man meint, er habe mit dem Herrn geredet und ſuche nun ſeinen deutſchen Landsleuten in der Mutterſprache alles an das Herz zu legen. Da iſt ein Kupferſtich: „Die Melancholie“, auf dieſem Blatt hat Dürer ſeine Muſe gezeichnet; da ſind ein paar Holzſchnitte: Einſiedler im Walde; es weht einem friſcher Tannengeruch entgegen.

Zu ein paar Liedern hab' ich angeſetzt — abends; in der Frühe war aber das Zeug ſo katerlich, daß ich

es in Fetzen riß. Ich habe mich vor mir selbst geschämt, aber die Sentimentalität muß irgendwie hinaus. Niemand macht mir mehr Verdruß, als ich mir selber und ich verdien' es redlich, wenn ich mich selbst auslache. Zum Glück kann ich das, ist's auch manchmal etwas bitter! Seien Sie nicht so töricht, wie ich!

Glückauf zum neuen Jahre.

Wien, 29. Dezember 1845.

Ihr Pichler.

* * *

In diesem Jahr erschien zu Wien ein „Album zum Besten der durch die Überschwemmung im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien bei Strauß". Ich gab unter dem Namen Adolf Erlen eine Erzählung, welche später mit der Aufschrift „Schuldig" im Phönix zu Innsbruck erschien. Witthauers Wochenschrift enthält von mir die Novelle „Der Bettelstudent", ebenso das Album von G. Seidl, die Aurora ein oder zwei Erzählungen. Diese Dinge besitze ich nicht mehr. Erwähnen will ich noch, daß die Aurora oder Iduna Gedichte von Adolf Purtscher bringt.

Eine Erzählung: „Der Doktor von Verona" gab ich etwa 1846 oder 1847 in ein Blatt, welches, wenn ich mich recht entsinne, Andreas Schuhmacher redigierte. Abgedruckt wurde sie 1866 im 2. Band der „Dorflinde" zu Bruneck: die einzige, wo ich eine historische Ferne zu schildern versuchte und einen ganz gewöhnlichen Beitrag für einen Damenalmanach lieferte.

* * *

Cornelie an mich.

Ruhe und Frieden ſind ſchöne Dinge; das fühlt man zumeiſt, wenn man ſie nicht hat. Ich ſtrebe auch immer und aus allen Kräften danach; doch ſtreben heißt nicht beſitzen. Haben wir denn ſo wenig Macht über uns ſelbſt? Ich weiß wohl, was mir angewieſen iſt, ich kenne die Grenzen, in die ich gebannt bin und doch gehe ich, in meinen Wünſchen wenigſtens, gar oft darüber hinaus. Ein ſeltſames Gefühl beengt mich immer, wenn ich unter vielen Menſchen bin. Es zieht mich hin; ich möchte mich ihnen nähern, aber da iſt mir's wie manchmal im Traum; ich möchte reden, die Stimme verſagt mir; ich will die Hand ausſtrecken und kann mich nicht rühren. Wie glücklich ſind doch die Kinder, die ſich überall ſo leicht anſchließen! Manchmal kommen mir lebhafte Erinnerungen aus meiner Kindheit vor die Seele; das iſt wohl eigentlich die glücklichſte Zeit, wenigſtens bezahlen wir da unſre Freuden nicht ſo teuer wie ſpäter. Ich zwar war zugleich ſehr leidenſchaftlich und ſehr verſchloſſen und deshalb immer von Eiferſucht gequält; erſt ſpäter legte ich nach und nach dieſe Torheiten ab; ich weiß aber, wie viele Tränen ſie mich koſteten. Einmal war bei meinem Vater ein Offizier einquartiert, der Mathilden beſonders liebte, ſie immer herumführte und ſein Schweſterchen nannte. Ich weiß nicht, weshalb ich ihn ſo lieb gewann; ich konnte ſtundenlang neben ihm ſtehen, um ihn anzuſehen oder ſprechen zu hören, aber er redete nie mit mir. So ging's mir immer und natürlich betrübte mich dies ſehr. Jetzt denke ich

gar oft an dergleichen Begebenheiten und lächle darüber.

Grüßen Sie mir Emma. Sie hat ganz recht, mich an die Sterne zu weisen. Wenn ich abends im Freien bin und sie blinken nach und nach hervor, schaue ich sie an und denke, vielleicht blickt Emma auch hinauf und da ist mir's dann, als wären wir uns nahe. Neulich träumte mir auch viel von ihr, bis mich die Mutter rief und ich erwachte.

Die Stelle von den Engelsaugen wird wohl zu erraten sein, denke ich; ernstlich wünsche ich aber, Emma möge wirklich Kind sein und die Worte: „Kinder sehen alles anders" bewähren. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß mich die Stimmung Ihres letzten Briefes betrübte. Sie war bitter und ungerecht. Liebe finden wir immer, sehen Sie nur um sich! — Ich möchte gern schwesterlich mit Ihnen zanken, darf ich denn nicht? Ich glaube, ich habe einiges Recht dazu. Ich bitte Sie, lachen Sie nicht mehr in solchen Augenblicken, ich kann es nicht vertragen. Schreiben Sie mir darüber, so viel Sie wollen, aber nichts wie Sie sagen: Spaßhaftes. Wir haben wohl alle manchmal solche Stimmungen, ich will es nur gestehen, und wenn's mir zu stark wird, löst es sich in Tränen auf; bei Ihnen aber verschmilzt es in Harmonie schön und beruhigend.

Was Sie mir über Kunstwerke schreiben, ist mir ganz klar, und ich habe Ihre Darstellung des Bildes Raphaels wohl verstanden. Ja, wer auch nur einmal Gott geschaut hat, gehört der Erde nicht mehr an, er muß stets aufwärts nach ihm den Blick richten. Hier sehe ich nichts solches, dafür lese ich gegenwärtig den

Götz von Berlichingen. Ich wollte, ich könnte Ihnen den Eindruck beschreiben, den solche Meisterwerke auf mich machen! Von jeher fühlte ich das Gute und Schöne lebhaft; ich glaube, der Geschmack ist das einzige Talent, das ich besitze, aber zum ersten Male als ich Shakespeares Schauspiele las, fühlte ich diesen hellen bleibenden Eindruck, der mich über das Leben und seine beengenden Verhältnisse weghob. Diese Stimmung bleibend zu erhalten, wäre das schönste Glück: da bin ich eins mit mir und Gott, auch hoffe ich und strebe danach, aber alles, was ich erlebte, erinnert mich an die Worte, die Sie mir einst sagten: „Frauen sind nicht gemacht, dem Leben mit einem Griff sein Geheimnis zu entreißen; ihnen muß die goldene Frucht der Hesperiden langsam reifen."

Der Brief Viktorias, den ich bereits erwähnt, enthielt viel Freundliches und Vertrauliches von ihren Wünschen, Hoffnungen, Plänen, auch hat er mir bewiesen, daß sie mich genauer kenne, als sonst irgend jemand, daß wir vieles miteinander gemein haben und daß wir doch nie mehr zusammen passen würden. Zeit und Verhältnisse haben uns mehr getrennt, als die Entfernung vermag.

Nun ist's aber sehr spät, meine Augen mahnen mich zu schließen. Mama und Mathilde senden Ihnen viel herzliche Grüße.

Nicht wahr, Gedichte zerreißen Sie nicht mehr? Wär' es nicht besser, Sie ließen endlich einige drucken?

Grüßen Sie mir Emma. Gute Nacht!

Cornelie.

An Cornelie.

Schon mehrmals ergriff ich die Feder, legte sie aber wieder beiseite, weil ich so gar nichts Briefwertes wußte. Ich sitze in meinem Lebensschifflein und habe die Hände in den Schoß gelegt; es gleitet ohne Ruderschlag fort, ohne daß ich das Ziel weiß.

Heute, Faschingssonntag, habe ich mit meinen Landsleuten ein großes Konzert besucht. Das war etwas! So etwas hört man in Tirol freilich nicht; aber ich muß mich jedes Urteiles enthalten, weil ich zu wenig geübt bin, lange und verwickelte Tonreihen aufzufassen. Purtscher hat einige urtirolische Lieder gemacht, Sie lesen sie vielleicht neben jener Novelle von mir in einem Album Seidls, der uns Tirolerbuben als poetische Rekruten pressen will. Übrigens macht mir die Schriftstellerei wenig Sorge. Ergreift mich ein Stoff, gut; schreiben um zu schreiben werd' ich nie. Unsere Literatur kränkelt ohnehin daran, daß sie ein Gewerbe wurde; die Leute leben davon und müssen sich, um zu leben, überreizen oder nach dem Leisten arbeiten. Soll man auch unsern Buchhändlern nichts schenken, so ist doch in gewisser Beziehung das Honorar für manche Leute, die weit besser Schuster oder Pfannenflicker geworden wären und für die Literatur, die sie verpfuschen, ein Unglück. Wir leiden an den Literaten. — Lasen Sie etwas von Platen? Er ist der Meister poetischer Technik; schade, daß ich ihn nicht früher kennen lernte. Seine Hymnen sind allerdings gewagt, wenn man an Pindar denkt und er hat sich von diesem auch nicht emanzipiert, trotzdem er die Drei-

gliederung des Strophenbaues nicht versuchte. Seine Lustspiele sind abstrakte Kunstwerke, was soll Aristophanes in Deutschland, wo jeder Hofrat den Poeten einsperren lassen kann, der vor ihm nicht die Kappe zieht. Was soll auch all der schofle Literaturklatsch in klassischen Anapästen? Der Trimeter taugt auch nicht überall für den Fünffüßler. Er ist zu getragen für unsern Dialog und auch hier zeigt sich, daß man die Griechen studieren, aber nicht nachahmen soll.

Emma gab mir nach dem Ball zwei Hyazinthenknospen aus ihrem Kranz als Frühlingsgruß für Sie und Mathilde. Nun — da sind sie und ein kleines Lied:

Vorfrühling.

„Ein leises Frühlingsahnen weht."

Damit die Fracht schwerer wird, lege ich für Mathilden noch das Volkslied von Mendelssohn bei, für Sie den Ödip auf Colonos.

Vorgestern hätte ein gefährlicher Sturz meinem Leben bald ein Ende gemacht. Es lag alles auf der Messerscheide; ich kam jedoch glücklich mit einer tüchtigen Kontusion davon, deren Nachwirkung die kalten Überschläge wohl heben werden.

Wien, 26. Februar 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Mein Freund! Sie aus einer großen Gefahr gerettet zu wissen, erfüllt mich mit der größten Freude. Gott sei dafür gelobt! Muß ich mich jetzt nicht hundert-

fach der wiedererwachenden Natur freuen, wenn ich daran denke, daß Sie uns allen erhalten, auf das neue geschenkt seien. Jetzt fühle ich, wie wahr der Ausspruch ist: „Darin liegt die Beruhigung, daß man den Menschen am Leben weiß, wenn man auch noch so entfernt voneinander lebt."

Um eines bitte ich Sie: daß Sie mir recht bald schreiben, alles genau erzählen und mir Nachricht geben, wie Sie sich jetzt befinden, ob Sie auch, wie ich es wünsche und hoffe, gar keine üblen Folgen spüren; ich wäre sonst immer in Sorgen.

Mein Brief ist unterbrochen worden und einige Tage liegen geblieben, weil unsere kleine Marie bedenklich krank war, jetzt ist sie wieder besser und ich nehme das Blatt wieder vor, um es heute zu vollenden.

Ich danke Ihnen herzlich für alles Übersandte; das Volkslied ist recht schön, einfach und ansprechend; Mathilde wird Ihnen selbst dafür danken. Die Rezension der Frühlieder von Gabriel Seidl ist im allgemeinen sehr günstig, nur Gilm und Schnell kommen ziemlich übel dabei zu. Mir gefallen die Gedichte von Gilm vor allen und noch besser als die von Purtscher, doch freue ich mich auch darauf, von diesem etwas Neues kennen zu lernen.

Auf Ihre Novelle bin ich sehr begierig. Sie mögen immerhin darüber lächeln, aber ich meine, es könne Sie niemand so gut kennen, solchen Anteil an Ihnen nehmen, wie ich. Was Sie leisten, kann jedermann schätzen, aber ich weiß, was Sie sind.

Für die Mitteilung der Gedichte danke ich Ihnen auch. In den meisten neueren, Emma gewidmeten,

ſchmerzliche Sehnſucht, ihnen wieder zu begegnen, als läge der Himmel in ihrem Grunde.“ Stifter hatte übrigens recht, wenn er mir nachträglich ſagte: das ſei ein Lappen an unrechter Stelle aufgeflickt.

Zum Chriſtgeſchenk erhielt ich eine geſtickte Briefta ſche. Wiſſen Sie was das bedeutet? Daß Sie mir bald und viel ſchreiben ſollen, damit ich etwas hineinlegen kann.

Emma ſchickt Ihnen alle Sterne zum Gruß. Da ich armſeliger Poet aber einige dieſer Himmelslichter als Transparentlampen für meine Reime benötige, ſo bitte ich das ja nicht buchſtäblich zu nehmen, ſondern mir allergnädigſt droben einige Ampeln ſtehen zu laſſen. Gute Nacht!

Jetzt ſind Weihnachtsferien. Die Arbeit im Spital läuft aber fort. Einige Zeit verwende ich auf Kunſtſtudien. Säßen Sie bei mir am Ofen, ſo würden wir uns an einer Reihe Kupferſtichen nach Raphaels Loggien erfreuen. Das wäre was!

Aber auch Dürer vernachläſſige ich nicht. Er hat etwas von der Weiſe alter Patriarchen, ſchlicht und einfach; dann aber wieder wie ein Prophet tiefſinnig und bewegt. Man meint, er habe mit dem Herrn geredet und ſuche nun ſeinen deutſchen Landsleuten in der Mutterſprache alles an das Herz zu legen. Da iſt ein Kupferſtich: „Die Melancholie“, auf dieſem Blatt hat Dürer ſeine Muſe gezeichnet; da ſind ein paar Holzſchnitte: Einſiedler im Walde; es weht einem friſcher Tannengeruch entgegen.

Zu ein paar Liedern hab' ich angeſetzt — abends; in der Frühe war aber das Zeug ſo katerlich, daß ich

es in Fetzen riß. Ich habe mich vor mir selbst geschämt, aber die Sentimentalität muß irgendwie hinaus. Niemand macht mir mehr Verdruß, als ich mir selber und ich verdien' es redlich, wenn ich mich selbst auslache. Zum Glück kann ich das, ist's auch manchmal etwas bitter! Seien Sie nicht so töricht, wie ich!

Glückauf zum neuen Jahre.

Wien, 29. Dezember 1845.

Ihr Pichler.

* * *

In diesem Jahr erschien zu Wien ein „Album zum Besten der durch die Überschwemmung im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien bei Strauß". Ich gab unter dem Namen Adolf Erlen eine Erzählung, welche später mit der Aufschrift „Schuldig" im Phönix zu Innsbruck erschien. Witthauers Wochenschrift enthält von mir die Novelle „Der Bettelstudent", ebenso das Album von G. Seidl, die Aurora ein oder zwei Erzählungen. Diese Dinge besitze ich nicht mehr. Erwähnen will ich noch, daß die Aurora oder Iduna Gedichte von Adolf Purtscher bringt.

Eine Erzählung: „Der Doktor von Verona" gab ich etwa 1846 oder 1847 in ein Blatt, welches, wenn ich mich recht entsinne, Andreas Schuhmacher redigierte. Abgedruckt wurde sie 1866 im 2. Band der „Dorflinde" zu Bruneck: die einzige, wo ich eine historische Ferne zu schildern versuchte und einen ganz gewöhnlichen Beitrag für einen Damenalmanach lieferte.

* * *

Cornelie an mich.

Ruhe und Frieden ſind ſchöne Dinge; das fühlt man zumeiſt, wenn man ſie nicht hat. Ich ſtrebe auch immer und aus allen Kräften danach; doch ſtreben heißt nicht beſitzen. Haben wir denn ſo wenig Macht über uns ſelbſt? Ich weiß wohl, was mir angewieſen iſt, ich kenne die Grenzen, in die ich gebannt bin und doch gehe ich, in meinen Wünſchen wenigſtens, gar oft darüber hinaus. Ein ſeltſames Gefühl beengt mich immer, wenn ich unter vielen Menſchen bin. Es zieht mich hin; ich möchte mich ihnen nähern, aber da iſt mir's wie manchmal im Traum; ich möchte reden, die Stimme verſagt mir; ich will die Hand ausſtrecken und kann mich nicht rühren. Wie glücklich ſind doch die Kinder, die ſich überall ſo leicht anſchließen! Manchmal kommen mir lebhafte Erinnerungen aus meiner Kindheit vor die Seele; das iſt wohl eigentlich die glücklichſte Zeit, wenigſtens bezahlen wir da unſre Freuden nicht ſo teuer wie ſpäter. Ich zwar war zugleich ſehr leidenſchaftlich und ſehr verſchloſſen und deshalb immer von Eiferſucht gequält; erſt ſpäter legte ich nach und nach dieſe Torheiten ab; ich weiß aber, wie viele Tränen ſie mich koſteten. Einmal war bei meinem Vater ein Offizier einquartiert, der Mathilden beſonders liebte, ſie immer herumführte und ſein Schweſterchen nannte. Ich weiß nicht, weshalb ich ihn ſo lieb gewann; ich konnte ſtundenlang neben ihm ſtehen, um ihn anzuſehen oder ſprechen zu hören, aber er redete nie mit mir. So ging's mir immer und natürlich betrübte mich dies ſehr. Jetzt denke ich

gar oft an dergleichen Begebenheiten und lächle darüber.

Grüßen Sie mir Emma. Sie hat ganz recht, mich an die Sterne zu weisen. Wenn ich abends im Freien bin und sie blinken nach und nach hervor, schaue ich sie an und denke, vielleicht blickt Emma auch hinauf und da ist mir's dann, als wären wir uns nahe. Neulich träumte mir auch viel von ihr, bis mich die Mutter rief und ich erwachte.

Die Stelle von den Engelsaugen wird wohl zu erraten sein, denke ich; ernstlich wünsche ich aber, Emma möge wirklich Kind sein und die Worte: „Kinder sehen alles anders" bewähren. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß mich die Stimmung Ihres letzten Briefes betrübte. Sie war bitter und ungerecht. Liebe finden wir immer, sehen Sie nur um sich! — Ich möchte gern schwesterlich mit Ihnen zanken, darf ich denn nicht? Ich glaube, ich habe einiges Recht dazu. Ich bitte Sie, lachen Sie nicht mehr in solchen Augenblicken, ich kann es nicht vertragen. Schreiben Sie mir darüber, so viel Sie wollen, aber nichts wie Sie sagen: Spaßhaftes. Wir haben wohl alle manchmal solche Stimmungen, ich will es nur gestehen, und wenn's mir zu stark wird, löst es sich in Tränen auf; bei Ihnen aber verschmilzt es in Harmonie schön und beruhigend.

Was Sie mir über Kunstwerke schreiben, ist mir ganz klar, und ich habe Ihre Darstellung des Bildes Raphaels wohl verstanden. Ja, wer auch nur einmal Gott geschaut hat, gehört der Erde nicht mehr an, er muß stets aufwärts nach ihm den Blick richten. Hier sehe ich nichts solches, dafür lese ich gegenwärtig den

Götz von Berlichingen. Ich wollte, ich könnte Ihnen den Eindruck beschreiben, den solche Meisterwerke auf mich machen! Von jeher fühlte ich das Gute und Schöne lebhaft; ich glaube, der Geschmack ist das einzige Talent, das ich besitze, aber zum ersten Male als ich Shakespeares Schauspiele las, fühlte ich diesen hellen bleibenden Eindruck, der mich über das Leben und seine beengenden Verhältnisse weghob. Diese Stimmung bleibend zu erhalten, wäre das schönste Glück: da bin ich eins mit mir und Gott, auch hoffe ich und strebe danach, aber alles, was ich erlebte, erinnert mich an die Worte, die Sie mir einst sagten: „Frauen sind nicht gemacht, dem Leben mit einem Griff sein Geheimnis zu entreißen; ihnen muß die goldene Frucht der Hesperiden langsam reifen."

Der Brief Viktorias, den ich bereits erwähnt, enthielt viel Freundliches und Vertrauliches von ihren Wünschen, Hoffnungen, Plänen, auch hat er mir bewiesen, daß sie mich genauer kenne, als sonst irgend jemand, daß wir vieles miteinander gemein haben und daß wir doch nie mehr zusammen passen würden. Zeit und Verhältnisse haben uns mehr getrennt, als die Entfernung vermag.

Nun ist's aber sehr spät, meine Augen mahnen mich zu schließen. Mama und Mathilde senden Ihnen viel herzliche Grüße.

Nicht wahr, Gedichte zerreißen Sie nicht mehr? Wär' es nicht besser, Sie ließen endlich einige drucken?

Grüßen Sie mir Emma. Gute Nacht!

Cornelie.

An Cornelie.

Schon mehrmals ergriff ich die Feder, legte sie aber wieder beiseite, weil ich so gar nichts Briefwertes wußte. Ich sitze in meinem Lebensschifflein und habe die Hände in den Schoß gelegt; es gleitet ohne Ruderschlag fort, ohne daß ich das Ziel weiß.

Heute, Faschingssonntag, habe ich mit meinen Landsleuten ein großes Konzert besucht. Das war etwas! So etwas hört man in Tirol freilich nicht; aber ich muß mich jedes Urteiles enthalten, weil ich zu wenig geübt bin, lange und verwickelte Tonreihen aufzufassen. Purtscher hat einige urtirolische Lieder gemacht, Sie lesen sie vielleicht neben jener Novelle von mir in einem Album Seidls, der uns Tirolerbuben als poetische Rekruten pressen will. Übrigens macht mir die Schriftstellerei wenig Sorge. Ergreift mich ein Stoff, gut; schreiben um zu schreiben werd' ich nie. Unsere Literatur kränkelt ohnehin daran, daß sie ein Gewerbe wurde; die Leute leben davon und müssen sich, um zu leben, überreizen oder nach dem Leisten arbeiten. Soll man auch unsern Buchhändlern nichts schenken, so ist doch in gewisser Beziehung das Honorar für manche Leute, die weit besser Schuster oder Pfannenflicker geworden wären und für die Literatur, die sie verpfuschen, ein Unglück. Wir leiden an den Literaten. — Lasen Sie etwas von Platen? Er ist der Meister poetischer Technik; schade, daß ich ihn nicht früher kennen lernte. Seine Hymnen sind allerdings gewagt, wenn man an Pindar denkt und er hat sich von diesem auch nicht emanzipiert, trotzdem er die Drei-

gliederung des Strophenbaues nicht versuchte. Seine Lustspiele sind abstrakte Kunstwerke, was soll Aristophanes in Deutschland, wo jeder Hofrat den Poeten einsperren lassen kann, der vor ihm nicht die Kappe zieht. Was soll auch all der schofle Literaturklatsch in klassischen Anapästen? Der Trimeter taugt auch nicht überall für den Fünffüßler. Er ist zu getragen für unsern Dialog und auch hier zeigt sich, daß man die Griechen studieren, aber nicht nachahmen soll.

Emma gab mir nach dem Ball zwei Hyazinthenknospen aus ihrem Kranz als Frühlingsgruß für Sie und Mathilde. Nun — da sind sie und ein kleines Lied:

Vorfrühling.

„Ein leises Frühlingsahnen weht."

Damit die Fracht schwerer wird, lege ich für Mathilden noch das Volkslied von Mendelssohn bei, für Sie den Ödip auf Colonos.

Vorgestern hätte ein gefährlicher Sturz meinem Leben bald ein Ende gemacht. Es lag alles auf der Messerscheide; ich kam jedoch glücklich mit einer tüchtigen Kontusion davon, deren Nachwirkung die kalten Überschläge wohl heben werden.

Wien, 26. Februar 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Mein Freund! Sie aus einer großen Gefahr gerettet zu wissen, erfüllt mich mit der größten Freude. Gott sei dafür gelobt! Muß ich mich jetzt nicht hundert-

fach der wiedererwachenden Natur freuen, wenn ich daran denke, daß Sie uns allen erhalten, auf das neue geschenkt seien. Jetzt fühle ich, wie wahr der Ausspruch ist: „Darin liegt die Beruhigung, daß man den Menschen am Leben weiß, wenn man auch noch so entfernt voneinander lebt."

Um eines bitte ich Sie: daß Sie mir recht bald schreiben, alles genau erzählen und mir Nachricht geben, wie Sie sich jetzt befinden, ob Sie auch, wie ich es wünsche und hoffe, gar keine üblen Folgen spüren; ich wäre sonst immer in Sorgen.

Mein Brief ist unterbrochen worden und einige Tage liegen geblieben, weil unsere kleine Marie bedenklich krank war, jetzt ist sie wieder besser und ich nehme das Blatt wieder vor, um es heute zu vollenden.

Ich danke Ihnen herzlich für alles Übersandte; das Volkslied ist recht schön, einfach und ansprechend; Mathilde wird Ihnen selbst dafür danken. Die Rezension der Frühlieder von Gabriel Seidl ist im allgemeinen sehr günstig, nur Gilm und Schnell kommen ziemlich übel dabei zu. Mir gefallen die Gedichte von Gilm vor allen und noch besser als die von Purtscher, doch freue ich mich auch darauf, von diesem etwas Neues kennen zu lernen.

Auf Ihre Novelle bin ich sehr begierig. Sie mögen immerhin darüber lächeln, aber ich meine, es könne Sie niemand so gut kennen, solchen Anteil an Ihnen nehmen, wie ich. Was Sie leisten, kann jedermann schätzen, aber ich weiß, was Sie sind.

Für die Mitteilung der Gedichte danke ich Ihnen auch. In den meisten neueren, Emma gewidmeten,

Liedern ist mehr Musik der Sprache und das Wesen der Muse spiegelt sich auch in den Dichtungen. Richten Sie ihr viel, recht viel Herzliches aus.

Gute Nacht.

Cornelie.

An Cornelie.

Gestern empfing ich Ihren Brief und heute schon fragte mich Emma, ob ich angefangen habe, ihn zu beantworten. Sag' ich: „Das hat noch Zeit!" — so schilt sie mich aus und eine Freundin hilft wacker mit. Wie soll ich mich aus dem Kreuzfeuer retten?

Heute möchte ich um eine Gefälligkeit bitten: bestellen Sie die Beilage auf einer bairischen Post. In Österreich rettet man den Staat dadurch, daß man heimlich Briefe, die in das Ausland gehen, öffnet.

Sie kennen den Maler Fischbach? — Ich habe auf Stifters Empfehlung bei ihm ein Bild gesehen. „Schwärzer auf den Bergen." Das tut wohl auf all die Scheinheiligkeit der Nazarener.

Gegenwärtig nimmt mich die Spitalpraxis sehr in Anspruch. Ich behandle einen Lungenkranken. Einen Lehrling, roh und ungebildet, aber das Herz noch rein und kindlich. Mehrere Tage war er zwischen Tod und Leben. Eines Abends nun, wo der blaue Himmel gar so schön ins Zimmer schaute, sagte er zur Wärterin: „Ich möcht' den Frühling doch noch einmal sehen!" Er hob das matte Auge sehnsüchtig dem Glanz entgegen; als er müde zurücksank, bat er, man solle ihm doch wenigstens einige Blumen bringen. Es geschah. Er betrachtete sie eine Zeitlang und schlief dann ein.

Sie entglitten seiner Hand, so daß der Polster, auf dem er ruhte, ringsum damit bestreut war.

Ich habe ein Gedicht: „Das Kolosseum" fertig; es ist zu lang, um es abzuschreiben.

Für Mathilde den Marsch aus den „Ruinen von Korinth" von Beethoven, für Sie seine Biographie. Der Marsch ist sonnenhelle Musik; es ist als ob die Säulen klängen.

Emma hat Blumen angesät; die wollen aber nicht aufgehen. Ich necke sie dafür oft genug. Sie trug mir einen Gruß auf.

Ich sehe sie täglich; der Freude an ihrer Holdseligkeit mischt sich jetzt Wehmut bei. Zuerst war sie mir nur eine schöne Erscheinung; dann folgte ich ihr wie ein Schlafwandler seinem Gestirne ahnungslos, unbewußt; vor dem Rand des Abgrundes, in den mich die wachsende Leidenschaft gestürzt hätte, bin ich aufgewacht; ich sah mit Schrecken, daß sie mir nie gehören werde und raffte mich auf. Jetzt bin ich ihr gegenüber nicht ruhig aber gefaßt und betrachte es als hohen Gewinn, daß ich mich bezwungen, ohne ihr mein Geheimnis zu verraten. Doch befremdet mich eines: sie ist seit den letzten Wochen nicht mehr so unbefangen, wie früher; fast möcht' es mich betrüben, — betrüben? Wie töricht! —

Ich habe nichts zu hoffen und darf nun auch nicht besorgen, daß die Trennung, die doch einmal unabweisbar eintreten muß, ihr neuen Kummer bereite.

Warum wehleidig sein?

Wien, 12. April 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Für Ihre Sendung unſeren Dank. Den Brief habe ich geſtern am 7. Mai in Reichenhall beſtellt. Ich wünſchte nur, daß Sie öfter für uns ſolche Aufträge hätten; Reichenhall iſt ein freundliches Städtchen; mit uns waren ein paar Couſinen, von denen die eine jung, ſehr hübſch und fröhlich iſt; möchten Sie nicht dabei geweſen ſein? Wir wallfahrteten dann zur Ruine Karlſtein. Pepi iſt ein wenig ſchwärmeriſch und fragte, ob denn gar keine romantiſche Begebenheit von jener Burg bekannt ſei? Mathilde war gleich bereit zu erzählen; es war aber kein Wort wahr. Ich habe mich köſtlich unterhalten.

Heute habe ich wieder die Blätter geleſen, welche Sie einſt in Innsbruck für mich ſchrieben. Die erſten Worte, die meinen Blick auf etwas Höheres leiteten! Sie führten mich in eine andere Welt. Damals ahnte ich nur, jetzt verſtehe ich, was Sie mir ſagen wollten. Sie habe ich immer verſtanden, aber nicht allzeit Ihre Worte. Wären nur die drei Monate hinüber und wir zuſammen auf dem Mönchsberg. Ich zähle das ganze Jahr immer von jener Zeit.

Sie fragen, wie es mit der Weltgeſchichte ſteht? Da werden Sie mit der Antwort nicht ſehr zufrieden ſein; ich bin es ſelber nicht. Langſam, langſam bin ich beim Ende des römiſchen Kaiſerreiches angelangt. Für ein ſolches Studium ſind die Schritte eines Frauenzimmers zu kurz; ich habe auch wenig Zeit frei und ungeſtört.

Von Fiſchbach habe ich voriges Jahr drei Bilder

geſehen; die wiedergefundenen Kinder, die Fiſcherin und die Blumenzeit. Das letzte gefiel mir vorzüglich, es war ſo kräftig und wahr und doch ſo zart; ich meine, ich habe Ihnen ſchon einmal davon geſchrieben.

Ich werde ſehr oft unterbrochen, doch heute will ich mein Blatt fertig ſchreiben, um Sie nicht länger warten zu laſſen. Mathilde will auch noch einige Zeilen beilegen, obwohl Ihr Fluch in Erfüllung gegangen iſt und das Geſpenſt des zu ſchreibenden Briefes ſie vom Morgen bis zum Abend ängſtigt.

Eigentlich gibt es wenig zu berichten, unſer Lebenskreis iſt ſo beſchränkt und einförmig, daß ſich darüber faſt nichts ſagen läßt; ſelbſt was ſich in uns anders oder feſter geſtalten mag, entwickelt ſich unbemerkt nach und nach. Ich könnte Ihnen nicht einmal vorſchwärmen wie Emma, wenn ich auch geſtehe, daß es eine Zeit gab, wo ich auch gern träumte. Ich war damals noch ſehr jung, wuchs gänzlich einſam auf und las ſehr gern Romane; da war es wohl natürlich, daß ſie mir ein wenig den Kopf verrückten und ich meine Zeit mit Träumereien verdarb. Jetzt könnte ich wohl über die Zerrbilder lachen, mit denen meine Welt bevölkert war. Der Himmel fügte es aber gnädig, daß ich bald darauf mehr von der wirklichen Welt zu ſehen bekam und dann lernte ich Sie kennen, ſeit jener Zeit gab ich die Romane, Ideale und Träume auf. Sie leiteten mich auf das Weſentliche und wenn mich auch zuerſt ein Anflug von Ironie faſt kränkte, ſo mußte ich Ihnen im Stillen bald recht geben. Wollte ich gegenwärtig ſchwärmen, ſo wäre es für Seume; mögen ſeine Gedichte ſonſt hohen Wert haben oder nicht: ſeine Perſön-

lichkeit spricht mich mächtig an. Sie lächeln dazu, nicht wahr?

Sie haben Emma und den Frühling: schreiben Sie bald.

Sie sind nicht glücklich? — Ja Emma und den Frühling! Sie Waldmensch verstehen sich gar nicht einmal auf die Zeichen dieses Frühlings. Doch ich will schweigen; es kommt ja doch alles und Sie erzählen mir dann, wie jemand eine Quelle, die mächtig aus dem Gestein des Berges bricht, mit der Hand aufhalten wollte.

Ja seien Sie glücklich! Grüßen Sie Emma, sie möge Sie ans Schreiben erinnern.

Gott behüte Sie.

Cornelie.

An Sebastian Ruf.

Wie steht es denn mit Dir, lieber Wastele? Wahrscheinlich trinkst Du Dein Glasele, tröstest die „Gestörten" im Narrenhaus und foppst die „Gestörten" außer dem Narrenhaus.

Bist Du im Verkehr mit Brixen? — wie wird da jeder tüchtige Kopf vernagelt, damit er ohne Murren das Zeichen des Lammes trage! Jetzt greift der finstere ultramontane Geist aus Bayern herüber; die deutschen Esel merken nicht, daß die Franzosen dahinter stehen. Ich habe den Verkehr mit dem Hieropolis am Eisack fast aufgesteckt. Ist es wahr, daß man zu Innsbruck acht Handwerksburschen abfing, weil sie verdächtige Lieder sangen? — Der österreichische Geschäftsträger soll ja am Rhein die Grenzsperre beantragen, um die kommu-

nistischen Ideen abzuwehren? Die Herren gleichen der Schildwache im Hamlet, welche den Geist mit der massiven Hellebarde niederschlagen will. Dann soll die Liedertafel aus politischen Gründen aufgehoben sein?

Die Geschichten in Galizien. So faßt denn diesen nichtswürdigen polakischen Adel die Nemesis und läßt ihn durch seine Leibeigenen, deren Menschenrechte er 1830 nicht aussprechen wollte, niederschänden und niederwürgen. Mir fallen immer die furchtbaren Worte ein, welche Äschylos der Kassandra auf ihrem Todesgange in den Mund legt; nichts ist aber trauriger, als daß aus dem Gedächtnis der Menschen die Vergangenheit wie mit einem Schwamm weggewischt wird und sie blind dem Schicksal entgegentappen. Metternich, dieser loyale Hort der Legitimität und diese schnapsigen Mordbrenner!

Wenn irgendwo, tritt in der Geschichte der Gegensatz schroff und schneidend hervor: Das was *wird* und werden *soll*. Daran ist auch Christus gestorben.

Ich studiere fleißig praktische Medizin. Leider raubt mir die Sorge für den Unterhalt manche Zeit und das ermüdende Stundengeben erschwert mir den Besuch der Klinik. Ich tue, was ich kann und hoffe, es soll gehen. Meine übrigen Verhältnisse sind leidlich. Ab und zu lese ich wohl auch ein Kapitel von Hegels Geschichte der Philosophie, um hier nicht ganz zu vergessen, was ich so mühsam gelernt. Du studierst wohl noch Feuerbach und an Stoff zu Aphorismen fehlt es Dir wohl auch nicht. Zur Diskussion hast Du ja mit Flir und Schuler Gelegenheit und Deine schwarzen Brüder werden Dich wohl auch sonst in Übung halten.

Macht das Bogner Burgele noch Verſe? — Erotica würde ſie dem geſtrengen Onkel wohl nicht zeigen. Störe ſie ja nicht!

Übrigens hört man von Euch gar wenig; ſeid Ihr ſo brave Hausfrauen?

Schuler habe ich ſchon öfters gebeten, mir jenes Volkslied: „Innsbruck ich muß dich laſſen" zu ſenden; bringe die Sache in Anregung und grüß' alle!

Wien, 15. Mai 1846.

Dein

Pichler.

Sebaſtian Ruf an mich.

Du biſt ſo „mir nichts, dir nichts" von Innsbruck fortgegangen, ohne mir noch Gelegenheit zu geben, Dich umarmen zu können. Das hat mich etwas verſtimmt. — Du haſt mir verſprochen, die Überſendung der „Réflexions et Maximes" des La Rochefoucault zu beſorgen; allein auch dieſes haſt Du vergeſſen. Und das hat mich auch wieder verſtimmt. Du haſt ſo lange, ſo lange von Dir nichts hören laſſen — — und das hat mich auch wieder verſtimmt — uſw.

Und nun zur Beantwortung Deiner Fragen. Das Volkslied: „Innsbruck! ich muß dich laſſen", habe ich von Dr. Schuler trotz vieler Ermahnungen, nicht erhalten können. Du kennſt ſeine Natur. Man ärgert ſich, es iſt aber ärgerlich, daß man ſich ärgert. Man muß rein ſtumm werden, wie ein Fiſch.

In betreff der Kommuniſten hat es ſeine volle Richtigkeit. 14 arme Handwerker, die es gewagt zu ſagen: Wir ſind auch Menſchen wie ihr, wurden plötz-

lich ergriffen und eingekerkert. O die Bibel, die Bibel! die ist ein Volksbuch! Erst jetzt sehe ich ein, warum man sie dem Volke so lange entzogen! „Liebe den Nächsten, wie dich selber!“ Miß nach diesem Maßstab die reichen Christen. Lieben sie sich nicht alle samt und sonders mehr als den Nächsten? Aus der Apostelgeschichte wird häufig der Text angeführt: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.“ Allein man führt nur die eine Hälfte des Textes an, die andre wird übergangen: „auch sagte nicht einer von etwas, das ihm gehöre: daß es sein sei, denn sie hatten alles in gemein“. Kap. 4. 32.

Der Besitz ist immer exklusiver Natur. Was ich besitze, kann ein anderer nicht besitzen, was ich mir zueigne, wird dem andern entzogen. Man lebt nur auf Kosten anderer. Bin ich reich, so ist der andere arm. Denn was ich zu viel habe, hat ein anderer zu wenig. Der Arbeiter „ist seines Lohnes wert“; er soll die Früchte seiner Arbeit genießen; allein es ist umgekehrt. Der Arbeiter darbt, der andere genießt. Der Reiche frißt und feiert sich krank, der Arme hungert und arbeitet sich krank. Es sollen aber alle gesund sein. In einem wahren Staate ist — „alles gemein“; der wahre Staat ist eine „Gemeinde“. Die Rechte einzelner sind immer Vorrechte. Vorrechte aber sind nur Beeinträchtigungen anderer. Das Vorrecht ist der Feind des Rechtes. Das Interesse aller soll bezweckt werden: nicht das Interesse einzelner auf Kosten der übrigen. Jeder soll seine Bestimmung erreichen können; soll sich zu dem entfalten können, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Nur das Interesse aller ist auch das Interesse

jedes einzelnen. O, wenn die Armen es einmal nicht mehr erlaubten, daß es Reiche gebe! Doch genug hiervon!

Die Liedertafel ist eingegangen. Du weißt, wie Professor Heidegger von jeher dagegen protestierte. Es ist ihm gelungen. Die Zeiten sind schlecht, lieber Freund! Man geht mit Gewalt darauf los, die Jugend zu korrumpieren. Man rühmt immer die Kraft des Glaubens, selten die Kraft des Wissens. Aber schaut David und Salomon an, wie sie winseln und klagen! Schaut Spinoza und Goethe an, wie herrlich sie dastehen!

Schau sie nur an, wie sie sind: sie scheuen sich zu leben und scheuen sich zu sterben. Nur mit „Furcht und Zittern" suchen sie ihr Heil! Sie dienen Gott und vernachlässigen den Menschen, sie wissen es nicht, daß man nur dann Gott dient, wenn man den Menschen dient. Sie dienen den Menschen nicht, weil ihnen das zu lästig ist. Sie dienen nur Gott, weil ihnen selbst damit gedient ist.

Seit dem Herbste habe ich Saphir nichts mehr gegeben. Ich habe Deinem Rat gefolgt. Dagegen sende ich jetzt vieles nach Deutschland hinaus, wo es mit Freuden aufgenommen wird. Ich habe auch einen längeren Aufsatz ad vocem philosophia geschrieben, den ich Dir gerne zusenden möchte. Ich glaube wir werden übereinstimmen. — Schreib mir bald wieder!

Hall, 27. Mai 1846.

Dein

Sebastian.

An Cornelie.

Wenig Neues! Ich wollte eigentlich nur für die Bestellung meines Briefes danken. Meine Arbeiten sind meist Handwerk, was Sie kaum interessiert. Wenn nur nicht immer das Gerede von Wissenschaft dabei wäre!

Sie schrieben von einer reizenden Cousine. Die muß ich freilich sehen. Ich erzählte das Emma. Sie zog ein schiefes Mäulchen, lachte dann, trällerte ein Liedchen und lief davon.

Sie lesen Seume? Er war ein großer Dichter, aber ein fester Mann. Unsere Jugend könnte ihn zum Muster nehmen.

Unter meinen Aphorismen habe ich eine gefunden, welche Sie vielleicht zum Nachdenken veranlaßt:

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe."

Wien, 29. Mai 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ja die Cousine! Die ist nicht nur manchmal schwärmerisch, sondern alles was man wünscht, besonders nach ihrem beliebten Ausdruck südlich. Sie und Viktoria konnten einander nicht ausstehen, es war aber auch der entschiedenste Gegensatz der Naturen. Im Umgang ist sie sehr angenehm, sehr heiter und so soll es nicht an Unterhaltung fehlen. Emmas schiefes Mäulchen hätte ich gern gesehen; Sie Blinder mit offenen Augen, haben Sie das verdient?

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe.“ Sagen Sie lieber: Mit dem Leiden! Bis dahin vertändeln wir unser Leben mit nichts, was können wir anderes? Ich weiß schon, Sie werden dagegen vieles einzuwenden haben, aber wären Sie gestern abends hier gewesen, Sie würden mit mir einverstanden sein. Wir hatten Besuch und da wurde denn aller Kummer und Schmerz, den wir zu ertragen haben, zergliedert. Ich kann solche Gespräche nicht leiden und gebe mich dann gern etwas leichtsinnig. Es ist immer ein unangenehmes Gefühl, das was wir selbst schwer tragen, uns von andern erzählen zu hören, wenn wir diese zu wenig achten, um ihnen unser Inneres aufzuschließen, aber peinlich wird es, wenn wir zugleich fühlen, daß ein drittes schwer dadurch verletzt wird. So ging es mir gestern.

Ich wollte, ich lebte auf dem Lande, einsam mit einer ruhigen, gleichmäßigen Beschäftigung, das kann ich mir noch wünschen und warum sollte mir nicht auch ein Wunsch erfüllt werden? Ich fordere ja nichts Unmögliches. Vor einiger Zeit sah ich auf dem Mönchsberg ein Landhaus, das wäre ein Genuß da zu wohnen; es heißt das Johannisschlößchen. Wenn Sie herauf kommen, muß ich es Ihnen doch zeigen.

Wann kommen Sie?

Cornelie.

An Cornelie.

Von Emma setze ich Ihnen gleich anfangs einen Gruß her; ein mehr lästiger als bedeutender Zufall hält

ſie in das Zimmer gebannt; es hat nämlich beim Teemachen die Spiritusflamme ihren Vorderarm verbrannt, ſo daß ſie auch jetzt noch Eisumſchläge dulden muß.

Über meine Stimmung gebe ein Lied Aufſchluß, den Anlaß bot die Wirklichkeit genau ſo wie es die zwei erſten Strophen angaben. Die Schlußwendung wurde von mir beim Anklingen der Gläſer gedacht.

Nach Salzburg komme ich ganz beſtimmt, im Juli jedoch kaum mehr.

Toaſt.

„Es blinken unter Blumen Becher."

Wien, 8. Juli 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Mit dieſen Zeilen empfehle ich Ihnen eine Freundin Emmas; ein gar gutes, artiges Mädchen, deſſen Bekanntſchaft Ihnen gewiß Freude machen wird. Sie war eine der zwei, welche in meinem Gedicht den Toaſt ausbringen.

Emma befindet ſich gegenwärtig zu Pirawart. Die Mutter bedurfte eines Bades und ſo zog die ganze Familie mit. Ich bin auf einige Wochen hingereiſt, um meinen Schüler für das Gymnaſium vorzubereiten. Die Gegend iſt ſehr einförmig, das Volk hat wenig Phyſiognomie, ſo beſchäftigte ich mich in einſamen Stunden damit, aus den Runſen der Hügel Verſteinerungen zu klauben, die hier maſſenhaft vorkommen.

Ich habe nach manchem Schwanken den Entſchluß gefaßt, mich aus dem Hauſe zurückzuziehen. Setze ich die Lektionen fort, ſo bin ich in meinen mediziniſchen Studien gehemmt. Ich muß fertig werden! mir iſt wie einem Schwimmer, der mit aller Kraft dem Ufer zuſtrebend von feindlichen Winden mehr und mehr in die Ferne getrieben wird, weil ihm der Arm gebunden iſt, mit deſſen Hilfe er allein den Widerſtand überwinden könnte.

Dann mein Verhältnis zu Emma! Ich habe meine Leidenſchaft tapfer niedergekämpft; kaum bin ich jetzt meiner Herr geworden, ſo ſcheint in ihr die Liebe zu erwachen, ſo daß uns die Leute bereits als zuſammengehörig betrachten. Ich habe mich gegen ſie nie erklärt und ſie iſt zu unerfahren, mich zu durchſchauen. Wie ſoll ich länger in ihrer Gegenwart aushalten? Urteilen Sie ſelbſt!

Aber warum denn nicht? Möchte man mir einwerfen. Ich habe allerdings Ausſicht, in längſtens zwei Jahren ſelbſtändig zu werden; würden jedoch ihre Eltern, namentlich die Mutter, ein Verhältnis ihrer Tochter mit einem Manne dulden, der vorläufig weder Amt noch Titel hat und ihr Haus als Lehrer betrat? Um ſo weniger, da ſie ja bereits einen vermögenden Landwirt aus Mähren in Ausſicht genommen haben.

Emma wird mich als eine der ſchönſten Erinnerungen durch die Welt begleiten; ich will ihr ſcheidend die Hand reichen und dann zurückkehren in meine graue Einſamkeit.

Ich beabſichtige einen Zyklus auszuarbeiten: „Deutſche Auswanderer", zwei Gedichte: „Die Ver-

treibung der Zillertaler" und „Seume" sind bereits fertig. Vielleicht gehört mir selber das dritte.

Pirawart, 2. August 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Emma ist mein, mein, mein!

Lassen Sie mich aufatmen in diesem Meer von Glück und Seligkeit, das mich umfließt. Doch ich will erzählen.

Sie wissen, ich war entschlossen, Emma für immer zu meiden; die letzten acht Tage unseres Zusammenseins wollte ich ihr noch mild und ruhig in das Auge blicken und dann fort. Als wir einmal zusammen über Feld gingen, redete ich von meiner nahen Abreise; sie erschrak, ihr Auge füllte eine große Träne, ich faßte ihre zitternde Hand. Noch einmal bezwang ich mein Gefühl und wandte mich ab. Wir trennten uns, unsere Blicke gestanden jedoch das bange Geheimnis der Seelen.

Mich trieb die Unruhe rastlos herum. Endlich kehrte ich zurück; sie saß in der Laube, den Bleistift in der Hand, schnell ein Blättchen Papier faltend. „Ich störe Sie?" fragte ich. „O nein," stammelte sie, „ich habe den ersten Versuch gemacht zu dichten." — „Darf ich es lesen?" — Das Blatt entglitt ihren Fingern, ich hob es auf, ein flüchtiger Blick, sie lag in meinen Armen und ein Kuß loderte auf wie die Flamme am Altar der Ewigkeit. Was das Blatt enthielt?

„Ich hab' gekämpfet lang, gelitten auch,
Als herb dein Mund und kalt dein Auge war;
Zu bergen wußt' ich es nach Mädchenbrauch,
Es machte nichts mein Leiden offenbar!
Doch nun, da mild auf mir dein Auge ruht,
Und wie zum Kusse deine Lippen winken,
Weiß kaum zu bergen ich des Herzens Glut,
An deine Brust möcht ich für immer sinken".

Werfen Sie mir nicht vor, ich sei besserer Einsicht untreu worden; es schien mir unrecht, das Tor zu diesem Glücke aufzusprengen, sollte ich es aber zurückstoßen, da es mir unverhofft und reizend entgegenschwebte? Es ist keine Verlobung auf sieben Jahre; in manchen Gegenden ist Mangel an Ärzten, also leicht Unterkunft. Bis dahin müssen wir unsern Bund verheimlichen, dann mögen sich die Eltern fügen. Um so mehr, da mir niemand einen trivialen Grund unterschieben kann: Im Hause ist der Aufwand zu groß, als daß viel Vermögen vorhanden sein könnte.

Ich lese gegenwärtig das hohe Lied: Diese Bruchstücke aus dem Liebesleben jenes orientalischen Königes voll glühender Begeisterung und Schönheit! Mögen die Theologen über die Bedeutung desselben zanken; sie haben nie geliebt oder vergessen, wie ein Kuß von weichen vollen Lippen alle Pulse in zitternde Bewegung setzt und emportreibt. Ich will dieses Lied genießen, wie man einen Becher südlichen Weines schlürft: überall Duft, Feuer, Seligkeit.

Kurz zuvor saß ich in der Laube, das Buch vor mir aufgeschlagen: „Wo ist denn dein Freund hingegangen, du Schönste unter den Weibern? Wo hat sich dein Freund hingewandt? So wollen wir mit dir ihn

ſuchen. — Mein Freund iſt hinabgegangen in den Garten zu den würzigen Kräutern, daß er ſich weide unter den Blumen und Roſen breche. Mein Freund iſt mein und ich bin ſein, der unter Roſen ſich weidet. Du biſt ſchön, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jeruſalem, wende deine Augen von mir, denn ſie entzünden mein Herz."

Eine blaue Beere flog auf das Blatt; ich wandte mich um, durch die Reben guckte Emmas lächelndes Geſicht. Ihr braunes Haar floß auf eine dunkle Traube und miſchte ſich mit den Blättern und Ranken des Weinſtockes. Ich zog ſie an mich. Da legte ſich ein Weinblatt, als wollt' es uns die Wonne des Kuſſes nicht gönnen, zwiſchen unſere Lippen. Sie pflückte es, nun liegt es zum Andenken jener Stunde zwiſchen den Blättern der Bibel, dort wo von Salomon und Sulamith geſchrieben ſteht.

Gedichtet wird wenig; ich lebe und wie! Doch ja, ein kleines Liedchen hier.

Der Kuß.

Die Sonne längſt geſunken,
Der Abend mild und lau,
Unzählig gold'ne Funken
Durchleuchten hell das Blau.
Und lichte Engel ſchweben
Umwallt vom Wolkenſaum,
Dein Mund, . . . ich fühl ihn beben
Auf meinen Lippen kaum.
Da guckt durchs Laubgewinde
Ein Engelsangeſicht:
„Ob ich den Heimweg finde?
Iſt hier der Himmel nicht?"

Wie raſch ſind dieſe acht Tage dahin! Ich muß Pirawart verlaſſen, um nicht Verdacht zu erregen. Aber auch die wenigen Wochen, die mich von Emma trennen, werden dahinſchwinden und die Freude des Wiederſehens ſoll um ſo größer ſein.

Schon übermorgen reiſe ich ab. Da wollen wir in Salzburg alle trauten Plätzchen aufſuchen und von Emma reden, welche Sie liebt wie eine Schweſter, ohne ſie zu kennen. Auch das ſoll werden!

Emma läßt Sie grüßen! Doch nein! ſie ſoll Ihnen ſelbſt ſchreiben.

* * *

Mein Trauter wünſcht, daß ich Ihnen meine Grüße ſelbſt ſende und gern willfahre ich ſeinem Wunſche.

Aber vor allem will ich Sie um die Erlaubnis bitten: Du ſagen zu dürfen, es klingt ja viel ſchöner, viel deutſcher, als das ſteife, kalte Sie. Ich möchte zu allen, die ich achte und liebe, Du ſagen, nicht wahr, meine teure Cornelie? Wie ſehne ich mich, Dich zu ſehen, mit dir zu ſprechen. Ich hoffte vergangenen Sommer dieſe Freude zu haben, aber wie es beinahe immer mit unſern Reiſeprojekten geht: Es blieb beim vornehmen. Doch ſo Gott will, wird auch dieſer Wunſch erfüllt, wenn Adolf und ich das Ziel all unſeres Strebens und Trachtens erreicht haben.

Viele, viele Küſſe an Dich und Deine Schweſter. Gott ſei mit Dir!

Emma.

* * *

Darf ich von den vielen, vielen Küſſen nicht einige für mich abziehen? Ich ſchicke Ihnen dafür zwei Stellen aus einem Briefchen, das ſie mir heute früh zugeſteckt.

„Ich muß Dir etwas geſtehen, mein Geliebter. Denkſt Du noch daran; es war die Zeit der Schneeglöckchen, von denen ich Dir die erſten brachte: — Wir waren ſpäter nach Hauſe gekommen, als wir hätten ſollen. Als ich in das Zimmer trat, fand ich Dich auf dem Sofa eingeſchlafen; das Haar floß von der Stirn auf den Arm nieder, der ſie ſtützte. Dein Geſicht war ganz verändert, jeder herbe Zug weggelöſcht, um den Mund ein Hauch milder Ruhe. Ach! ich wollte mich zu Dir niederbeugen und Dich küſſen, leiſe, leiſe nur; da ſchlugſt Du den Blick auf; — haſt Du nicht bemerkt, wie ich verwirrt vor Dir ſtand? Erwacht warſt Du ganz anders; jener Ausdruck von Trotz zeigte ſich wieder, der mich an Dir ſo tief betrübte.

Im vorigen Frühjahr war ich einmal auf Dich ernſtlich böſe, weil Du mich mit Deinen Sarkasmen ſo peinigteſt; ich glaubte Dir ein recht finſteres Geſicht zu machen und Du bemerkteſt nicht einmal was davon.

Aber jetzt! Wenn ich in Dein treues Auge ſchaue, wenn mich Deine heißen Küſſe faſt erſchrecken, da vergeſſe ich alles, alles und weiß nur noch, daß ich Dich liebe, ja Dich liebe, Dich mehr als alles liebe!

Heute gingen wir erſt um ¼ nach 10 Uhr nach Hauſe; die Sterne ſchimmerten hell, der Mond kam feurig rot herauf, es war feierlich ſtill! Ach hätt' ich nur in Dein Auge blicken dürfen, das mir freundlicher glänzt als alle Sterne der Nacht! Wie ſelig wird es

ſein, wenn ich es ungehindert tun darf, wenn mir niemand mehr verbeut, Deinem Wort zu lauſchen, wenn Deine Heimat meine Heimat ſein wird und uns nichts mehr trennt als Gottes Wille."

* * *

Jetzt aber nichts mehr von Emma! Ich wollte zuerſt von ihr nicht reden. Das böſe Mädl! Wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über.

So eine Liebe iſt denn doch der Mai des Lebens!

Darum ließen die Griechen ihre Götter lieben.

Da haben Sie vieles, aber nicht viel.

Pirawart, 25. Auguſt 1846.

Ihr

Pichler.

* * *

Über meinen Aufenthalt in Tirol kann ich diesmal gar nichts berichten. Es blieb mir kaum eine Erinnerung, ſo ganz erfüllte Emma mein Herz. Wie die Schwalbe zum Neſt, eilte ich daher ſobald als möglich zu ihr nach Wien! Es war ja das erſtemal in meinem Leben, daß das Glück bei mir einkehrte.

* * *

An Cornelie.

Endlich wieder in Wien. Emma iſt in meiner Abweſenheit höher und ſchlanker geworden, das Antlitz bläſſer, der Ausdruck innig und ſehnſuchtsvoll. Ihre

Küsse heißer; ist es denn möglich, daß wir uns noch mehr lieben können! Der Verdacht ist bereits rege, wir werden scharf beobachtet. Um eine vorzeitige Entdeckung zu hindern, muß ich alle Schlauheit aufbieten, um so mehr, da meine Emma keine Verstellungskunst besitzt und ihr immer die Seele klar und lauter aus den Augen schaut.

Abends lese ich hier und da Homer vor.

Ich bewohne jetzt in der Alservorstadt ein hübsches Zimmerchen und habe einen Pagen, einen Gymnasiasten von 12 Jahren, der mir die Kleider reinigt, Aufträge besorgt und wohl auch abschreibt. Als Livree müßt' ich ihm wohl rot und grün geben, die Farben der Rose.

In der Medizin wird mit doppeltem Eifer gearbeitet, so weit es möglich, da im Spital noch keine Kranken auf der Klinik sind.

Von Emma tausend Grüße und ein Blatt!

Wien, 11. Oktober 1846.

Ihr

Pichler.—

Cornelie an mich.

So recht, mein Freund! Das sind mir liebe Briefe und liebe Lieder, schreiben Sie nur immer solche. Ich will gar nicht klagen, daß Sie mich so lang auf Nachrichten warten ließen, denen ich mit Sehnsucht und Ungeduld entgegensah.

Es hat mich unendlich gefreut, daß Emma einige Zeilen beischrieb. Sie ist wahrlich lieb und gut! Ich lege für sie ein Blatt bei, geben Sie ihr's mit Gruß und Kuß. Ich will Ihnen vor der Hand ihre Küsse

noch überlaſſen, zur rechten Zeit werde ich ſie dann ſchon einfordern. Erinnern Sie ſich daran, wie Sie ſchrieben: „Möchte ſie mir nur einmal einen Kuß aufgeben, den wollte ich herzlich gern in Empfang nehmen und — für mich behalten.“ Wäre ich mit Emma zuſammengekommen, ſo würde ihr Geheimnis wohl früher verraten worden ſein, aber es hat ſich doch ſo alles ſchöner gefügt.

Geſtern waren wir in Maria Plain. Es war ein prachtvoller Herbſttag. Wallfahrten iſt ein ſchöner Gedanke, aber in einer düſtern mit Vergoldung und Schnitzwerk überladenen Kirche kann man doch nicht beten und tritt man heraus, iſt alles ſo licht und ſchön und groß! Beim Heimgehen leuchteten die Sterne; ich ſah zum Polarſtern hinauf und ſandte Ihnen und Emma einen Gruß.

Mathilde wird den Winter über zu Innsbruck bleiben. Das iſt mir freilich nicht lieb für mich, — da ich aber ſelbſt glaube, daß es für ſie, beſonders in Hinſicht auf ihre Geſundheit gut ſein werde, muß ich mich darein ergeben.

O wie beneide ich Sie um den Genuß bei Ihren Vorleſungen! Und wie beneide ich Emma, die zuhören kann. Ich kenne Homer nicht und wenn ich ein ſolches Werk leſe, ſo iſt das nicht die Hälfte von dem, was es ſo vorgetragen wäre. Es iſt doch alles ganz anders; man kann erſt recht genießen und ſich freuen in Gemeinſchaft. Was Sie in den Aufzeichnungen von Spinoza ſagen: „Daß Ihnen beim Leſen ſeiner Sätze ſei, als ob Sie in den Nachthimmel blickten“, gerade dieſen Eindruck macht mir Goethes Iphigenie, ſo oft ich ſie leſe.

Ich muß Ihnen ſagen, daß ich Emma noch mehr lieben und achten muß wegen der Stelle in ihrem Brief, welche Sie mir mitteilten. Es liegt eine Feſtigkeit darin, die ich nicht erwartet hätte. Ich denke aber an Jean Paul, der glaub' ich ſagt: Es ſei vielleicht noch himmliſcher, einer fremden Liebe mit ſtill glückwünſchendem Herzen zuzuſchauen, als ſelbſt zu lieben.

Vergeſſen Sie ja nicht, daß Sie mir Ihr Bild verſprochen haben. Das von Emma gezeichnete iſt mir ſehr lieb, doch es gehört zur „Elegie" und ich möchte eins zum „Kuſſe" haben. Jetzt ſollen Sie ſich malen laſſen.

Wenn Sie Ernſt aufſuchen wollen, ſo iſt es mir gar ſehr lieb, er iſt nicht ganz zufrieden.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie beneiden Emma um meine Vorleſungen? — Das kommt zu früh; die Mutter ſcheint ſie abſichtlich fern zu halten, wie denn der Verdacht ſehr rege iſt. Indes nur noch wenige Monate. Mit dem zweiten Semeſter ſchließt mein Studium und ich werde dann offen und ehrlich dem Vater ſchreiben.

Man lauert uns auf; da tun wir kalt gegeneinander und reden von gleichgültigen Dingen. Hier und da gelingt uns ein Blick, wir ſtreifen uns, manchmal ein leiſer Händedruck und wär das alles nicht, ſo ſind wir doch im gleichen Raume. Geſtern trat ſie in die halbdunkle Fenſterniſche, ſie löſte eine Roſe aus ihrem Strauß und küßte ſie, kaum mochte ich ſie in der Ferne vom zarten Mund zu unterſcheiden, und legte ſie auf das

Geſims in den Schatten. Nun ſteht ſie im Glas neben meinem Bett und ich denk', ich habe ſie vor dem Einſchlafen ſogar geküßt. Kindiſch, kindiſch, kindiſch! — Aber ſelig ſind die Kinder und ich bin lang genug ernſthaft geweſen, wie ein Uhu auf einem alten Schloß.

Geht die Liebe doch überall den gleichen Weg. Wenn im Oberinntal ein Burſch von ſeinem Mädl Abſchied nimmt, um nach Arbeit zu wandern, ſo küßt er einen Stein, ſie nimmt ihn mit in ihre Kammer und bewahrt ihn zu teurer Erinnerung, bis er im Herbſt heimkehrt.

Der Fratz verſteht ſich aufs Küſſen wie ein Spatz aufs Kirſchenſtehlen, ſo flink und gewandt; da ſie aber kleiner iſt als ich, muß ſie immer auf den Fußſpitzen trippeln, um mich mit ihrem roten Schnäbelchen zu erreichen. Geſtern gab es einen kleinen Spaß. Die Kinder, ſie und ich ſaßen an einem Tiſch; zwiſchen uns ein dicker ungariſcher Pfaff. Emma wollte ihre Sammetſchühlein auf meinen Fuß ſetzen; ich machte eine leiſe Wendung und ſo geriet ſie auf den Kanonenſtiefel des Pfaffen. Dieſer fing gar behaglich an zu ſchmunzeln. Nun merkte ſie es, nahm aus Verlegenheit ein Buch verkehrt in die Hand, klappte es wieder zu und ſtand auf, um etwas zu holen. Sie hob drohend den Finger; da werd' ich es ſchön kriegen!

Beiliegendes Puppenſpiel: „Der Fauſt" möge Ihnen beweiſen, daß ich abweſende Freunde nicht vergeſſe. Sie haben es vielleicht zu Innsbruck als Kind im Mopperlg'ſpiel mit geringen Abweichungen aufführen ſehen. Es reicht in alte Zeiten zurück und gibt einen Begriff davon, welche Bedeutung die deutſche

Bühne jetzt haben müßte, wenn ſie ſich aus ſolchen Anfängen ohne Störung entwickelt hätte.

Sie ſind wohl ſchon für den Winter eingehäuſelt?

Wien, 16. November 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr kurzes Briefchen hat mich ſehr gefreut, weil es mir zeigt, in welcher glücklichen Gegenwart Sie leben.

Daß Sie das Herz haben, Emma ſo boshaft zu necken, iſt unverantwortlich. Sie iſt viel zu gut; ſoll ich ihr nicht ein bischen Unterricht in der Kunſt, den Pantoffel zu gebrauchen, geben? Sie könnten dabei an Ihre Verteidigung denken, ſo wäre für alle Teile geſorgt. Auch habe ich ja ein vollſtändiges Sündenregiſter von Ihnen in Händen, und wenn Sie nicht geduldig ſind und uns nach Herzensluſt reden und Komplotte ſchmieden laſſen, ſo ſoll ſie alles zu leſen bekommen. Sie ſehen, es bleibt nichts übrig, als ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Für den Fauſt herzlichen Dank!

Wir ſind allerdings eingehäuſelt: nur flößt mir die Mutter Sorge ein, ſie iſt manchmal unwohl und bei dieſem Alter darf man nichts leicht nehmen.

An Emma Gruß und Kuß.

Cornelie.

An Cornelie.

Seit meinem letzten Briefe ſind vier Wochen verfloſſen. Vier Wochen! In dieſer Zeit kann ſich einiges ändern und es hat ſich viel geändert! —

Emma und ich wurden getrennt!

Sie ſchrieb ein Zettelchen an mich und wurde dabei von ihrer Mutter ertappt. Ihr Vater ſchrieb mir am gleichen Tage und verbot mir das Haus. Das war vorläufig in Ordnung und ich habe nichts anderes erwartet. Ich antwortete ihm ernſt und ruhig; freilich ohne Erfolg. Am aufgebrachteſten war ihre Mutter. Emma erklärte ihr jedoch, mir treu bleiben zu wollen unter jeder Vorausſetzung. Auf allerlei Schleichwegen unterhalten wir einen brieflichen Verkehr. Da zu erwarten ſtand, daß man ſie überwachen und früher oder ſpäter geradezu fragen werde, ob ſie von mir Briefe erhalte, ſo wollte ich dieſe diktieren, damit ſie erwidern könne: „Er ſchrieb mir nie mehr!“ — Sie antwortete umgehend: „Ich habe Deinen Vorſchlag überlegt, iſt er nicht Falſchheit? Ich werde den Mut haben der Mutter zu entgegnen: „In allem will ich dir gehorchen treu und offen wie bisher, nur darin nicht, daß ich ihm entſage.“ Emma war edler als ich. Mich hat all die Niedertracht, die ich ſeit früher Jugend erfahren, falſch gemacht; aber vor dem frommen Blicke meines Mädchens ſinkt das alles in nichts zurück und ich bin wieder geläutert. Was vermag ein Weib, wenn es ganz Weib iſt!

Eine Dienſtmagd verhilft uns hier und da zu einer Zuſammenkunft. So leben wir von geſtohlenen Augenblicken des Glückes: Sie treu und ergeben, ich ſcheinbar ruhig. O flöge die Zeit meinen Wünſchen voraus und ich könnte ſie bald, bald mein Weib nennen; ſie iſt gut wie der lichte Tag!

Wieder vier Wochen! Die Lage iſt unverändert;

Emma hält mich in Faſſung, wenn Groll und Leidenſchaft überſchäumen wollen. Sie ſchaut mit heiterem Mute in die Zukunft; die Geduld iſt eine weibliche Tugend.

Soeben erhalte ich Nachrichten von Mathilde, die mich mit Freude und Trauer erfüllten. Mit Freude, weil ich von ihrer glücklichen Liebe und baldigen Vermählung höre; mit Trauer, weil ich die ſchwere Krankheit Ihrer guten Mutter erfahre.

Schreiben Sie mir doch recht bald, wie es geht und ſeien Sie meiner aufrichtigſten Teilnahme verſichert.

Möge ſich für uns alle der Unſegen, den uns der Schluß des alten Jahres gebracht, bald zum Heile wenden!

Wien, 20. Januar 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Aus Ihrem langen Schweigen und aus dem kurzen Brief kann ich wohl Ihre Stimmung erkennen, ſo wenig Sie auch darüber ſagen. Aber Emma hat recht; wenn die Gegenwart drückend iſt, können Sie doch mit heiterem Mute in die Zukunft ſchauen, die Ihren Anſtrengungen den ſchönſten Lohn verheißt. Alles, was Sie mir von Emma ſchreiben, erhöht meine Achtung und Bewunderung für ſie, ich bin demütig, wenn ich an Emma denke. Doch meine herzliche Liebe ſoll mir noch ein Anrecht auf ihre Freundſchaft geben. Ich bitte Sie, richten Sie ihr einſtweilen recht viele Grüße und

Küsse aus; die Zeit wird mir zu kurz, sonst hätte ich ein Blatt beigelegt.

Meine Mutter erkrankte gleich, nachdem ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt hatte und ist noch immer krank, obwohl sie zeitweise auf sein kann. Ich hoffe das beste von einem Landaufenthalt im Frühling. Ich habe wohl viele angstvolle Stunden gehabt, doch trugen auch manche Umstände bei, mir diese zu erleichtern. Vorzüglich lieb war mir Mathildens Abwesenheit, es blieben ihr dadurch viele Sorgen erspart und ich wünsche, daß sie die schöne Gegenwart so ungetrübt als möglich genießen möge. Daß ihre Liebe sie dauernd glücklich machen wird, hoffe ich, und es macht mir große Freude zu bemerken, daß, jemehr sie Ganahl kennen lernt, ihre Liebe immer inniger wird. Sie scheint sich überhaupt zu Innsbruck sehr wohl zu fühlen, das ist auch kein Wunder!

Gott schütze Sie und Emma.

Cornelie.

Emma an Cornelie.

Du wirst Dir unser langes Schweigen nicht erklären können, meine Cornelie! Nur ich bin daran Schuld, oder vielmehr meine vielen Geschäfte. Wir haben nun ein Schwesterlein mehr und da bin ich schon seit sieben Wochen Hausfrau, Kind- und Krankenwärterin. Ich habe noch keine ruhige halbe Stunde gehabt, sonst hätte ich Dir gewiß längst geschrieben. Auch jetzt kann ich Dir nur danken für die unendliche Freude, die Du mir durch Deine lieben Zeilen gemacht hast.

Mein Trauter mag Dir ſagen, wie ſehnlich ich immer wünſchte, Deine nähere Bekanntſchaft zu machen. Könnte ich nur ein paar Stunden mit Dir ſein! Ich hätte Dir ſo vieles mitzuteilen, doch Geduld, Geduld, die Zeit iſt nicht fern.

Viele herzliche Grüße.

Ich muß die Feder weglegen; wenn mich nur die Zeit nicht ſo drängen würde! Mein Adolf mag noch etwas beiſetzen; boshaft wie immer!

Leb wohl, meine Freundin! Gott ſegne Dich.

Deine Emma.

* * *

Da haben Sie unſere kleine herzige Hausfrau, wie ſie leibt und lebt: Die Hände voll Arbeit, das Aug' voll Liebe und auf den Lippen die ſüßeſten Küſſe. Boshaft wie immer!

Da darf ich denn doch ihren Brief nicht ganz ohne Gloſſen fortſchicken. Sie ſagt:

a. „Unſer langes Schweigen." — Unſer! Wie die Pfarrhäuſerin vom Geflügel.

b. „Kindeswärterin!" Ich hab ihr geſagt, wenn ſie ſo fortfahre und ſich vor dem Wiegen nicht Zeit nehme zu ſchreiben, was denn einmal in Zukunft ... Sie ließ mich aber nicht weiterfahren und hielt mir den Mund zu. Sie hätten nur ſehen ſollen, wie ſchnell ſie ihr Geſichtchen an meine Bruſt verſteckte, ich fühlte die Glut der Wange durch alle meine Kleider, erſt nach einer Weile fand ſie, ohne die Augen aufzuſchlagen, den

Weg nach meinen Lippen, um einen warmen Kuß drauf zu drücken.

c. „Ein paar Stunden mit Dir sein!" Warum nicht noch mehr? Was fange ich derweil an? — Etwa spazieren gehen, wie letzthin, wo ich bei einem Stelldichein im grimmigen Frost Schildwach brannte, daß ich fast hätte in die Wolken fahren mögen vor Kälte und Langeweile.

Und Sie wären schließlich wohl gar imstand', ihr meine Briefe zu zeigen! Emma! Wenn sie einmal mein Weib ist!

Ihre Liebe ist ein Feuer, das alle Unnatur aus einer Seele läutert! nach soviel Verstiegenheit ein Mensch zu sein und nur ein Mensch!"

Möchten sich nur auch die äußeren Verhältnisse gestalten und mit der heutigen Sonnenwende auch für uns der Frühling kommen!

Wien, 21. März 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Durch Ernst erfahre ich, daß es mit der Mutter etwas besser gehe und nicht alle Hoffnung verschwunden sei. Mich hat diese Nachricht innig gefreut; lassen Sie uns vertrauen, es wird alles gut werden. Auch Emma nimmt innigen Anteil.

In Tirol hat man einen Preis für das beste Schützenlied ausgesetzt. Ich habe nicht mitgetan. Nach meiner Überzeugung kommt bei solchen Anlässen nie viel heraus. Wer mag oder vermag ein Lied zu dichten,

wie es die Preiskommiſſion verlangt? Öl und Waſſer läßt ſich nicht miſchen; das Vaterland und Metternich haben nichts miteinander zu ſchaffen. Purtſcher, der hier das meiſte Zeug hätte, blieb abſeits; ebenſo Gilm, der die Herren in einem draſtiſchen Gedicht verhöhnte.

Ich ſichte die Poeſie der letzten zwei, drei Jahre; viele unnütze Reimereien fallen unter den Tiſch. Vollendetes oder gar nichts.

Dafür lege ich Ihnen zwei Gedichte Walters von der Vogelweide bei.

„Sage mir Mädchen, was iſt die Liebe.
Heil jener Stunde, wo ich ſie fand."

In unſeren Verhältniſſen hat ſich nichts geändert.

Wien, 17. April 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Emmas liebe Zeilen haben mich innig gefreut. Aber mit Ihnen bin ich unzufrieden. Sie beſchäftigen ſich alſo wieder mit Ihren Gedichten! Wenn Sie doch wenigſtens das, was Sie nicht herausgeben wollen, mir zum Bewahren gäben, was ſollte das ſchaden? Ihnen könnte es ja gleich ſein und mir würde es ſo große Freude machen! Ich ſage nichts gegen Ihr „Vollendetes oder gar nichts!" Ob Sie nicht gar zu ſtreng ſind, will ich nicht fragen, aber warum ſollen Ihre Freunde ſich nicht an Gedichten erfreuen dürfen, die, wenn auch keine Meiſterwerke, doch immer Mitteilungen Ihres Geiſtes und Ihrer Gefühle ſind.

Selten hat mir etwas ſo gut gefallen, wie die

Liebeslieder Walters. Sie sind so natürlich und warm. Bringen Sie doch in die Ferien mehr mit!

Über Viktoriens Häuslichkeit erhalte ich durch ihre Mutter Nachricht; von der Geburt und dem Tode ihres zweiten Knaben und ihrer Gefahr dabei. Doch war sie zurzeit, als ihr Mann schrieb, schon wieder gesund. Ich fürchte, sie wird ihr Glück nicht lange genießen.

Hier habe ich niemand, mit dem ich vertraulich reden könnte; meine Cousine habe ich gern, denn sie ist die Gefälligkeit und Gutmütigkeit selbst, sonst ist sie aber so verkehrt infolge ihrer Verhältnisse, daß man oft nicht weiß, ob man lachen, seufzen oder sich ärgern soll. Doch ich bemitleide sie; hätte sie das Glück gehabt, einen aufrichtigen Freund oder eine verständige Freundin zu finden, was hätte sie werden können! Es empört mich, wenn ich sehe, wie die Männer gewöhnlich mit den Mädchen spielen, als wären es Puppen, eben nur da, um ihnen eine Zeitlang zur Kurzweil zu dienen. Haben sie dann einem Mädchen den Kopf vollends verdreht, dann sind diese Herren die ersten, den Stab zu brechen und von Dummheit, Leichtsinn und so weiter zu sprechen. Sie müssen wissen, ich habe wieder nähere Bekanntschaft mit einem dieser Sorte gemacht.

War doch der Winter so öd und traurig! Aber jetzt sprossen die Blumen und wir gehen auf das Land und Mathilde kommt wieder aus Tirol!

Cornelie.

An Cornelie.

Genießen Sie den Frühling aus voller Seele; Mathilde im Glück ihrer bräutlichen Liebe; die Wieder-

geneſung der lieben Mutter mag Ihnen werden wie ein ſchöner Morgen. Ich habe wieder eine böſe Zeit. Unſere Zuſammenkünfte wurden entdeckt, die Eltern, welche unſer Verhältnis abgetan hielten, grollen und zürnen. Eine Liebſchaft mit einem Studenten! Ich habe deren gar manche kennen gelernt und die Eltern ließen, wenn ſich eine Ausſicht bot, die Sache ruhig gelten. Hängt doch über allem Menſchlichen der Zufall! Doch ich will nicht klagen; es verrinnt ſo wie ſo Tag wie Tag und das iſt auch ein Glück.

Noch kann ich Ihnen nicht ſagen, wann ich nach Salzburg komme Hier ein Sonett Purtſchers!

Wien, 2. Juni 1847.

Ihr

Pichler.

Sonett.

Zwei ſiechten einſt dahin; vor ihrem Scheiden
Schon ahnend wie die Schwinge los ſich ſchäle,
Befragten ſie ſich noch, was jeder wähle:
Ob Luſt in Ewigkeit, ob ewig Leiden.
Da ſprach der links: „Mich Elenden zerquäle
Abſeits von Gott ein ſelbſtgenügſam Meiden!“
Der rechts in Tränen lächelnd und beſcheiden:
„Daß milde Gott zum letzten Flug mich ſtähle!“
Und nun, was glaubſt du, hat ſich nun begeben?
Es iſt zu groß, als daß ich es verhehle:
Ich ſah den einen ſtolz hinunterſchweben.
Der Andre, ledig ſtieg er ſeiner Fehle
Und hoch darüber ſcholl es zum Erbeben:
Gott ſiegelt nur die freie Tat der Seele.

Adolf Purtſcher.

An Johann Schuler.

So hat denn auch mein letztes Schuljahr geſchloſſen! Ich darf mir das Zeugnis geben, ich habe tüchtig gearbeitet. Die Medizin iſt jetzt ein ſchweres Studium; Bücher können die Anſchauung nicht erſetzen; mit dem alten Schlendrian, der Salben ſchmiert und Mixturen kocht, iſt es für immer vorbei. Die pathologiſche Anatomie ſchuf neue Grundlagen. Nach den geiſtreichen Paradoxien der Naturphiloſophie, welche Schelling und ſeine Schule aphoriſtiſch orakelten, nach dem Myſtizismus, der auch die Medizin verfinſtern wollte, ſtehen wir endlich auf dem feſten Boden der Wirklichkeit und wollen Schritt für Schritt vordringend uns hier das Gebiet erobern.

Ich habe mir die Aufgabe geſtellt, im Leichenhof hundert Sektionen zu machen. Da keine Studenten mehr hier ſind, ſo bin ich bei meinen Beobachtungen in keiner Weiſe gehemmt. Ich laſſe mir von den Spitalärzten, welche die Krankheit behandelten, kurz den Verlauf derſelben und die weſentlichen Symptome angeben und halte dann dieſe Berichte mit dem Sektionsbefund zuſammen. Zu Hauſe mache ich dann Aufzeichnungen für den ſpäteren Gebrauch.

Wo der Dichter bleibe? Dazu habe ich jetzt keine Stimmung. Wer kann während des heftigen Kampfes ſingen. Vielleicht ſpäter!

In fünf Wochen etwa hoffe ich Sie zu begrüßen.

Wien, 7. Auguſt 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihnen darf ich kein Wort des Troſtes ſagen, für Sie verrinnt Tag für Tag, aber Emma! Sie muß mit ihrem reinen, edlen Herzen die Erfahrung machen, wie hoch ein Kampf für die Wahrung der Freiheit des Herzens zu ſtehen komme gegen jene, an welche uns von Natur aus Liebe und Achtung knüpfen muß. Laſſen Sie Tag für Tag verrinnen; was Sie jetzt nicht erzwingen, wird die Zukunft der Standhaftigkeit als ſchönen Preis gewähren.

Wie unendlich freue ich mich heuer auf Ihre Ankunft! Die Tage Ihrer Anweſenheit ſind mir ja immer Feſttage, nach denen ich ſchon das ganze Jahr rechne und jetzt, wo ich mich ſo verlaſſen fühle, mehr als je. Ich habe ja hier gar niemand, der mir ein ermutigendes Wort ſagte, darum verläßt mich auch manchmal der Mut. Ich glaube ſchon geſchrieben zu haben, daß Mathilde 14 Tage hier war; dieſer ſchnell vorübergegangene Beſuch läßt mich meine Einſamkeit noch mehr empfinden.

Auch Ganahl war hier und ich muß geſtehen, daß er mir viel beſſer gefiel, als ich erwartete. Ein Beſuch aus Tirol! Da genieße ich erſt recht das Leben, da höre ich wieder heimatliche Sprache. Jedes Plätzchen iſt mir hier lieb und bekannt, aber die Menſchen bleiben mir ewig fremd. O, wie freue ich mich auf Ihren Beſuch, mein Freund! Wie viel werden Sie mir erzählen müſſen! Von einem Stündchen kann aber nicht die Rede ſein, das ſage ich Ihnen voraus. Sie werden doch ein paar Tage hier bleiben? Ich wollte, Sie

kämen bald, damit Sie uns noch auf dem Lande träfen, wahrscheinlich werden wir aber Ende dieses Monates oder anfangs des nächsten in die Stadt ziehen. Wir könnten hier viel ungestörter plauschen und im Freien herumgehen. Das wäre gar schön! Wenn es möglich, möchte ich Sie noch bitten, mir mit ein paar Zeilen den Tag Ihrer Ankunft genauer zu bestimmen; ich habe mancherlei Geschäfte, daß ich vielleicht den ganzen Tag in der Stadt sein muß, oder richtiger gesagt, einige Tage, wir beziehen eine andere Wohnung, da habe ich vieles zu besorgen, ehe wir unseren jetzigen Aufenthalt verlassen.

Mir ist schon jetzt recht leid, wenn wir unseren Landaufenthalt verlassen. Zwar komme ich nur selten aus dem Zimmer und ich wäre andererseits froh, wenn wir glücklich in unserem Winterquartier eingerichtet wären, aber wann werde ich dann wieder Wiesen, Bäume und Berge sehen? Und wenn ich hier morgens oder abends eine Viertelstunde im ungestörten Verkehr mit mir selber zubringen kann, gewinne ich wieder aufs neue Ruhe und Kraft. Seit ich die Hoffnung auf die Genesung der Mutter aufgeben mußte, werde ich wohl oft mutlos.

Ich wurde in meinem Schreiben immer unterbrochen, darum habe ich mich nun losgemacht und ein einsames Plätzchen gesucht, um einmal wieder wie ehemals mit Ihnen frei sprechen zu können. Das Flüstern der Bäume im Windhauch, die Töne der fernen Abendglocken klingen auch jetzt noch so heimisch und süß in die Seele, wie Stimmen alter teurer Freunde und es wird mir frei und leicht zumute, wenn ich rings Schön-

heit und Ruhe um mich finde. Die Unendlichkeit der Natur läßt uns unſer Weſen mit ſeinen Sorgen ſo klein erſcheinen und dann doch wieder ſo groß in der Kraft, die Welt zu erfaſſen und in ſich vollendet zurückzuſtrahlen. Die Natur findet ja auch ihre Verklärung im Geiſte des Menſchen. Ich denke oft an Ihre Geſpräche über Spinoza; es iſt mir unbegreiflich, wie nicht jedes unbefangene Gemüt die Schönheit und Heiligkeit ſeines Gedankens erkennen ſollte.

Von meiner Mutter herzliche Grüße; ihre Geſundheit iſt immer ſchwankend, doch freut ſie ſich, Sie zu ſehen!

Cornelie.

An Cornelie.

Nach Salzburg komme ich in der erſten Hälfte des September. Bis ich hundert Sektionen gemacht habe, bleibe ich in Wien, dann wage ich einen Streifzug nach Ungarn.

Emma befindet ſich dort im Bade. Sie hat den Eltern mit voller Entſchiedenheit erklärt, nicht von mir zu laſſen und da haben ſich dieſe mit ihr von Wien entfernt. Man wird alles aufbieten, den Dämon, der ihr Herz verzaubert, zu bannen. An ſeine Stelle ſoll langſam, langſam jener Landwirt rücken, den man ja für ſie ſeit Jahren in Ausſicht nahm. Er ſoll ein tüchtiger Ökonom ſein; ich habe ihn zu Wien einmal geſehen, ich bemerkte an ihm gar nichts beſonderes. Er liebt Emma; was mich betrifft, ſo würde ich ein Mädchen aus den glühenden Umarmungen eines anderen nur dann nehmen, wenn dieſer andere — tot wäre.

Ich habe für ihn keinen Haß, ja nicht einmal eine Spur von Eifersucht. Die Eltern fördern diese Verbindung in jeder Weise, nun ja! ihre Vermögensverhältnisse sind, wie ich erfahre, etwas unsicher und er ist wohlhabend. Mein häuslicher Herd wäre freilich anfangs sehr bescheiden. Und dennoch, ich nähme Emma ohne jeden Kreuzer, ja jetzt sogar arm lieber als reich. Dann hätte ich für nichts zu danken.

Zum Schluß des Schuljahres habe ich den Eltern wieder geschrieben, ohne Trotz, versöhnlich im Ton der Bitte. Ich erbot mich zu allem; ich verzichtete darauf, ihr Haus zu betreten, nur gestatten solle man mir, an Emma offene Briefe, die durch ihre Hände gehen sollten, zu richten. Keine Antwort! Wie ich erfuhr, waren sie über meine Frechheit empört.

Nun gut! Ich werde auf die Rechte, die mir Emmas Herz eingeräumt, nie verzichten; ich darf es nicht! Sie bleibt meine Braut vor Gott und den Menschen.

Ich mag nicht fortfahren, mein Blut beginnt zu kochen.

Ich hab' ihr versprochen, nach Ungarn zu kommen und ich werd' es tun!

Leben Sie wohl!

Wien, 20. August 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Sie erhalten diese Zeilen aus Innsbruck. Ich war in Ungarn. Ich lag in einer elenden Dorfkneipe ver-

borgen; einmal gelang es mir, Emma im Park zu sehen, dann wurden wir verraten. Die Wut der Eltern über meine Verwegenheit, die alle ihre Pläne kreuzte, war grimmig. Sie hatten einflußreiche Verbindungen; man warnte mich und so begab ich mich über die nahe Grenze nach Steiermark in Sicherheit. Jeder Versuch, von hier aus Fäden anzuspinnen, war vergeblich.

So machte ich mich denn auf die Reise, quer über die Alpen und auf den nächsten Wegen. Bis Schwaz ging ich zu Fuß, jede Leidensstation dieser Wanderung bleibt meiner Seele eingeprägt, sie zu schildern, werde ich nie versuchen!

Schreiben Sie mir nicht.

Innsbruck, 24. September 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Am 26. November von 5—7 Uhr abends habe ich mein erstes medizinisches Rigorosum bestanden. Ende Februar will ich an das zweite. Sollte in Tirol ein guter Platz für die Praxis frei sein, so rücke ich nach Ostern ein, sonst bleib' ich bis Oktober hier im Spitale. Man riet mir auch, ich sollte Journalist oder Schriftsteller werden. In Österreich! Welche alberne Zumutung an einen Menschen, der schließlich was gelernt hat! Sagen Sie das alles meinen Freunden zu Innsbruck.

Und Emma? Jede Verbindung ist abgeschnitten. Wäre sie wie Gudrun unter brutalen Feinden, ich würde nichts besorgen. So hätschelt man sie mit Sanftmut, Milde, Nachsicht, umspinnt sie mit seidenen Fäden;

soll sie den Kampf gegen die Eltern länger fortsetzen? Man wirft alle Schuld auf mich, ja! wären wir noch im Mittelalter, man hätte mich längst wegen Magie vor den Ketzerrichter geschleppt. Mein Aufenthalt in Wien ist mir verleidet und es wird mir oft schwer, die Bitterkeit gegen die Menschen und Verhältnisse niederzukämpfen. Welche Öde liegt vor mir!

Ich muß über diesen Abgrund weg oder versinken. Schreiben Sie mir nicht!!

Es ist gut, daß Sie nach dem Tode der Mutter Salzburg verlassen haben. Die schönen Stunden, die wir dort verlebt, wollen wir in lebendiger Erinnerung behalten. Sie werden sich nicht wiederholen, was hätt' ich auch dort zu suchen. Es beruhigt mich, daß Sie am neugegründeten Herde Ihrer Schwester ein trautes Heim gefunden haben! Grüßen Sie mir alle!

Wien, 10. Dezember 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Vier- oder fünfmal setzte ich mich an den Schreibtisch, aber es ging nicht; Zorn und Gram beherrschen mich zu sehr. Da muß man mit sich selbst fertig werden und wie Jakob mit dem Engel Jehovas ringen und bleibt auch die Hüfte lahm. Betrachten Sie mein bisheriges Schweigen als einen Gedankenstrich; man setzt ihn dort, wo der höchsten Freude, dem tiefsten Schmerz der Ausdruck versagt.

Von Emma weiß ich nichts. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand, mir bleibt Treue heilige Pflicht.

Eine große gewaltige Zeit ist angebrochen; weg mit allem Liebeskummer, wo wir für das Höchste der Menschheit mit Leib und Seele einzustehen haben!

Aus meiner Brust ist jede Unruhe verschwunden.

Hat uns Gott all das Herrliche wie im Traum beschert, so wird er uns auch das tägliche Brot schenken! — Er sei gepriesen! —

Vorwärts!!!

Wien, 7. April 1848.

Ihr

Pichler.

Mit Emma kam ich nur noch zweimal zusammen, so scharf wurde sie überwacht! Zuerst im Sommer oder Herbst 1847. Ich saß in meinem Zimmer und studierte. Ein Wagen fuhr an die Haustüre, über die Treppe rauschte ein Kleid, die Türe ging auf — Emma! Sie war auf ein Stündchen der strengen Aufsicht entronnen und zu mir geeilt. Soll ich den Inhalt dieser kurzen Augenblicke beschreiben? Sie ging aber von mir, wie sie gekommen war, ich habe ihre Ehre nicht angetastet. Leicht konnte ich es tun, sie hätte sich mir willenlos hingegeben; ich denke aber mit stiller Befriedigung zurück, daß ich es nicht getan.

Dann im Fasching 1848. Sie verständigte mich, daß sie von einem Balle heimkehren werde. Da wartete ich nun im Schatten eines Hauses — endlich kam sie mit ihrem Diener. Ein warmer, inniger Kuß, wenige Worte wie das Zwitschern der Schwalbe im Frühling, ein Händedruck und sie verschwand im Haustore. Wenn ich nach Wien komme, besuche ich das Plätzchen noch

immer und träume einen Augenblick von der Vergangenheit.

* * *

Ehe ich von den Märztagen, dem Feldzuge an der welschen Grenze, dem Oktober erzähle, will ich noch das Ende meines Bundes mit Emma kurz mitteilen.

Es war nicht tragisch, nur gewöhnlich, wie man es ja in dieser Weise alle Tage erlebt.

Ich zog in den ungewissen Krieg; ich wollte ein festes Ja oder Nein! Am Vorabend des Ausmarsches ging ich in ihre Wohnung, oder fiel wie der Blitz aus blauem Himmel in die Gesellschaft, die dort beisammen war.

Ich holte mir auch jetzt das entschiedene Nein der Eltern!

Emmas Schicksal lag in ihrer Hand. Sie reichte im November diese Hand dem Landwirte.

Er wußte alles, daß er sie dennoch heiratete, kann nur die Liebe entschuldigen; ich hätte es nie getan. Emma war keine Heroine, sondern ein gutes, weiches Mädchen und ihren welterfahrenen Eltern verüble ich es nachträglich nicht, wenn sie den armen Mediziner aus Tirol mit allen Mitteln verdrängten.

Sie konnten vielleicht auch andere benützen; ich lobe sie nicht, verurteile sie jetzt aber um so weniger, weil ich einsehe, daß auch mich Zorn und Leidenschaft zu wilder Erbitterung hingerissen und ich ihnen ein nur zu gegründetes Recht, mich zu hassen, gegeben habe.

Zum letztenmale sah ich sie im Spätherbste 1848 bald nach ihrer Hochzeit auf dem Glacis unweit der

Schwarzſpanierſtraße. Ich ſtreifte ſie nur mit einem flüchtigen Blick, ſie ſchlug die großen blauen Augen nieder, ſchneebleich zuckte ſie zuſammen und klammerte ſich an den Arm ihres Mannes. Ich ging ruhig vorüber, mir war, als hätte ich ſie nie gekannt. Ob ſie ſich vielleicht erinnerte, wie ſie vor wenigen Monaten noch Bruſt an Bruſt mit heißen Küſſen an meinen Lippen hing. — Ihr Schatten tauchte manchmal vor mir auf, ſie war mir jedoch wie das welke Laub, das zu meinen Füßen wirbelt — Staub und Aſche!

In dieſen ſtürmiſchen Tagen beſchloß ich am 4. April meine mediziniſchen Studien, indem ich an dieſem Tage zum Doktor promoviert wurde. Die Taxen ſowie auch für die Rigoroſen bezahlte der großmütige Graf Clemens Brandis Statthalter von Tirol. Ebenſo für Adolf Purtſcher, der ſich jedoch nicht dankbar bezeigte. Ich habe die erwieſene Wohltat nie vergeſſen, der edle Graf, der ſo viele bittere Erfahrungen machen mußte, hat mir das ſtets hoch angerechnet, obwohl ich nur einer einfachen Menſchenpflicht genügte. Ich mag wohl aus Leichtſinn manches verſäumt haben, des bewußten Undankes habe ich mich aber nie ſchuldig gemacht, ſo wie ich auch nie einem Weibe die Treue brach, die mir ſtets gebrochen wurde. Das nebenbei.

Als Denkmal jener ſtürmiſchen Zeit blieben die „Lieder an Emma". Dieſer Zyklus ſchildert ſie mit einer Wahrheit, daß ich ihn auch jetzt nicht ohne Bewegung durchblättern kann.

Mit der Vergangenheit war ich fertig; ich ließ die Toten ihre Toten begraben. Für mich begann eine

neue Zeit; fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu!

* * *

Genau mit den dunklen Augen,
Nehm' ich heute dich zur Hand?
Mehr als fünfzig Jahre! — folg' ich
Dir in dein entschwundnes Land.

Keine Botschaft ist gekommen,
Doch zieht Emmas Schatten leis
Wie ein Traum an mir vorüber
Und begrüßt den müden Greis.

Einsam wall' ich langsam vorwärts
An des Alters morschem Stab
Während du in weiter Ferne
Sankst vielleicht schon in das Grab.

Süß und innig lächelt wieder
Heut dein Auge blau und mild,
In der Jugend reiner Frische
Strahlt vor mir dein holdes Bild.

Zeichen der Erinnerungen
Wie aus einem tiefen Fluß
Taucht empor, ich fühl ihn wieder
Deiner Liebe heißen Kuß.

Denk ich's wie mit lautem Fluche
Mich das Schicksal von dir stieß
Und hinaus in öde Strecken
Trieb von meinem Paradies.

Lebst du noch? — Gleichviel! — Vergessen
Bin ich wie der frohe Sang
Der einmal, um dich zu ehren
Aus des Jünglings Lippen drang.

Lebst du noch? — Ich denke deiner
Heut an diesem Frühlingstag,
Genau las ich dir, du horchtest
Bei der Nachtigallen Schlag.

Scherzend reichtest du die Rose
Mir aus deinem blonden Haar
Ach die erste war's, die letzte,
Die geblüht in diesem Jahr!

Wilten, 15. Juni 1900.

Inhaltsverzeichnis

Aphorismen 313 ff., 355.

Biographiſches über:
Baumgartner, Anton 90.
Edenſtraßer, Sebaſtian 166 f.
Erler, Heinrich 215.
Flir, Alois 121 f.
Gaßner, Vinzenz 40 f.
Hochegger, Franz 273.
Inama, Adalbert 58 f.
Kopatſch, Johannes C. 103 f.
Meßmer, Alois 112 ff.
Moriz, David 59 ff.
Pichler, Joſef Anton 3 f.
Prarmares, Joſef 120 f.
Purtſcher, Dr. Adolf 104 ff.
Rothmüller, Nikolaus 73.
Ruf, Sebaſtian 124 ff.
Schnell, Joſef v. 202 f.
Schöpf, Ignaz 111.
— Joſef 111 f.
Schuler, Cornelie 137 f.
— Johann 133.
— Mathilde 136.
Seebacher, Joſefa 7.
Senn, Johann 70 ff.
Speckbacher, Kaſpar 74.
Waſer, Joſef 103.
Weber, Beda 192.
Wildgruber, Adolf 86.
Wolf, Joſef 40.

Briefe an:
Cornelie ſ. Schuler.
Emma an Cornelie 362, 372.
Erler, Heinrich 215.

Flir, Alois 249.
Ruf, Sebastian 145, 165, 244, 350.
Schuler, Cornelie 143, 146, 151, 158, 161, 172, 176, 179, 184, 192, 198, 211, 224, 232, 255, 260, 261, 263, 266. 270, 285, 292, 296, 301, 303, 321, 325, 330, 337, 343, 346, 355, 356, 357, 359, 363, 364, 367, 369, 373, 374, 376, 381, 382, 383, 384.
Schuler, Johannes 196, 378.
Streiter, Josef 255, 275, 282, 329.

Briefe von:
Cornelie s. Schuler.
Edenstraßer, Sebastian 167.
Flir, Alois 245.
Gilm, Hermann v. 258.
Ruf, Sebastian 297, 352.
Schlumpf, Ursula 272.
Schnell, Josef v. 204, 212, 228, 240.
Schuler, Cornelie 150, 156, 159, 169, 173, 177, 180, 188, 208, 225, 251, 261, 270, 278, 292, 302, 322, 333, 340, 344, 348, 355, 365, 369, 371, 375, 379.
Schuler, Johann 134, 155.
Stotter, Michael 218.
Streiter, Josef 273.
Wildgruber, Adolf 70, 79, 87.

Adolf Pichler:
Abstammung und Familie 1 ff.
Geburt 9.
Kindheit und Knabenjahre 9 ff.
Gymnasialzeit 55 ff.
Juridisches Studium 96 ff.
Reise nach Wien 147.
Aufenthalt in Wien und medizinisches Studium 148 f.
Ferien in Tirol 190 ff., 255, 260, 321 f., 364, 382 f.
Verhältnis zu Emma 267 ff.

Personenverzeichnis

A

Äschylus 196, 319, 351.
Albrecht, Kaiser 173, 239.
Amerling 294.
Aristides 160, 161.
Augustinus, der hlg. 81, 91.

B

Fra Bartolomeo Baccio della porta ital. Maler 28.
Baumgartner, Anton 99.
Baur 205.
Beethoven, L. van 71, 158, 159, 170, 325, 330, 332, 347.
Bellini, Komponist 218.
Berres, Anatom 188.
Beyrer, Magnus 74, 115.
Blaas, Florian 42.
Blaas, Karl Ritter v., Maler 168.
Bienner, Kanzler 56.
Bodenstedt, Fr. 123.
Bogner Burgele, siehe Schindl, Walburga.
Börne 300.
Brandis, Clemens Graf von, Statthalter v. Tirol 104, 109, 168, 227, 241, 249, 286, 387.
Bruchmann, R. 72.
Buol, Baronin 164, 287.
Bürger, Gottfried August 53.
Burns, Robert 184.
Bürstenbinder, Dr. 334.
Buttlar, Baronin 115.
Byron, Lord 263.

C

Calderon de la Barca 217.
Christus 210.
Cornelie, siehe Schuler, Cornelie.

D

Dante 25, 139.
Daum, Josef 41, 112, 205.
Deubler, Konrad 104.
Diderot 30.
Dürer, Albrecht 338.

E

Edenstraßer, Sebastian 166 ff.
Emma 266, 267, 268, 269, 287, 289, 297, 302, 303, 309, 311, 312, 323, 330, 331, 333, 334, 341, 347, 349, 350, 355, 356, 359, 362, 369, 370, 371, 373, 381, 383.
Endlicher, Stefan Ladislaus, Botaniker und Sprachforscher 153.
Erler, Heinrich 114, 215 ff.
Ettingshausen, Andreas Freiherr v. 99.
Eugen, Prinz 200.
Euripides 319.

F

Fallmerayer, Jakob Philipp, Geschichtsforscher 22, 113, 202.
Fellenberg, Wilhelm von 243.
Fenner von Fenneberg 228, 230, 285.

Feuchtersleben, E. von 298, 299.
Fischbach, Johann, Maler 346, 348.
Fink, Maler 168.
Fischer, Statthalter 72.
Flir, Professor, Alois 41, 77, 92, 113, 119, 121 122 ff., 126, 127, 133, 136, 137, 145, 166, 168, 185, 197, 232, 241, 244, 245 ff., 249, 286, 299, 301, 351.
Frankl, L. A. 129.
Franz, Kaiser von Österreich, 33, 194, 241, 242.
Franzelin, P. Vital, 44.
Freiligrath, Ferdinand 263.
Fuchsmagen, Johann 132.

G

Gallura, Bischof v. Brixen 125, 259.
Ganahl, Josef 136, 372, 379.
Gaßner, Vinzenz, Bischof von Brixen 40, 114, 118.
Gaßner, Direktor 41.
Gasteiger, Gustav v., Kreishauptmann 123.
Gilm, Hermann von 115, 227, 242, 258 ff., 260, 262, 263, 269, 274, 296, 329, 345, 375.
Giovanelli, Ign. 227, 231, 329.
Goethe 30, 41, 59, 102, 123, 142, 145, 152, 196, 228, 261, 263, 274, 287, 291, 324, 342, 354, 366.
Gredler, Dr. Andreas, Advokat 154, 155.
Gregor VII., Papst 46.
Greuter, Josef 40, 42.
Grillparzer, Franz 58, 256.
Grün, Anastasius, 261, 262, 263, 296.

H

Halm, Friedr. 153, 154, 225.
Hartwig 241.
Hegel, G. W. F. 71, 100, 101, 104, 116, 126, 144, 194, 202, 205, 216, 217, 232, 351.
Heidegger, Professor, Michael 90, 98, 354.
Heine, Heinrich 263.
Helfert, Alexander Freiherr v., österr. Minister, Geschichtsforscher 106.
Hellweger, Franz, Historienmaler 169.
Heß, Heinrich v., Maler 21, 168.
Hochegger, Franz 273, 275, 292.
Hölty 69, 182, 238.
Hofer, Andreas 33.
Homer 66, 88, 103, 104, 105, 148, 163, 207, 229, 230, 243, 327, 365, 366.
Horaz, 78, 91.

J

Jäger, Professor Albert 104, 227, 231, 241, 272.
Jäger, Josef, Professor 101.
Jean, Paul, Dichter 95, 96, 367.
Jenull, Präsident 104.
Jesus 300.
Immermann, Karl 230.
Inama, Professor, Adalbert 58, 59, 167.
Job 217.
Johannes, der hlg. 210, 211, 251.

K

Karl V., Kaiser 173.
Kingsley, Ch. 118.
Knoflach, Stephan 114, 205.
Koch, Christoph Wilhelm v., Historiker 241.
Kögl, Josef 37, 38.
Koratsch, Johannes C. 103.
Kraus, Minister 106.
Kuczinski, Stephan 98.

L

Lagarde, Paul de 90, 120.
Langernau 299.

Lanznaßer, Profeſſor, Franz 124.
La Rochefoucault 74, 352.
Lenau 152, 297 ff., 301, 302, 313, 388.
Leo, Heinrich, Geſchichtsſchreiber 221, 244.
Leonidas 160.
Lichtenberg, Georg Chriſtoph 298.
Lindner, Lehrer 25.
Ludwig I., König von Bayern 21, 26, 94.
Luther 85, 86, 92.
Lutterotti, Ludwig von 204.
Lykurg 160.

M

Marc Aurel 92.
Maria Thereſia, Kaiſerin 173.
Martini 205.
Martinitz 275.
Mathilde, ſiehe Schuler, Mathilde.
Mahlſchedl, Johann, Ritter v. Alpenburg 109.
Matthiſſon, Friedrich v., Dichter 69, 73.
Meßmer, Alois 112 ff., 168, 216, 283, 296.
Metternich 58, 72, 127, 264, 351, 375.
Michelangelo, Buonarotti 110.
Miltiades 161.
Mohs 165, 216, 220, 221.
Moritz, David 59.

N

Napoleon 194, 318.
Nietzſche, Fr. 337.
Nithart (Otto Neidhart, der Fuchs) 24.

O

Oberhauſer, Norbert 58.
Obertimpfler, Joſef 123.
Opitz 318.
Otto, König von Griechenland 21.
Ovid 30.

P

Paganini 317.
Paulus, Apoſtel 83, 91, 100, 145, 211, 315.
Perthaler 283, 296.
Petrus, Apoſtel 211.
Petzold, Maler 174.
Pichler, Joſ. Anton 2, 3.
Pichler, Maria Anna 2.
Pig, Maler 168.
Pindar 343.
Platen 117, 343.
Pascal 144.
Prarmarer, Joſef 120 ff.
Prem, Prof. Dr. S. M. 203.
Primiſſer 70.
Prohaska, Ign. Joſ. 100.
Properz 30.
Purtſcher, Dr. Adolf 71, 104 ff., 111, 116, 117, 134, 142, 143, 148, 168, 177, 179, 183, 185, 187, 211, 213, 244, 248, 249, 251, 254, 261, 265, 276, 283, 287, 296, 329. 343, 345, 375, 376, 387.

R

Rabener, Gottlieb Wilhelm, Satiriker 69.
Raphael 110, 307, 338, 341.
Redwitz 127.
Renan 46.
Ridinger, Johann Elias, Tierzeichner 4.
Rotſchy, Botaniker 203.
Roſchmann, von 241.
Roſetti, Gabriel 64.
Rothmiller, Nikolaus 73 ff., 88, 114, 216.
Rudigier, Franz Joſef, Biſchof von Linz 114.
Ruf, Sebaſtian 41, 124 ff., 137, 145, 165 ff., 197, 240, 244, 278, 285, 297 ff., 301, 321, 350 ff., 352 ff.
Ruysdael, Jak. 304.

S

Sandbüchler 102.
Saphir, 285, 354.
Sarnthein, Graf 191.
Schelling, Fr. W. Joſef 101, 211, 378.
Schönach, Profeſſor 127, 232.
Schiller, Friedr. von 102, 196, 291.
Schindl, Walburga 322, 352.
Schlechter, Dr. Chriſtian 234.
Schlern, Aloys (Pſeudonym f. Mages) 296.
Schlumpf, J. 11, 235.
Schlumpf, Sigmund 11, 117, 232 ff., 238, 253, 283, 290, 296.
Schlumpf, Urſula 235, 236, 238.
Schnell, Joſef von 116, 182, 202 ff., 203, 204, 228 ff., 240, 264, 296, 345.
Schneller, Chriſtian 124.
Schnitzer, Alois 61.
Schönach, Georg, Dr. phil. 127, 131, 232, 301.
Schönerer, G. 104.
Schöpf, Ignaz, Profeſſor 79, 88, 111.
Schöpf, Joſeph, Profeſſor 40, 42, 111, 112.
Schubert, Franz 71.
Schumacher, Andreas 339.
Schuler, Anna 134.
Schuler, Cornelie 136, 143, 146, 150, 151, 156, 158, 161, 169, 173, 176, 179, 180, 184, 186, 191, 192, 198, 208, 211, 212, 224, 225, 232, 251, 255, 260, 261, 263, 266, 270, 276, 278, 285, 292, 296, 301, 302, 303, 321, 325, 330, 333, 340, 343, 344, 346, 348, 355, 356, 357, 359, 364, 365, 367, 369, 371, 372, 374, 375, 376, 379, 381, 382, 383, 384.
Schuler, Ernſt 159, 171, 183, 187, 201, 209, 213, 215, 280, 335, 367, 374.
Schuler, Dr. Johannes 41, 116, 126, 127, 133 ff., 140, 150 154, 155 ff., 192, 196, 228, 241, 242, 257, 259, 272, 274, 276, 278, 280, 287, 325, 329, 351, 352, 378.
Schuler, Mathilde 136, 174, 181, 182, 210, 213, 214, 225, 253, 255, 262, 265, 281, 282, 292, 295, 324, 331, 341, 344, 346, 348, 349, 366, 371, 372, 376, 379.
Schullern, Anton von 136.
Schwalt 97, 98.
Sedlnitzky, Freiherr von, Polizeiminiſter 130, 264.
Seebacher, Joſefa 7.
Seidl, Gabriel 287, 329, 339, 343, 345.
Seneca 92.
Senn 59, 70 ff., 142, 202, 274, 275.
Seume 349, 355.
Shakeſpeare 123, 164, 217, 241, 281, 342.
Sibinger, Direktor 41.
Sokrates 315.
Sophie 327, 328.
Sophokles 319.
Spindler, Romanſchriftſteller 89.
Spinoza 201, 205, 216, 313, 315, 354, 366.
Speckbacher, Kaspar 74.
Stelzhammer 172.
Steub, Dr. Ludwig 207, 272.
Stifter, Adalbert 336, 337, 346.
Stolz, Dr. 297.
Stotter, Dr. Michael 121, 137, 168, 206, 218 ff., 224, 225, 240, 241, 244.
Strauß, David 128.
Streiter, Dr. Joſef 192, 201, 207, 227, 231, 255 ff., 273 ff., 275, 282 ff., 286, 300 329.
Suſo, Heinrich 92.,
Sweth, Kajetan 56.

T

Themiſtokles 160, 161.
Thomas a Kempis 90.
Thun, Graf, Miniſter 127, 273.
Tizian 193.
Trebiſch 185, 186, 187, 197, 245.
Trientl, Adolf, Pfarrer, 48.

U

Uhland, Ludwig 113.
Unterrichter, Guido von 74.

V

Veroneſe, Paolo 193.
Viktoria 150, 151, 156, 159, 171, 173, 175, 178, 180, 182, 188, 210, 251, 253, 254, 262, 271, 279, 281, 282, 295, 335, 342, 355, 376.
Voltaire 51, 90, 102.
Vonbank, J. G. 118, 120.
Vorhauſer, Otto, Gymnaſialprofeſſor 86, 88.

W

Wagnerſche Univerſitätsbuchhandlung 136, 167, 273, 284.
Walther von der Vogelweide 375.
Waſer, Joſef 103.
Waſſerer, Alois 88, 114.
Weber, Beda 192, 256, 272, 274, 329.
Weber, Ingenuin 100.
Weißenbach 70.
Welſer, Philippine 55.
Wiedmann, Franz 61.
Wienbarg, Ludolf 145.
Wildgruber, Adolf 70, 75, 79, 86, 89, 92, 111.
Wilhelm, König von Preußen 241.
Witthauer 274, 339.
Wolf, Joſef 40.
Wolkenſtein, Oswald von 192.
Wurzbach, 40, 60, 106.

Z

Zellweger, Joh. 243.
Zingerle, Ignaz 118.
Zoller 70.

Adolph Pichler: Erwähnung ſeiner Werke.

Aurora 33.
Ausſicht 146.
Deutſche Auswanderer 358.
Bettelſtudent 339.
Bewirtung 267.
Der Doktor von Verona 339.
Fra Seraſico 93.
Frühlieder aus Tirol 107, 255, 264, 269, 286, 287, 290, 295, 296, 329.
Die Habsburger 173, 176, 177, 196.
Harlekin 289, 293.
Heinrich aus der franzöſiſchen Ligue 177.
Der Kuß 361.
Koloſſeum 347.
Letzte Prieſter der Iſis 138, 239.
Meine Lieder 288.
Luzifers Werbung 138.

Markſteine 138.
Memnon 309.
Moimir 177.
Nachtigall 278.
Nero 177.
Die Roſe 269.
Der Salzburger Bauernkrieg 177.
Schuldig 327, 339.
Der Schütz 151.
Schwanenlied der Sybille 239, 255, 261.
Seume 359.
An Sophie 328.
„Der Student“ 93, 103.
Toaſt 357.
Der Traum 96.
Ulrich von Hutten 93.
Die Vertreibung der Zillertaler 359.
Vorfrühling 344.
Wildſchütz 146.
Die Wolke 278.
Zaggler, Franz 93.

Im gleichen Verlage erscheinen:

Hans Grasbergers
Ausgewählte Werke
in 3 Bänden

Bereits erschienen ist Band I:

Novellen aus der Heimat und Italien

Mit einer Einleitung von Peter Rosegger,
und einem Geleitwort der Herausgeber

Einzelpreis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Für die Subskribenten auf die 3 Bände geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die weiteren Bände werden enthalten Grasbergers poetische und mundartliche Werke und seine weiteren Erzählungen. Gesamtpreis geheftet ca. M. 10.—, gebunden ca. M. 13.—

Peter Rosegger schreibt am Schlusse seiner Einleitung:

„Was seine Freunde persönlich an Hans Grasberger verloren haben, darüber ist das Schweigen beredteste Kunde. Nun wollen sie ihm ein Denkmal stiften, indem sie das Seine ihm geben — der Literatur das ihre. So ist nach manchen äußerlichen Widerwärtigkeiten diese ausgewählte Ausgabe von Hans Grasbergers Werken zustande gekommen. Wohlgemut legen wir sie in die Hände des deutschen Volkes, und zwar ohne kritische Deutung und Erläuterung. Ohne daß ein dritter dazwischen tritt — unmittelbar und unbefangen sollen Dichter und Leser sich nahetreten. So wie von allen, die diesen Mann gekannt, keiner je wieder von ihm loskam, so wird auch die warme freundliche Dichtergestalt ihre Leser festhalten und sie nie mehr ganz loslassen."

Möge dieser Wunsch Roseggers in Erfüllung gehen. An dem deutschen Volke ist es nun, Hans Grasberger die Schätzung, die ihm zu seinen Lebzeiten nur in bescheidenem Maße zuteil wurde, in reichem Maße zuzuwenden. Er verdient es, wie nicht viele.

Die Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung schreibt in ihrer Nummer vom 21. Februar 1905:

Hans Grasbergers Ausgewählte Werke beginnen im Verlag von Georg Müller, München und Leipzig, zu erscheinen. Vorangeschickt ist dem 1. Bande („Novellen aus Italien und der Heimat")

eine kurze Vorbemerkung der Herausgeber (Joseph Beyer, Anton Bettelheim, J. K. Loher, G. Panikowski, P. Rosegger und Karl v. Thaler), ein warmherzige Würdigung von Rosegger und XI bis XVIII eine knappe Selbstcharakteristik „Mein Lebensgang", die, wahrhaftig und stolz bescheiden, den Prachtmenschen ebenso anschaulich vor den Leser hinstellt, wie Michaleks in gutem Lichtdruck beigegebenes Bildnis. Wie wert der Mann seinen engeren Landsleuten war, wird bald eine Erzbüste bezeugen, die Grasberger in seinem Geburtsort Obdach mit und neben seinem Gefährten Rudolf Falb aufgerichtet wird. Der gute Prosaiker und schwer zu übertreffende Dialektiker würde aber — so sehr sein Herz an der bildenden Kunst hing — dem Buchdenkmal den Vorzug gegeben haben vor einem ehernem Monument. Das Beste, was der redliche Mann als Erzähler, Kritiker und Poet geschaffen, hat der Kreis seiner nächsten Freunde mit strenger Auswahl für drei Bände ausgehoben, die hoffentlich nicht nur „der Verein deutscher Steirer in Wien" unter seine Obhut nimmt. Novellen wie „Der verpfändete Maler" und die von Alfred Berger in seiner Gedenkrede auf Grasberger als Meisterwerk anerkannte Rokokogeschichte „Maler und Modell" verdienen den besten Proben im deutschen Novellenschatz angereiht zu werden. Den Erzählungen Grasbergers sollen in Band II zunächst seine urechten mundartlichen Gedichte: „Geistli'ng'schichten" und „Ploderſam" und seine „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels" sich anschließen. In Ernst und Scherz wird der Wackere vor der Nachwelt bestehen und die Wahrheit seines Wortes bekräftigen: „Ich darf mich eines arbeitsamen Lebens rühmen, sowie auch, meinen Namen nie feilgeboten oder preisgegeben zu haben." Er verdient Liebe, Achtung und Beachtung über das Grab hinaus.

In Einzelausgaben sind noch erhältlich und bestens zu empfehlen:

Steirische Geschichten. Inhalt: Die schöne Kastellanin. Der Strohwisch. Die Frau mit der weißen Leber. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Mariabuch. Ein Wallfahrtsgeschichte. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Maler und Modell. Eine Geschichte aus der Barockzeit. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Licht und Liebe. Gedichte. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine literarhistorische Studie. Geh. M. 3.— geb. M. 4.—.

Ein Triptychon der humanistischen Jugend gewidmet, fein kart. M. 2.—.

Ein neuer österreichischer Erzähler

Victor Wall

Morgendämmerung. Roman

Ein starker Band in vornehmer Ausstatttung
geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Es ist ein stilles und bescheidenes Buch, das selbst nicht laut redet und für das daher der Kritiker laut reden muß, denn es ist das Werk eines Dichters. — Und so werden doch viele nach diesem schlichten Buche greifen, das ungleich der lärmenden Flachheit des leeren „Götz Kraft" in Wahrheit die „Geschichte einer Jugend" ist. Münchener Neueste Nachrichten.

Ernsthaftere Ansprüche (wie Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland) erfüllt der Roman einer Kindheit und Jugend: Morgendämmerung von Victor Wall. Er will als Selbstbekenntnis gewertet sein und verdient dies in vollem Maße. Man kann hier verschiedene Wege gehen. Entweder man wandelt ein Leben in direkte Anschauung; also man stellt es auch im Roman dramatisch hin, mit vollen Farben und Akzenten des Geschehens. Oder man sieht es ganz episch, nicht direkt miterlebend, sondern retrospektiv. Oder — und das möchte wohl das Beste sein — man wählt, wie Goethe in seiner Selbstbiographie, eine Verbindung der beiden Methoden. Wall hat sich auf die zweite beschränkt. So hat das Ganze denn vor allem einen Ton der Sachlichkeit, und gerade dieser Sachlichkeit halber, in die sich auch zuweilen zarte und feine, zurückhaltende Farbtöne mischen, etwas Tüchtiges und Anziehendes. Ein schweres Stück Lebenstragik ist auf alle Fälle in das Buch gebannt. Durch die graue Flut des Ganzen zuckt manchmal ein Blitz: in der dumpfbrütenden Luft dieses entsagungsvollen Knabenlebens wird ein Schrei laut, der Schrei einer vom Leben gequälten, von der großen Angst und dem bebenden Schaudern der Daseinswirren bedrängten Kinderseele. Daneben aber spricht Wall manches die österreichischen Kulturverhältnisse kräftig illustrierendes Wort. So verknüpft sich das Selbstbekenntnis mit der weiteren Lebenskultur in fruchtbarer Weise. Literarisches Echo.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.